Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

<36620206640016

Vaterland.

Erster Band.

Vaterland.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Erster Band.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1890.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Frau Klara Lauckner

in Freundschaft

zugeeignet.

Erstes Kapitel.

Ein kleines, von goldener Königskrone überragtes Wappen über dem Eingangsthor bezeichnete das Haus, in welchem der Gesandte, Baron Palma, wohnte. Sonst glich das Gebäude mit dem aufdringlichen Prunk seiner Formen und seinem überladenen Putz durchaus den übrigen Mietshäusern der für vornehm geltenden, von einem kühnen Spekulanten erst vor wenig Jahren bebauten Straße. Und der Gesandte hatte in der That nur das erste Stockwerk inne, dessen lange Zimmerflucht seinen amtlichen und persönlichen Bedürfnissen bisher vollauf genügt hatte. Das Land, dessen beglaubigter Vertreter er am Berliner Hof war, durfte sich ja nicht unter die Großmächte zählen und nahm nur einen ziemlich bescheidenen Platz im Rat der europäischen Staaten ein. Für die Lösung der

brennenden politischen Zeitfragen, welche die Geister der leitenden Staatsmänner beschäftigten, kam es kaum in Betracht, und es war darnach nur natürlich, wenn die offiziellen Anforderungen, welche das gesellschaftliche Leben Berlins an den Baron Palma stellte, verhältnismäßig bescheiden waren. Auch war es dem Gesandten während seiner bisherigen Amtsführung nicht verübelt worden, daß er aus eigenem Antrieb über die Erfüllung gewisser unabweisbaren Repräsentationspflichten niemals hinaus gegangen war. Man wußte, daß seine Gesundheit eine schwankende sei, und fand darin Erklärung genug für seine eingezogene Lebensweise.

Nun hatte er zum erstenmal in weiteren Kreisen von sich reden gemacht und war durch einen ebenso unerwarteten als befremdlichen Entschluß für die Berliner Gesellschaft auf eine kurze Zeit zum Gegenstand witziger Bonmots und boshafter kleiner Wortspiele geworden. Der vierundfünfzigjährige Hagestolz, der in diplomatischen Kreisen sogar für einen erklärten Weiberfeind gegolten, hatte sich mit einer jungen, schönen und vielbewunderten Dame der norddeutschen Aristokratie verlobt; und noch ehe man sich daran gewöhnt hatte, an die Wirklichkeit dieses überraschenden Ereignisses zu glauben, war dem Verlöbnis in aller Stille die Eheschließung gefolgt.

Ein trübseliger Novembertag mit regenschwerem Himmel und feuchtkaltem Nordwest ging zu Ende. Die Gasflammen zitterten in den leise klirrenden

Laternen und die vornehmen Straßen mit ihren fast entlaubten Bäumen, an denen nur noch vereinzelt die gelben, raschelnden Blätter hingen, sahen nicht viel besser aus als die Straßen der armen Leute. Die lange Fensterreihe über dem kleinen, unscheinbaren Wappen war hell erleuchtet, wie es sonst nur bei festlichen Anlässen der Fall zu sein pflegte, und ein breiter Teppichläufer war bis an den Rand des Fahrdammes über die Straße gelegt. Von Zeit zu Zeit zeigte sich oben hinter den Gardinen der schattenhafte Umriß einer menschlichen Gestalt, welche behutsam die Vorhänge beiseite schob, um auf die Straße hinaus zu spähen; sonst aber deutete nichts auf die Ursachen der ungewöhnlich glänzenden Illumination, welche die gesandtschaftliche Wohnung heute erfahren hatte.

Nun wurde der gedämpfte, gleichmäßige Hufschlag zweier gut eingefahrenen Karossiers auf dem nassen Asphaltpflaster vernehmlich; zwei blinkende Wagenlaternen leuchteten in der Dunkelheit auf und in einem eleganten Bogen fuhr der geschlossene Landauer des Gesandten vor das wappengeschmückte Portal. Noch ehe die Pferde standen, war der Lakai am Wagenschlag. Der kleine, stark vermummte Herr, welcher zuerst ausstieg, bediente sich ein wenig seiner Hilfe. Die beiden Damen aber, die ihm folgten, warteten nicht erst ab, bis Baron Palma ihnen seine Hand zur Stütze gereicht hatte. Vor dem häßlichen Wind flüchtend, der ihnen unsanft entgegenblies, eilten sie in das Haus.

Arm in Arm stiegen sie die breite Treppe empor und ihre schlanken Gestalten bewegten sich mit so jugendlicher Raschheit, daß der Gesandte erst eine Minute später oben anlangte als sie.

Der Lakai erwartete ihn an der obersten Treppenstufe und der wohlfrisirte Kammerdiener hielt in zierlicher Verbeugung mit ausgestrecktem Arm die Portièren der Vorzimmerthür auseinander.

„Guten Abend, François!“ sagte der Gesandte mit einer leisen, etwas müde klingenden Stimme. „Ich hoffe, Sie haben reinen Mund gehalten, mein Lieber.“

Beteuernd legte der Angeredete die Hand auf das Herz.

„Wie Excellenz es befahlen! — Es war nicht ganz leicht, denn die Herren von der Gesandtschaft bestürmten mich schon seit einer Woche mit ihren Fragen. Sie werden ohne Zweifel untröstlich sein, daß es ihnen trotzdem nicht gelungen ist, sich über die Stunde der Ankunft Eurer Excellenz zu unterrichten.“

Die beiden Damen, welche unter den flinken Händen einer Zofe rasch ihrer wärmenden Umhüllungen entledigt worden waren, hatten den anstoßenden Salon bereits betreten; die schmächtige Gestalt des Barons aber war in Ueberröcke und Tücher so wohl verwahrt, daß es selbst für François' Geschicklichkeit einiger Zeit bedurfte, ihn heraus zu schälen. Trotz aller Vorsicht mußte sich Seine Excellenz unterwegs erkältet haben. Er hustete

wiederholt, wenn auch mit dem diskreten Husten eines vornehmen Mannes, den die Erziehung gelehrt hat, durch die Kraft des Willens seine körperlichen Gebrechen wie etwas Anstößiges fremder Beachtung zu entziehen.

„Es ist gut, François! Lassen Sie dem Kutscher noch einmal sagen, daß der Wagen auf die Rückkehr des Fräulein von Ellerndorf zu warten hat. Und dann halten Sie sich bereit — nach fünf Minuten bin ich im Ankleidezimmer.“

Monsieur François Bertolet hatte eine reiche Erfahrung und er rühmte sich nicht mit Unrecht, ein Menschenkenner zu sein. Nur vor dem mageren, gelblichen, unbewegten Antlitz des Gesandten ließen ihn all seine Talente im Stich. Es war ganz unmöglich, aus diesen wie in Pergament geschnittenen Zügen, aus dieser immer gleichen, ruhig abgemessenen Art auf das Vorwiegen guter oder schlechter Laune zu schließen, und während der ersten Zeit seines Dienstes war der gute François oft nahe daran gewesen, solcher Undurchdringlichkeit gegenüber in Verzweiflung zu geraten. Nun hatte er sich um der sonstigen Annehmlichkeiten seiner Stellung willen allgemach darein gefunden und er wußte sich darum auch heute mit der kurzen Abfertigung zu bescheiden. Als er auf dem Weg zum Ankleidezimmer seines Gebieters mit dem Lakaien zusammentraf, begnügte er sich, unter einem vieldeutigen Achselzucken zu sagen:

„Excellenz scheinen sehr angegriffen! Wir werden hier noch, wie ich fürchte, mancherlei unangenehme Ueberraschungen erleben.“

Am Arm ihrer Schwester war die junge Baronin Palma durch die lange Reihe der mit vornehmem Geschmack ausgestatteten Gemächer geschritten. Sie war größer als ihr Gemahl und alle Reize ihrer prächtigen Erscheinung kamen in dem einfachen Reisekleid von englischem Schnitt trefflich zur Geltung. Ihr Gesicht hätte vollkommen schön genannt werden können, wenn sein Ausdruck ein minder gleichgiltiger und teilnahmsloser gewesen wäre.

Und doch war sie sicherlich nicht älter als einundzwanzig oder zweiundzwanzig Jahre.

„Wie hübsch Du es doch hast!“ sagte die jüngere Schwester, deren glänzende Augen lebhaft umherwanderten mit dem Ausdruck aufrichtiger Bewunderung. „Das ist alles so ruhig und behaglich — so ganz anders als bei uns! Und diese Fülle von frischen Blumen! Du wirst mir schon gestatten müssen, Dich um einige davon zu berauben.“

Die junge Frau hatte nicht mehr als einen flüchtigen Blick für ihre Umgebung. Ihre Lider waren halb geschlossen und in müder Handbewegung fächelte sie sich mit ihrem Taschentuch Kühlung zu.

„Ich wollte, Du könntest sie alle mit Dir nehmen, Nora! Das ist ein Duft und eine Temperatur, um darin zu ersticken!“

Sie hatte laut genug gesprochen, um noch im Nebenzimmer, auf dessen Schwelle Baron Palma soeben getreten war, verständlich zu sein. Aber der Gatte konnte ihre Worte doch wohl kaum vernommen haben, da er sich durch die unfreundliche Aufnahme der von ihm angeordneten Aufmerksamkeit nicht im mindesten verletzt zeigte.

„Dies alles, meine liebe Thea,“ sagte er mit jener leisen Stimme, die eines herzlicheren Klanges so wenig fähig schien als eines zornigen, „ist fortan Dein eigenes, unbestrittenes Reich! Mögen es nur glückliche Tage sein, welche Du in meinem Hause und unter meinem Schutz verlebst!“

Die Angeredete antwortete ihm nicht und das kleine Schweigen, welches der feierlichen Begrüßung folgte, würde eine gewisse Verlegenheit hervorgerufen haben, wenn ihm nicht Noras helle Stimme schnell ein Ende gemacht hätte. Sie war an eine Etagère getreten, die ganz mit kleinen Figurengruppen im Stil Watteaus besetzt war, und sie äußerte ihr lebhaftes Entzücken über die Anmut der zierlichen Porzellanbildnereien.

„Wie ist es nur möglich, daß mir diese Herrlichkeiten bei unseren früheren Besuchen entgangen sind?“ fragte sie. „Hielten Sie Ihre Schätze damals etwa unter Verschluß, Herr Schwager?“

„Nein! Ich kaufte diese Kleinigkeiten erst während unseres kurzen Aufenthalts in Dresden und sandte sie

hieher. Sie passen nicht recht dahin; aber ich hoffe, liebe Thea, sie werden Dich nicht stören."

Die gesenkten Lider hoben sich, um zwei tiefe dunkle Augen zu enthüllen, und mit erstauntem Blick wandten sich diese Augen dem pergamentenen Antlitz des Gesandten zu.

„Das ist eine liebenswürdige Ueberraschung! Ich danke Dir dafür!"

Baron Palma nahm die schmale Hand, welche sich ihm darbot, wie er die Hand einer Prinzessin genommen haben würde. Nur als einen kühlen, flüchtigen Hauch fühlte die junge Frau seinen Kuß, und sie zog die schlanken Finger vielleicht schneller aus den seinigen, als sie es einem fremden Kavalier gegenüber hätte thun dürfen.

„Vergib mir, liebe Nora, wenn ich das Bedürfnis fühle, zunächst den Reisestaub abzuschütteln!" wandte sie sich mit einer gewissen Hast an ihre Schwester. „Vielleicht leistest Du mir während des Umkleidens Gesellschaft?"

„Natürlich! Und ich werde es mir nicht nehmen lassen, heute Deine Zofe zu machen. Du kannst kaum ahnen, welch eine Fülle von Fragen ich noch auf dem Herzen habe."

Baron Palma geleitete die Damen höflich bis zur Thür, um dann langsamen Schrittes durch die Reihe der erleuchteten Zimmer zurück zu wandeln. Vor einer prächtigen, ganz mit frischen Blumen gefüllten



— „Wie er mit den Fingerspitzen seiner wohlgepflegten Hände vorsichtig über die Blütenblätter der halbentfalteten Theerosen dahinfuhr ...“ (S. 13.)

Jardinière blieb er stehen. Es wäre für die Herren seiner Gesandtschaft gewiß ein höchst befremdlicher Anblick gewesen, wenn sie hätten sehen können, wie sich der ernste, würdevolle Mann mit dem unbeweglichen, faltigen Gesicht vorwärts neigte, um den zarten Duft der Veilchen und des Reseda einzusaugen, wie er mit den Fingerspitzen seiner wohlgepflegten, wächsernen Hände vorsichtig über die Blütenblätter der halb entfalteten Theerosen dahinfuhr, als ob er sie gleich lebendigen Wesen liebkosen wolle. Ein paar Minuten lang verweilte er bei dieser Beschäftigung, dann richtete er sich auf und klingelte.

„Sorgen Sie dafür, daß die Blumen entfernt werden, ehe meine Gemahlin zurückkehrt!" befahl er dem eintretenden Diener mit vollkommener Gelassenheit. „Ich wünsche nicht, nachher noch irgendwo eine einzige von ihnen zu finden."

Und mit der gemessenen Würde, die jeder seiner Bewegungen eigen war, begab er sich in sein Ankleidekabinet.

Auf die Ausstattung der Gemächer, welche für den intimsten Gebrauch der Baronin bestimmt waren, schien eine fast noch größere Sorgfalt verwendet zu sein als auf diejenige der Gesellschaftsräume.

„Wenn ich auch nur die geringste Anlage dazu hätte," plauderte Nora, „so müßte ich Dich wegen dieses köstlichen Heims von ganzem Herzen beneiden! Hier wird vielleicht sogar unsere verehrte Frau Mama

noch lernen, was man Vornehmheit und guten Geschmack nennen darf."

Ein Wink der Baronin bedeutete der Zofe, das Gemach zu verlassen.

„Ja, der Tapezirer ist nicht ungeschickt gewesen! Aber was will das bedeuten? Wie gleichgiltig sind diese Dinge!"

Sie sprach ohne alle Bitterkeit, in einem ruhigen, müden Ton, welcher der jungen Frau ebenso eigentümlich schien wie der apathische Ausdruck ihres schönen Antlitzes. Nora aber lachte fröhlich in gutmütigem Spott.

„Ja, sie sind ohne besondere Bedeutung für denjenigen, der sie besitzt. Niemand kann gelassener von der Armut sprechen als der, welcher im Ueberfluß sitzt. Und — ernsthaft gesprochen, Thea — unsere Salons mit ihren vergoldeten Möbeln und ihren Sammettapeten werden mir schrecklich armselig vorkommen, nachdem ich zum erstenmal in Muße die Deinigen betrachtet."

Sie war der Schwester behilflich gewesen, das Reisekleid abzulegen, und sie blickte ihr mit ihren glänzenden Kinderaugen erstaunt ins Gesicht, als Thea plötzlich die vollen weißen Arme um ihre Schultern legte und sie sanft zu sich heranzog.

„Versündige Dich nicht, Nora! Wer weiß, ob nicht eines Tages die Notwendigkeit an Dich heran tritt, aus jenen vergoldeten Zimmern in wirklich armselige

überzusiedeln, und ob Du dann nicht mit Freuden einwilligst in einen solchen Tausch."

Nora schüttelte sehr energisch das Köpfchen.

„Ich? — Nein, gewiß nicht, Thea! Seitdem ich das Opfer von Mamas Wohlthätigkeitsanwandlungen wurde und sie bei ihren schrecklichen Besuchen in der Ackerstraße begleiten mußte, fürchte ich mich vor nichts in der Welt so sehr als vor der Armut."

„Und wenn Du nun Dein Herz an einen armen Mann verlöreſt?"

Die junge Dame nahm diese Frage nur von der scherzhaften Seite. Uebermütig küßte sie die Sprechende auf die Schulter.

„Das ist ganz und gar unmöglich!" versicherte sie. „Ich wüßte wahrhaftig nicht, was ich mit einem armen Mann anfangen sollte — er würde es herzlich sauer bei mir haben. Oder willst Du mich etwa gar für den poetischen Gedanken einer solchen Heirat begeistern? Nun, ich sage Dir im voraus, ehe ich das glückliche Paar aus der bekannten kleinsten Hütte nicht mit meinen eigenen Augen gesehen habe, glaube ich nicht an seine Existenz."

Theas dunkle Wimpern senkten sich für einen Moment völlig über die tiefen Augen herab und die weißen Arme lösten sich von Noras Nacken.

„Vielleicht hast Du recht!" klang es mit der vorigen Gleichgiltigkeit von den feinen Lippen. „Willst Du die Güte haben, mir mein Haar aufzulösen?"

Die junge Dame verrichtete ihre Kammermädchendienste mit sichtlichem Vergnügen, und während sie die reichen, glänzend schwarzen Haarwellen aufs neue in einen einfachen Knoten schlang, hatte ihr frisches Mündchen so viel zu plaudern, daß Thea der Mühe des Antwortens vorderhand überhoben blieb. Wie viel Wichtiges hatte sich auch während der vierwöchentlichen Dauer dieser Hochzeitsreise in Berlin zugetragen und von wie großer Bedeutung waren namentlich die Ereignisse, welche in Gestalt gesellschaftlicher Vergnügungen jetzt im Anfang der Saison bevorstanden!

Erst als Nora ihr reiches Thema beinahe erschöpft hatte, glaubte sie zu bemerken, daß ihre Zuhörerin im Grund recht wenig Teilnahme für all diese interessanten Dinge an den Tag lege, und sie war gutmütig genug, nur sich selber einen Vorwurf daraus zu machen.

„Wie muß Dich all dies Geschwätz langweilen, liebste Thea!“ rief sie aus. „Als wenn Du jetzt überhaupt irgend welche Teilnahme für solche Dinge haben könntest! Du bist ja noch in den Flitterwochen!“

Die Baronin Palma erhob sich rasch, ja, mit einer etwas ungeduldigen Bewegung von ihrem Platz vor dem Spiegel.

„Man braucht wahrhaftig nicht in den Flitterwochen zu sein, Nora, um Deine überschwengliche Begeisterung für diese Nichtigkeiten zu belächeln. Auch

Du wirst ihnen kühler gegenüber stehen, wenn Du um einige Jahre älter geworden bist."

„Nein, das will ich nicht hoffen! Und wenn es etwa der vielgepriesene Ehestand ist, welcher solche Blasirtheit mit sich bringt, so werde ich mich niemals verheiraten!"

„Ein wie glückliches Kind Du doch bist, Nora! Es wäre wohl eine Sünde, Dir Deine harmlosen Vergnügungen zu verleiden!"

Sie legte einen Schlafrock von dunklem Sammet an, welchen die Zofe vorsorglich über einen Sessel gebreitet hatte, und ihre einfache Haustoilette war damit beendet. Mit einem leuchtenden Blick der Bewunderung sah Nora zu der stolzen, aristokratischen Schönheit der Schwester empor.

„Nein, Thea, Du hast ganz gewiß recht, daß es sehr thöricht ist, eine Einladung zum Kavalierball im Kaiserhof für die höchste irdische Glückseligkeit zu halten," erwiderte sie mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit. „Aber Du mußt ein wenig Nachsicht mit mir haben! Bei Deiner Schönheit und Klugheit ist es ja nur natürlich, daß auch Deine Vorstellungen von Glück ganz andere sind als die meinigen. Und Du bist doch glücklich — recht von Herzen glücklich — nicht wahr?"

Sie umschlang die Schwester mit beiden Armen, aber die Baronin Palma machte sich fast unsanft los, um ihre Nasenflügel zuckte es wie zornige Ungeduld.

„Ich habe mich nicht verheiratet, um dies märchenhafte Glück zu finden! Meine Angehörigen wenigstens sollten mich mit solchen Fragen verschonen!“

Das klang ganz anders als alle die voraufgegangenen, gleichgiltig hingeworfenen Aeußerungen. Es war fast wie das Aufflackern einer lang verhaltenen Glut, wie ein trotziger Aufschrei aus schmerzgepeinigter Brust.

In wortloser Bestürzung stand Nora diesem unerwarteten Ausbruch gegenüber, und das offenkundige Entsetzen auf dem eben noch von sonniger Heiterkeit strahlenden jugendlichen Antlitz brachte der Gemahlin des Gesandten zum Bewußtsein, einer wie sträflichen Uebereilung sie sich schuldig gemacht. Sie zog die Verstummte neben sich auf den Diwan nieder, und indem sie Noras Hand in der ihrigen behielt, sagte sie:

„Sei mir nicht böse, Darling, wenn ich Dich erschreckt habe! Das war natürlich nicht beabsichtigt, aber man soll mit einem Unheilbaren nicht von seiner Krankheit sprechen.“

Dem jungen Mädchen standen die hellen Thränen in den Augen.

„Das ist ja schrecklich, Thea! Ich will ganz gewiß nichts thun oder sagen, das Dich betrüben könnte, doch dies kann ich wirklich nicht verstehen. Man verheiratet sich, wie ich denke, zu keinem andern Zweck, als um glücklich zu werden!“

Die Baronin war jetzt vollkommen ruhig. Es

schien unmöglich, sich dies marmorne Antlitz in leidenschaftlicher Erregung vorzustellen.

„Oder um eine unerträgliche Situation mit einer erträglicheren zu vertauschen!“ erwiderte sie. „Hast Du selber noch niemals das Bedürfnis gehabt, Dich aus der Knechtschaft unserer häuslichen Verhältnisse los zu machen — Dir die Freiheit zu erringen um jeden Preis?“

Noras Verwunderung war noch immer nicht beseitigt. Verneinend schüttelte sie den Kopf.

„Ich kann mich wahrhaftig nicht erinnern, etwas Aehnliches empfunden zu haben, Thea! Mama ist mitunter sehr komisch in ihren Bemühungen, zu glänzen und bewundert zu werden. Sie geht darin gewiß häufig viel zu weit, und es ist wahr, daß man sich zuweilen sogar allen Ernstes über sie ärgern kann. Aber ich würde ihr unrecht thun, wenn ich sie beschuldigte, mich jemals in meiner Freiheit beschränkt zu haben.“

„Du bist jetzt zu jung, Nora, um mich ganz zu verstehen, und es wäre ein Unrecht, Dir Deine Unbefangenheit durch vorzeitige Enthüllungen zu zerstören; aber ich fürchte, daß auch für Dich der Tag kommen wird, an welchem Du mit Scham und Entrüstung erkennst, wie unwürdig die Stellung war, welche wir neben dieser koketten, leichtfertigen Frau im Hause unseres Vaters einnehmen mußten!“

„Es wäre sehr traurig, wenn Du recht hättest!

Ich weiß ja, daß Du immer eine tiefe Abneigung gegen unsere Stiefmutter gehegt, aber ich hatte Dich im Verdacht, daß Du ein klein wenig ungerecht gegen sie seiest, weil Du Dich der lieben, toten Mama noch recht deutlich erinnern konntest, und weil jeder Vergleich natürlich schrecklich zu Ungunsten von Papas zweiter Frau ausfallen mußte. Und dann warst Du ja auch ihr gegenüber jederzeit so stolz und unnahbar, so gar nicht unterwürfig, daß ich von einer unwürdigen Stellung, wie Du es nennst, wahrhaftig nichts bemerken konnte."

„Um so besser für Dich! Auch ohne meine Beweggründe zu verstehen, wirst Du mir also glauben müssen, daß ich mich bedrückt und gefesselt fühlte wie in der schimpflichsten Sklaverei. In der That, ich war thöricht genug, in Schmerzen auf meinen Befreier zu harren."

„Bis er endlich in der Gestalt des Baron Palma kam! — Und nicht wahr — sage es mir zu meiner Beruhigung, Thea! — Wenn er auch nicht aussieht wie ein Theseus — er war doch der Rechte?"

„Ich habe ihn wenigstens geheiratet, und diese Thatsache muß uns beiden genügen. Die Männer, von denen wir Mädchen träumen und auf die wir warten, pflegen eben niemals zu kommen."

Das Gespräch schien sie zu ermüden, denn sie ließ die Hand der Schwester fahren und erhob sich von ihrem Sitz. Als Nora, die keineswegs beruhigt schien,

noch einmal die Lippen zu einer schüchternen Frage öffnen wollte, kam ihr die Baronin in nicht mißzuverstehender Weise zuvor.

„Laß es nun genug sein von diesen Dingen!“ bat sie. „Ich meine, wir haben Palma bereits zu lange auf unsere Rückkehr warten lassen.“

Der Gesandte weilte allerdings schon seit geraumer Zeit im Theezimmer, aber die ritterliche Art, in welcher er die Damen empfing, offenbarte nicht, ob er ungeduldig gewesen sei. François stand hinter dem Theetisch, denn die Bereitung dieses Getränks hatte von jeher zu den Obliegenheiten seines Dienstes gehört. Aber eine Handbewegung der Baronin wies ihn von seinem Platz, und der Hausherr beobachtete seine Gemahlin zu aufmerksam, als daß er ihre Absicht nicht sofort verstanden hätte.

„Wir bedürfen Ihrer nicht weiter, François!“ sagte er, und geräuschlos verschwand der Kammerdiener aus dem Gemach, um seiner Ansicht über diese Neuerung durch ein Achselzucken und ein nicht sehr fröhlich klingendes Lachen Ausdruck zu geben, sobald er draußen war.

Drinnen aber schickte sich die schöne junge Excellenz mit so ruhiger Sicherheit an, den Thee zu bereiten, wie wenn sie dies an der nämlichen Stelle schon unzähligemal gethan hätte, und Nora vermochte die erstaunten, weit geöffneten Augen nicht von der Schwester abzuwenden, die jetzt vollkommen gelassen

und gleichgiltig aussehen konnte, obgleich sie erst vor wenigen Minuten so entsetzliche Dinge ausgesprochen. Ganz im Gegensatz zu ihrer sonstigen Munterkeit antwortete die junge Dame nur zerstreut auf die Bemerkungen des Gesandten, und als die Kaminuhr mit feinen Schlägen die abgelaufene Stunde anzeigte, sprang sie hastig auf.

„Wie spät es bereits geworden ist! — Vergib mir, liebste Thea, wenn ich mir das Vergnügen versagen muß, mich heute zum erstenmal in Deinem neuen Heim bewirten zu lassen. Aber Du weißt ja, daß zu Haus niemand etwas von meiner Fahrt nach dem Bahnhof ahnt. Papa erwartet eure Rückkehr erst in einigen Tagen, und ich mußte ihn trotz meines Besserwissens in diesem Glauben lassen, weil Du durchaus jeder Möglichkeit eines Familienempfanges vorbeugen wolltest. Fürchte ich jetzt doch beinahe, daß euch auch mein unerbetenes Erscheinen nur eine Störung gewesen ist."

„Du solltest eine so thörichte Vermutung nicht erst aussprechen, Nora! Ich werde mich immer freuen, Dein heiteres Gesicht und Deine glänzenden Augen zu sehen. Für den heutigen Abend freilich will ich nicht versuchen, Dich zurückzuhalten."

Die Schwestern küßten sich zum Abschied und Baron Palma gab seiner jungen Schwägerin artig das Geleite.

Als sich Nora unten in die Polster seines bequemen Wagens schmiegte, ging es wie ein leises

Frösteln über ihren Leib. Ihr war, als müsse sie sich vor etwas Unbekanntem, Unfaßbarem fürchten, von dessen Vorhandensein sie noch vor einer Stunde nichts geahnt und das in schattenhaft gespenstischer Gestalt vor sie hin getreten war. Ihre heitere Sorglosigkeit war gestört und sie sehnte sich nach dem lauten Lachen fröhlicher Menschen, um des häßlichen Eindrucks ledig zu werden, welchen die kurze und doch so inhaltsschwere Unterhaltung mit ihrer Schwester ihr hinterlassen.

Zweites Kapitel.

Es war, als sei mit Noras Entfernung alles warme, rasch pulsirende Leben aus dem kleinen Salon verschwunden. Dem Gesandten wurde es augenscheinlich nicht leicht, viel und anhaltend zu sprechen, denn er vermochte dabei nur mit Anstrengung die lästigen Hustenanfälle zu unterdrücken. Trotzdem aber war er mit seiner leisen, trockenen Stimme unablässig bemüht, die Unterhaltung, für deren Belebung seine Gemahlin durchaus nichts that, vor dem gänzlichen Ersterben zu bewahren. Was er sagte, war vielleicht nicht ungewöhnlich geistvoll und originell; aber es bewies immerhin, daß er auf den verschiedenartigsten Gebieten orientirt war und daß er mit gutem Geschmack über literarische und künstlerische Dinge zu urteilen verstand.

Thea hörte ihm zu, ohne sich gelangweilt zu zeigen, doch ersichtlich ohne jedes merkliche Interesse für die von ihm berührten Unterhaltungsstoffe. Sie war fast immer um die Hälfte des Zimmers von ihm getrennt,

und ein draußen stehender Lauscher wäre sicherlich niemals auf die Vermutung gekommen, daß es jung vermählte Ehegatten seien, welche beim ersten traulichen Beisammensein am eigenen Herd so gleichgiltige Konversation mit einander führten.

„Erinnerst Du Dich noch des kleinen Straßenbildes von Meissonier, liebe Thea," fragte der Baron, „welches in Paris Deine Aufmerksamkeit erregte? Ich sprach Dir damals von einem in meinem Besitz befindlichen Seitenstück zu jenem Werk. Willst Du mir gestatten, es Dir jetzt zu zeigen? An seinem gegenwärtigen Platz ist es bei Tag minder vorteilhaft beleuchtet."

Die Baronin erhob sich schweigend und nahm den Arm ihres Gemahls, der sie in den anstoßenden Salon und vor das kleine, trotz seines geringen Umfanges so kostbare Werk des französischen Genremalers führte.

„In der That, es ist jenem sehr ähnlich!" sagte sie nach flüchtiger Musterung in ihrer müden Weise. „Aber das Bild hat wirklich hier einen ausnehmend schlechten Platz."

„Es hing früher an der gegenüberliegenden Wand, und ich deplacirte es mit schwerem Herzen, als ich jenem andern den Ehrenplatz einräumen mußte."

Theas Blicke folgten der von ihm bezeichneten Richtung, und mit größerem Interesse, als sie es bisher gezeigt hatte, blieben sie an dem in Oelfarben ausgeführten Porträt haften.

Dasselbe schien bei oberflächlicher Betrachtung freilich kaum mehr als eine Skizze. Der Hintergrund sowohl als die sichtbaren Teile der Kleidung und die ein Briefblatt haltende Hand waren mit breiten, verwischten Pinselstrichen flüchtig hingeworfen. Lediglich das Antlitz des scharf umrissenen Männerkopfes war bis in seine feinsten Einzelheiten vollendet, und hier offenbarte sich allerdings die gewaltige Kunst eines begnadeten Meisters.

„Es ist eine Schöpfung Lenbachs," bemerkte Baron Palma erläuternd, „und, wie ich wohl hinzufügen darf, in Auffassung und Charakteristik die Eingebung einer sehr glücklichen Stunde."

Doch es war offenbar viel weniger das Gemälde als der Gegenstand desselben, welcher Theas Aufmerksamkeit fesselte. Das schmale Männerantlitz mit den unregelmäßigen Zügen hatte sicherlich keinen Anspruch darauf, schön genannt zu werden, und der Künstler hatte durchaus nichts gethan, seinem Modell in der herkömmlichen Manier der Porträtisten zu schmeicheln. Aber dies blasse Gesicht war von einem wundersam durchgeistigten Ausdruck. Jedes der kleinen Fältchen auf der hohen Stirn, jede der feinen Linien, welche von den Nasenflügeln und von den Mundwinkeln nach unten hin verliefen, schien eine eigene charakteristische Bedeutung zu haben, schien ein gutes Stück vom innersten Wesen des Dargestellten zu offenbaren, und in der Ausführung der Augen bekundete sich vollends

die ganze Virtuosität eines Malers, der wie mit Zaubermitteln auch das Wesenlose, rein Geistige auf seiner Leinwand festzuhalten verstanden. Es war nichts Faszinirendes, unmittelbar Bezwingendes in diesen Augen, deren Farbe zwischen Grau und Blau eine schwer bestimmbare Mitte hielt. Ja, sie blickten den oberflächlichen Beschauer matt und leicht verschleiert an. Bei längerer Betrachtung erst gewannen sie Reiz und Leben; einen eigenen dämonischen Reiz freilich und ein düster leidenschaftliches Leben. Es war, wie wenn eine rote Lavaglut durch die winzigen Risse und Spalten der erstarrten Aschenkruste schimmert, verstohlen genug, um Tausenden, die darüber herschreiten, unsichtbar zu bleiben, und dennoch jenen, welche die feurigen Linien wahrnehmen, die ganze Furchtbarkeit einer elementaren Naturgewalt offenbarend.

Und die junge Gattin des Gesandten hatte die düstere Glut auf dem Grund der verschleierten Augen entdeckt; sie schaute auf das Bild, wie man in eine weite, unabsehbare Ferne hinausblickt; von allem, was Baron Palma über die meisterliche Technik Lenbachs sagte, vernahm sie unverkennbar nicht ein einziges Wort. Erst als ihn sein Husten nötigte, innezuhalten, fragte sie, ohne sich nach ihm umzuwenden:

„Du kennst also das Original dieses Porträts?"

„Der Huld des Originals verdanke ich seinen unschätzbaren Besitz. Seine königliche Hoheit Prinz Leopold selbst machte es mir zum Geschenk."

„Ah — dies also ist jener sagenhafte Prinz, von dem unsere guten Freunde aus der Hofgesellschaft nur mit einem malitiösen Lächeln zu sprechen pflegen! Ich bin überrascht, zu hören, daß er Dir befreundet ist."

Das geschärfte Ohr des Diplomaten hätte vielleicht den Klang bewußter oder unbewußter Ironie heraushören müssen, welcher in den letzten Worten lag, doch Baron Palmas unbewegtes Antlitz zeigte nichts von gekränkter Empfindlichkeit.

„Der Umstand, daß ich der Gesandte seines Oheims am Berliner Hofe bin, gilt in der Meinung meiner Besucher gewöhnlich als eine ausreichende Erklärung für die Gunst, welche mir Prinz Leopold durch dies fürstliche Präsent erwies. Meiner Gattin brauche ich indessen nicht zu verheimlichen, daß in der That zwischen Seiner Hoheit und mir gewisse herzlichere persönliche Beziehungen bestehen, denen ich mit Rücksicht auf den Unterschied der Geburt den Namen der Freundschaft natürlich nicht zu geben wage."

„Und davon hast Du mir bisher niemals gesprochen? Es muß sogar verheimlicht werden? Ist es denn wirklich ein so großes Unrecht, zu dem Prinzen Leopold in näheren Beziehungen zu stehen?"

Der Gesandte machte eine höflich protestirende Handbewegung.

„Ein Unrecht — o, welch eine Vermutung! Mein erlauchter Landesherr ist mit den Neigungen und der Lebensführung seines Neffen vielleicht nicht vollkommen

einverstanden; aber er hat keinen Grund, den Prinzen in seiner Freiheit irgendwie zu beschränken. Prinz Leopold besitzt ein sehr bedeutendes eigenes Vermögen, welches ihm seine persönliche Unabhängigkeit sichert, und er wird für die Thronfolge aller menschlichen Voraussicht nach niemals in Frage kommen. Da er außerdem nicht prätendirt, in Fragen der äußeren oder inneren Politik gehört zu werden, ja sogar auf den ihm zustehenden Rang in der Armee förmlich verzichtet hat, genießt er alle Freiheiten und Annehmlichkeiten, die einem Privatmann zustehen."

„Und weshalb trotz alledem die Geheimhaltung seiner Freundschaft?"

„Soweit diese etwas drastische Ausdrucksweise dem Sinn nach wirklich zutreffend ist, handelt es sich nur um die Erfüllung der eigenen Wünsche Seiner königlichen Hoheit. Prinz Leopold befindet sich seit einer Reihe von Jahren unausgesetzt außerhalb seines Vaterlandes auf Reisen, und er liebt es, bei der Wahl des jeweiligen Aufenthaltsortes ganz seinen plötzlich erwachenden Wünschen und den Eingebungen des Augenblicks zu folgen. So führt ihn sein Weg auch häufig genug nach Berlin, wo er indessen, wie in allen anderen Residenzstädten, stets im strengsten Inkognito zu weilen wünscht. Und nirgends läßt sich dies Inkognito nach allen Seiten hin so vollständig aufrecht erhalten als in meiner Behausung. So wurde denn diesen bescheidenen Räumen wiederholt die Ehre, Seine

Hoheit für kürzere oder längere Zeit beherbergen zu dürfen, ohne daß man selbst in den wohl unterrichteten Hofkreisen die Anwesenheit des Prinzen auch nur geahnt hätte."

„Das ist interessant! Hoffentlich wird sich Seine Hoheit durch das nunmehrige Vorhandensein einer Gesandtin nicht hindern lassen, seine Besuche zu wiederholen."

„Ich fürchte dennoch, daß es so sein wird. Die Verhältnisse haben eben durch unsere Vermählung eine wesentlich andere Gestalt angenommen als zu jener Zeit, wo ich mich mit einem durchaus zuverlässigen Kammerdiener und einem einzigen Lakaien behelfen konnte. Uebrigens ist mir der Aufenthalt des Prinzen seit Monaten so vollständig unbekannt, daß ich ihm noch nicht einmal Mitteilung zu machen vermochte von dem Glück, das mir inzwischen zu teil geworden."

Thea überhörte die Galanterie in seinen letzten Worten. Noch einmal heftete sie die dunklen, müden Augen auf das Porträt des Prinzen, dann wandte sie sich wieder dem kleinen, behaglichen Salon zu, in welchem man vorhin den Thee genommen hatte. Fast in dem nämlichen Moment erschien François in der gegenüberliegenden Thüröffnung. Er war eilig und, wie es schien, ein wenig verlegen.

„Was haben Sie?" fragte Baron Palma, auf ihn zutretend. „Ist etwas vorgefallen?"

„Seine Erlaucht der Herr Graf Calliano sind

soeben angekommen und bitten um die Ehre des Empfanges!"

Der treffliche François hatte sich im stillen über die verblüffende Wirkung seiner unerwarteten Meldung gefreut; aber er mußte die ärgerliche Wahrnehmung machen, daß auch die unliebsamste Ueberraschung keine Linie in diesem pergamentenen Antlitz zu verändern vermochte.

„Ist Seine Erlaucht davon unterrichtet, daß wir soeben erst von der Reise zurückkehrten?" fragte der Gesandte, ohne auch nur für einen einzigen Moment seine Haltung zu verlieren.

„Eurer Excellenz zu dienen — nein! Ich durfte natürlich nicht wagen —"

Eine gebieterische Handbewegung des Barons machte den Kammerdiener verstummen.

„Ich bitte um Verzeihung, liebe Thea, wenn ich Dir diese Störung nicht ersparen kann. Der Graf Calliano hat ein Recht darauf, hier zu jeder Stunde empfangen zu werden."

Er hatte den Namen des Besuchers, welcher eine so ungewöhnliche Stunde wählte, um seine Aufwartung zu machen, mit leicht erhobener Stimme und mit einem gewissen zögernden Nachdruck ausgesprochen; nun ging er, ohne ihre Erwiderung abzuwarten, in seiner würdevoll gemessenen Art durch das anstoßende Gemach dem Empfangszimmer zu, dessen geschlossene Thür François diensteifrig aufgerissen hatte.

Schon in dieser Thür kam ihm der späte Gast entgegen, ein schlanker, fast hagerer Mann in einfachem Reiseanzuge.

„Guten Abend, Baron! Ein müder Wanderer, der an Ihre Gastfreundschaft appellirt! Sie werden mir kein böses Gesicht machen, nicht wahr? Bei Ihnen brauche ich mich ja wegen meiner unglücklichen Kometennatur nicht mehr zu entschuldigen."

Seine Stimme hatte einen tiefen, angenehmen Klang, und es war viel liebenswürdige Ungezwungenheit in der Art, wie er dem Gesandten seine Hand entgegenstreckte. Baron Palma verbeugte sich tief, so tief, daß es fast den Anschein hatte, als wolle er seine Lippen mit der schmalen, frauenhaften Hand des Grafen in Berührung bringen. Ein gewisses nervöses Zucken in den Fingern, welche die seinigen diskret umschlungen hielten, mochte ihn noch zur rechten Zeit an der Ausführung dieser Absicht verhindert haben.

„Eure Erlaucht wissen, daß es mir keine größere Freude gibt —"

„Ohne Titel, bester Baron, ohne Titel, wenn es nicht Ihre Absicht ist, mich auf gute Art zur Thür hinaus zu komplimentiren. Ach, Sie wissen gar nicht, wie ich mich auf den ausgezeichneten Thee Ihres François und auf eine Ihrer köstlichen Cigarretten freue! Hoffentlich sind unsere Beziehungen zur hohen Pforte noch freundschaftlich genug, um dem türkischen Botschafter Ihre Versorgung mit diesem unübertrefflichen Kraut

nach wie vor zu gestatten. Dieser Zweifel ist für den Augenblick die einzige Sorge, welche die hohe Politik mir bereitet."

Es wäre schwer gewesen, zu entscheiden, ob sein unbefangenes Geplauder wirklich der Ausdruck einer heitern Gemütsstimmung war oder ob er nur den Wunsch hatte, damit alle weiteren zeremoniösen Begrüßungsförmlichkeiten abzuschneiden. Das letztere war ihm freilich gelungen, denn er hatte den Gesandten bis in die Thür des Theezimmers mit sich gezogen, noch ehe Baron Palma wieder zum Wort gekommen war. Um so gewaltiger mußte die Ueberraschung des Besuchers sein, als er sich in diesem kleinen, traulichen Gemach plötzlich einer hochgewachsenen schönen Frau gegenüber sah, deren lose aufgestecktes Haar ebenso wie der faltige dunkelsammetne Schlafrock auf das unzweideutigste bewiesen, daß sie in den Räumen der Gesandtschaft Heimatsrechte habe. Der Anblick war zu unerwartet, als daß der Eintretende sein Erstaunen hätte verbergen können. Er that einen raschen Schritt zurück und bat mit einer tiefen Verbeugung gegen die unbekannte Dame wegen seines Eindringens um Verzeihung. Doch Thea erwies sich als sichere Beherrscherin der etwas peinlichen Situation. Auch wenn sie nicht schon aus den letzten Worten ihres Gemahls mit voller Bestimmtheit auf die Person des späten Gastes geschlossen hätte, würde ein Blick auf sein

blasses, unregelmäßiges Gesicht sie von seiner Identität mit dem Original des Lenbachschen Bildes überzeugt haben. Noch ehe Baron Palma Zeit gefunden hatte, dem angeblichen Grafen Calliano seine Gemahlin vorzustellen, machte sie selbst einen kleinen Schritt gegen den Besucher hin vorwärts und sagte mit einem Lächeln, welches ihr kaltes Antlitz sehr anmutig belebte:

„Auch die Frau des Hauses heißt den müden Wanderer von Herzen willkommen und bittet ihn, sich nicht als den Gast, sondern als den Gebieter dieser Räume zu betrachten."

Sie hatte ihm ihre Hand dargereicht, und Prinz Leopold führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

„Hoheit wollen gnädigst gestatten," fiel jetzt auch der Gesandte, seine Stimme trotz der Abwesenheit des Kammerdieners fast bis zum Flüstern dämpfend, ein, „daß ich die Anzeige meiner vor vier Wochen vollzogenen Vermählung in diesem Augenblick und auf eine etwas ungewöhnliche Weise nachhole. Aber ich hatte zu meinem tiefsten Leidwesen nicht den Vorzug, von dem Aufenthalt Eurer Hoheit unterrichtet zu sein."

„So daß es an mir ist, für die ungebührliche Verspätung meiner aufrichtigen Glückwünsche um Verzeihung zu bitten. Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen, mein bester Baron, und ich ersuche Sie, gnädige Frau, mich als den Freund Ihres trefflichen Gatten fortan unter Ihre ergebensten Diener zu zählen."

Was er sagte, war noch immer in jenem unbefangen

heiteren Plauderton gesprochen, welchen er vorhin bei seinem Eintritt dem Gesandten gegenüber angeschlagen, und doch glaubte Thea in dem flüchtigen Moment, während dessen sein Blick dem ihrigen begegnet war, auf dem Grund der matten, verschleierten Augen mit voller Deutlichkeit jenes heiße Aufflammen wahrgenommen zu haben, das sie vorhin auf dem Bild fast wider ihren Willen so lange und so mächtig gefesselt.

„Hoheit sind soeben erst in Berlin eingetroffen?" fragte sie, ihn mit einer liebenswürdigen Handbewegung zum Niedersitzen einladend, und mit der Sicherheit einer Frau, welche lange genug in der großen Welt gelebt hat, um auch in fürstlicher Gesellschaft ihre Unbefangenheit nicht zu verlieren.

„Eine der langsamsten und gebrechlichsten Droschken, welche jemals über das Berliner Pflaster gerollt sind, führte mich vom Bahnhof geradenwegs hieher," erwiderte der Prinz, ihrer Aufforderung mit einem kleinen Zögern Folge leistend. „Mein Gepäck ließ ich glücklicherweise dort zurück."

„Glücklicherweise, Hoheit? Das ist doch nicht etwa als eine Aufkündigung der Gastfreundschaft zu verstehen?"

„Ich empfinde die Güte, welche Sie mir erweisen wollen, in ihrem ganzen Umfang. Aber unter solchen Umständen darf ich natürlich nicht mehr daran denken, sie eigennützig in Anspruch zu nehmen. Es macht mich glücklich, mein plumpes Eindringen mit so unübertrefflicher Liebenswürdigkeit entschuldigt zu sehen.

Etwas zu begehren, das darüber hinausginge, steht mir nicht mehr zu."

„Und Sie können glauben, daß ich eine solche Kränkung über mich ergehen lassen würde? Es wäre wenig ritterlich, Hoheit, mir den Glauben beizubringen, daß mein Vorhandensein Sie zu verscheuchen vermochte."

Der Hustenanfall, von welchem Baron Palma in diesem Augenblick heimgesucht wurde, schien nicht gerade durch seine Erkältung hervorgebracht zu sein; aber wenn es seine Absicht gewesen war, der jungen Frau damit ein warnendes Zeichen zu geben, so mußte er auf der Stelle erkennen, daß er nicht verstanden worden sei. Die Baronin erhob sich, ohne eine Antwort des Prinzen abzuwarten, und berührte den Knopf der elektrischen Leitung.

Mit einer Schnelligkeit, welche nur durch sein lauschendes Verweilen an der Thür des Nebengemaches erklärt werden konnte, tauchte François' elegante Gestalt zwischen den Thürportièren auf.

„Die Zimmer, welche Seine Erlaucht zu bewohnen pflegt, sind doch bereit?"

Die Antwort des Kammerdieners auf die Frage seiner Herrin erfolgte nicht unmittelbar. Ein rascher Blick der scharfen Augen streifte zuvor den abseits stehenden Gesandten, und von dort her mußte wohl irgend ein nur für François verständliches Zeichen gekommen sein, da er jetzt mit großer Bestimmtheit erwiderte:

„Zu Befehl, Excellenz! Die Gemächer Seiner Erlaucht können in jedem Augenblick bezogen werden.“

„Es ist gut! Sie werden sogleich weitere Anweisung erhalten!“

Die schwarze Gestalt verschwand, und Thea kehrte sich lächelnd gegen den Gast.

„Hoheit sehen wohl ein, daß Sie sich rettungslos in meine Gefangenschaft gegeben haben und daß es kein Entrinnen mehr aus derselben gibt, oder wollen Sie uns auch jetzt noch entfliehen?“

Er bemächtigte sich noch einmal der kleinen Hand, die er länger in der seinigen behalten durfte, als es vorhin dem Gatten vergönnt worden war.

„Nein, gnädige Frau, ich habe nicht mehr das Herz dazu!“ sagte er. „Aber es ist trotzdem keine ganz bedingungslose Kapitulation. Als Ihr Gefangener bin ich weder Hoheit noch Erlaucht, sondern ein ganz simpler, titelloser Graf Calliano. Keine andere Bequemlichkeit liegt mir so sehr am Herzen als gerade diese.“

„Und unsere Pflicht ist es natürlich vor allem, für Ihre Bequemlichkeit zu sorgen. Sie werden sich nicht beklagen dürfen, Herr Graf!“

„Wohlan denn, ich bin der Ihrige! Gestatten Sie mir nur, meinem Diener die Besorgung des Gepäckes aufzutragen.“

„Dies zu veranlassen, kann nur meine Aufgabe sein!“ warf Baron Palma hastig ein. „Ich bitte, mich für wenige Minuten zu beurlauben.“

Der Gesandte hatte guten Grund, sich eilig zu entfernen, denn François' Versicherung in Bezug auf die für den Prinzen zur Verfügung stehenden Fremdenzimmer war nicht viel mehr als eine fromme Lüge gewesen. Baron Palma hatte es mit Rücksicht auf die Vergrößerung seines Hauswesens für unerläßlich gehalten, dieselben mit in die Gesellschaftsräume einzubeziehen, und eine Wiederholung der prinzlichen Besuche nach seiner Verheiratung war ihm in der That als ganz ausgeschlossen erschienen. Nun galt es, in aller Eile die erforderlichen Veränderungen vorzunehmen, und trotz der Zuverlässigkeit des Kammerdieners glaubte Seine Excellenz dabei mit persönlichen Anordnungen eingreifen zu müssen.

Es hatte nicht den Anschein, als ob man seine Abwesenheit im Theezimmer störend empfände. Wie schwierig auch die Probe sein mochte, auf welche an diesem ersten Abend die Hausfrauentugenden Theas gestellt wurden, sie wußte sie doch mit vollendeter Grazie und Liebenswürdigkeit zu bestehen. Trotz seines höflichen Sträubens hatte Prinz Leopold eine der duftigen Cigarretten des Gesandten anzünden müssen, und den Wohlgeschmack des gewohnten morgenländischen Getränkes vermochte es sicherlich nicht ungünstig zu beeinflussen, daß ihm dasselbe heute statt von den Händen des Kammerdieners von den schlanken weißen Fingern einer schönen Frau gereicht wurde. Viel angenehmer aber als diese leiblichen Genüsse schien den

Prinzen die ungezwungene und doch diskrete Art zu berühren, in welcher die Baronin auf den Wunsch, seinen hohen Rang ganz beiseite zu lassen, einzugehen verstand. Sie hatten einander vor kaum zehn Minuten zum erstenmal gesehen, und doch plauderten sie heiter und lebhaft wie alte Bekannte.

„Waren Sie denn gar so weit hinausgezogen in die Welt, Herr Graf, daß mein Gatte Ihre Spuren völlig verlieren konnte?“ fragte Thea, ohne daß diese hingeworfene Bemerkung wie Neugier erschienen wäre.

Der Prinz strich sich das wirre braune Haar aus der Stirn und schüttelte verneinend den Kopf.

„Die Welt ist viel zu klein, als daß man sich in ihr verstecken könnte,“ erwiderte er ernster, als er bisher gesprochen hatte. „Was ich da betreibe, ist im Grunde nichts anderes als die Praxis des Vogels Strauß, und meine aufrichtigen Freunde sind liebenswürdig genug, die Absicht zu respektiren! Seit dem Beginn des Sommers war ich in Paris, von wo ich erst gestern abgereist bin.“

„Und Sie gedenken längere Zeit hier zu verweilen?“

„Nein! Ich habe zwar niemals bestimmte Reisepläne, aber ich weiß im voraus, daß es mich höchstens einen oder zwei Tage in dieser unwirtlichen Stadt des Lärms und der Arbeit dulden wird. Es gibt da einen und den andern, dem ich im Vorbeigehen die Hand drücken möchte oder der mir die Erlaubnis erteilen wird, einen Blick in sein Atelier zu

werfen. Ist das geschehen und zieht es mich nicht gar zu mächtig nach Paris zurück, so mag mein Weg wohl südwärts über die Alpen führen."

„Und Ihr Vaterland, Herr Graf, Ihre Heimat? Sind Sie ihr ganz untreu geworden?"

Prinz Leopold lächelte; aber das matte Lächeln machte die melancholischen Linien um Mund und Nase nur noch tiefer.

„Ich zähle nicht zu denen, Frau Baronin, die unsere winzige Erde noch in kleine Stückchen schneiden müssen, weil sie auf einem solchen abgeschnittenen Stück denn doch nicht gar so spurlos verschwinden wie in dem großen Ganzen. In dem engen und engherzigen Sinn der landläufigen Auffassung bin ich vaterlandslos."

„Es gibt gewiß viele, die ein solches Bekenntnis sehr traurig finden würden. Man hält die Liebe zur Heimat für eine Quelle der edelsten Regungen und der schönsten Freuden."

„Es ist mit der Liebe für die Heimat wie mit der Liebe für die ganze Menschheit, die wir alle einmal in uns zu fühlen glaubten. Ein hübsches, präsentables Mäntelchen für den nackten Egoismus — voilà tout! Es prunkt wohl, aber es wärmt nicht, und beim ersten rauhen Windstoß, der uns entgegenbläst, sehen wir uns eilig nach einer solideren Hülle um."

Thea hatte ihm aufmerksam zugehört; aber sie bewegte nun doch wie in leiser Mißbilligung das Haupt.

„Wie viel herzerfreuende Poesie wäre aus unserem Dasein verbannt, wenn wir alle uns zu dieser kalten Auffassung bekehren wollten! Und ist unsere Seele denn nicht wirklich mit hundert geheimnisvollen Fäden an die Stätte unserer Kinderspiele, an das Haus unserer Väter, an die Gräber unserer Teuren gefesselt? Können wir jemals in unserem Dasein andere leblose Dinge so lieb gewinnen wie diese?"

Sie hatte sich weit in den niedrigen Sessel zurückgelehnt, und ihr Gesicht war ihm zugewendet. Prinz Leopold sah die klassischen Linien ihrer Gestalt unter der sammetnen Hülle und er sah tief in die dunklen, voll zu ihm aufgeschlagenen Augen.

„Vielleicht verstehen wir uns nur nicht vollkommen," sagte er. „Ich weiß wohl, daß es gewisse Erinnerungen gibt, von denen wir niemals ganz loszukommen vermögen, wenn auch in meinem eigenen Leben die Zahl dieser poesievollen Erinnerungen nur karg bemessen ist. Aber warum soll ich meine anhängliche Liebe für einen Baum, für ein Haus, für einen Grabhügel gerade auf das genau abgemessene Stück ihrer weiteren Umgebung übertragen, das man mir mit Hilfe einer Landkarte als mein Vaterland bezeichnet? Warum gerade bis an diese willkürlich festgesetzten Grenzen, die vor fünfzig Jahren andere waren als heute und die nach aber fünfzig Jahren wiederum andere sein werden? Wo finde ich ein anderes Merkmal dieser Grenzen als die Schlagbäume und die bunten Pfähle,

welche Menschenhände willkürlich aufgerichtet haben und welche über kurz oder lang Menschenhände ebenso willkürlich von der Stelle rücken werden? Und wo ist das unsichtbare Band, das innerhalb dieser Pfähle die Menschen umschlingen soll? Hassen und verfolgen, betrügen und bestehlen sie einander etwa weniger, als sie es mit ihren Nachbarn jenseits der Landkartengrenze thun? Und hat sich andererseits eine Handlung wahrhaftiger, werkthätiger Nächstenliebe jemals an einen dieser bunten Striche gebunden?"

„Es ist schwer, Ihnen auf alle diese Dinge zu antworten, wenn ich auch ganz gewiß nicht zugeben möchte, daß Sie recht haben. Vielleicht treffen Ihre bitteren Worte mehr oder weniger zu, so lange es sich um Bevölkerungen desselben Stammes handelt, welche durch politische Grenzen von einander geschieden werden. Aber sie verlieren ihre Geltung, wenn die politischen Grenzen auch zugleich die natürlichen zwischen verschiedenen Nationalitäten sind."

„Ich vermag die Unterscheidung nicht anzuerkennen. Wohl klingt es sehr schön, wenn der Dichter singt von ‚dem Land, das seine Sprache spricht'; aber es ist eben nicht viel mehr als ein schöner Klang. — Doch ich vergelte Ihre Gastfreundschaft wahrlich sehr schlecht, meine Gnädigste, indem ich mir beharrlich darin gefalle, Ihnen zu widersprechen."

Er hatte einen Versuch gemacht, den unmerklich immer ernster gewordenen Ton ihrer Unterhaltung auf

das leichte Geplauder von vorhin zurückzustimmen; da traf ihn ein überraschend warmer, leuchtender Strahl aus der Tiefe der dunklen Augen, und Theas Stimme hatte einen veränderten tieferen Klang, als sie, sich ein wenig gegen ihn neigend, sagte:

„Warum wollen Sie es verschmähen, mit einer Frau über ernsthafte Dinge zu sprechen? Sie werden mich nicht bekehren, aber mich verlangt nach einem Beweise für Ihre letzte Behauptung.“

„Ein Beweis? Woher sollte ich ihn nehmen? Was ich da ausgesprochen, sind nichts als rein persönliche Empfindungen, und der Himmel bewahre mich vor dem sündhaften Wunsche, Sie, meine verehrte gnädige Frau, Ihrer Liebe zum engeren Vaterlande zu berauben.“

„Ich wiederhole, Herr Graf, daß Ihnen dies kaum gelingen würde. Aber müssen Ihre persönlichen Empfindungen darum für mich ohne Interesse sein?“

Der Prinz hatte den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarrette nachgeschaut; nun wandte er das Haupt rasch gegen Thea hin, und zum erstenmal war etwas wie ein stummer Gedankenaustausch zwischen ihnen. Erst nach dem Verlauf von Sekunden antwortete er:

„Was ich zu sagen weiß, ist eben nur die Erfahrung eines einzelnen. Das Land, das meine Sprache spricht, ist zufällig nicht das Land meiner Geburt, sondern eines, welches ich nach der herkömmlichen Vaterlandstheorie um alter Zwistigkeiten längst

vermoderter Regenten und Staatsmänner willen recht von Herzensgrund hassen sollte. Ich gebe mich der Verachtung aller Patrioten preis, indem ich dies bekenne, und doch kann ich nicht anders, wenn ich bei der Wahrheit bleiben soll."

„Sind es die Franzosen oder die Pariser, denen Sie so warme Sympathien zuwenden?"

„Sie unterscheiden fein, Frau Baronin, und Sie treffen wahrscheinlich das Rechte. Eine gewisse sterbenskranke französische Aristokratie aus dem zweiten Kaiserreich, eine im langsamen Hinsiechen begriffene geistige Nachkommenschaft der großen Dichter und Philosophen von der Seine — das ist vielleicht nicht Frankreich, aber es ist die Welt, in welcher meine Sprache gesprochen und verstanden wird."

„Ich habe jene Kreise zu flüchtig berührt, als daß ich Sie ganz begreifen könnte, Herr Graf. Wie vermögen Sie sich in einer Gesellschaft heimisch zu fühlen, welche Sie doch selbst als eine sterbenskranke bezeichnen?"

„Die Gemeinsamkeit unseres Schicksals ist es, die mich in ihr festhält. Wir sind auf den Aussterbeetat gesetzt; eine höhere Macht hat den Fluch des Verfallens über uns ausgesprochen, und wir sind damit aller Sorge für eine Zukunft überhoben. Das Los der Römer und der Byzantiner ist auch uns gefallen; warum sollten wir es verschmähen, uns in der Gewißheit, daß nur das Heute noch unser ist, zu ebenso

raffinirten Lebenskünstlern herauszubilden, als es jene wurden?"

„Soweit Sie nur von der Pariser Gesellschaft sprechen, haben Sie wohl recht; aber wenn diese einer neuen, unwiderstehlich heranwachsenden und hereindrängenden Macht unterliegen muß, die lebenskräftiger und schöpfungsfähiger ist als sie, wodurch könnten Sie, Herr Graf, gezwungen sein, darin ein Bild Ihres eigenen Schicksals zu sehen?"

„Ist das wirklich so schwer zu erraten? Bin ich nicht ein überzähliger Prinz, ein Mensch, für den nirgends eine Verwendung ist? Der Boden, aus welchem ich erwuchs, war dem Thron zu nahe und doch zu weit von ihm entfernt; auf diesem Strich gedeiht kein daseinskräftiges und schöpfungsfähiges Leben mehr. Mein Schicksal war besiegelt und abgeschlossen in der Stunde meiner Geburt. Nur zum Schein noch war mir die Wahl gelassen, in meinem Vaterland eine Marionette zu werden oder ein Revolutionär. Und redlich war man bemüht, mich für mein Schicksal zu erziehen. Ich wurde förmlich eingesponnen in die Vergangenheit, von der bis an meinen Tod zu leben ich nun einmal verurteilt war. Und als sich dann das unglückselige Prometheuserbteil in mir zu regen begann, als das Bedürfnis nach einer Bethätigung meiner Kräfte nicht länger zu ersticken war, wie geschickt wurden da die Fäden der Marionette in Bewegung gesetzt! Man ließ mich exerzieren, kommandiren,

manövriren und gab alle dem einen so täuschenden Anschein von Wichtigkeit und Bedeutung, daß ich wirklich ein paar Jahre lang die Maschinerie gar nicht bemerkte, welche mich dirigirte. Und als ich dann eines Tages dahinter kam, als ich sah, wie all meine Thätigkeit nur das Gebaren eines gefangenen Eichhörnchens war, das unaufhörlich seinen Käfig dreht und dabei wähnt, es käme wer weiß wie weit, da war ich noch immer nicht unbefangen genug, zu erkennen, daß dies eben mein vorbestimmtes Schicksal sei. Ich schaute um mich her und glaubte mit dem ersten Blick das Arbeitsfeld gefunden zu haben, auf welchem mein vermeintlicher Schöpfungstrieb sich bethätigen könne. Ich sah das heiße Vorwärtsringen einer großen, soeben erst zum Bewußtsein ihrer Daseinsrechte gelangenden Masse, sah den engherzigen, selbstsüchtigen Widerstand, welchen man in meiner Umgebung diesem Ringen entgegensetzte, und war rasch entschlossen, mich auf die Seite der Angreifenden zu stellen. Meine erlauchten Verwandten nannten mich damals, soweit sie meiner überhaupt noch Erwähnung thaten, mit Mienen des Entsetzens einen Revolutionär. Aber sie hatten keine Ursache, sich zu beunruhigen, denn der Selbstbetrug währte nicht lange. Bei meinem ersten Versuch, einem schöpferischen Gedanken unter meiner neuen Gefolgschaft Geltung zu verschaffen, lernte ich erkennen, daß ich auch ihr nichts anderes gewesen war als eine von fremden Händen dirigirte Marionette. Und die Bitterkeit

dieser zweiten Erfahrung führte mich wenigstens zur Erkenntnis. Ich sah die unübersteigliche Kluft des Mißtrauens, welche sich überall vor mir aufthat, wo ich rüstigen Fußes mitten hinein schreiten wollte in das schaffende, bauende, arbeitende Leben, ich sah, daß ich ein Ueberzähliger sei, und nach einigen Kämpfen lernte ich mich bescheiden."

Eine Pause trat ein; aber trotz der tiefen Stille, welche im Zimmer herrschte, hörten sie es beide nicht, daß der Baron Palma wieder eingetreten war und wenige Schritte von ihnen entfernt hinter einem Sessel Stellung genommen hatte.

„Und dann gingen Sie auf Reisen, Herr Graf?" fragte Thea leise, sich noch weiter gegen den Prinzen neigend.

„Ja! Ein Krüppel mag sich wohl in sein Schicksal finden, aber es wird ihm trotzdem immer schmerzlich sein, wenn man mit Fingern auf ihn weist. Ich suchte nach einer Umgebung, in welcher ich eine minder merkwürdige Erscheinung machen würde als in meinem Vaterlande."

„Vielleicht hätten Sie bei uns in Deutschland eine solche Umgebung gefunden."

Prinz Leopold schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich habe es versucht; aber nirgends in der Welt ist weniger Platz für Ueberzählige als bei Ihrem Volk. Ich bewundere dies Volk um seiner gesunden Kraft und seiner Arbeitstüchtigkeit willen, die es zu Großem geführt haben und denen wohl noch Größeres erreichbar

ist. Aber meines Bleibens ist nicht, wo die rastlose Arbeit, der zähe Fleiß und die eiserne Beharrlichkeit Tag für Tag ihre rauhen Triumphe feiern. Wenn die lebenstrotzenden Barbaren, die Träger der Zukunft, gegen das entnervte Rom heranziehen, dann ist mein Platz nicht in ihren Reihen, sondern an der gastlichen Tafel eines philosophischen Römers, der sich und seine Tischgenossen lächelnd mit Rosen bekränzt, während draußen schon die Statuen seiner Götter krachend in Trümmer brechen und der Feuerschein brennender Paläste in das Atrium seines Hauses fällt."

„Wie sehr muß dieser Pessimismus Ihre Freunde betrüben, auch wenn er sich in ein heiteres Gewand zu hüllen sucht. Sie sollten sich vor ihm retten, Herr Graf, ehe er die besten Jahre Ihres Lebens verzehrt hat."

„Können Sie mir den Weg zeigen, auf welchem ich ihm zu entrinnen vermöchte? Gibt es ein Heilmittel für diese angeborene Krankheit?"

„Ja, Graf Calliano — die Liebe einer edlen, von Ihrem Pariser Siechtum unberührten Frau!"

Ihre Augen flammten in einander. Der Atem des Prinzen ging schneller.

„Und wo ist die weltentrückte Insel der Seligen, auf welche ich mich flüchten könnte mit dieser Frau? Wo ist das Weib, das —"

„Belieben Hoheit noch eine Cigarrette?"

Die schwache, klanglose Stimme des Gesandten war es, welche in ihrer ruhigen, unbewegten Weise mit

dieser nüchternen Frage in die Unterhaltung eingegriffen. Weder der Ausdruck seiner Worte noch derjenige seines unveränderlichen Gesichts deutete darauf hin, daß er das Gespräch unterbrochen habe, weil er die letzte Wendung desselben für eine bedenkliche gehalten. Auffällig war vielleicht nur die respektvolle Anrede, deren er sich trotz des vorhin ausgesprochenen Wunsches des Prinzen gegen diesen bedient.

Und es entging ihm allem Anschein nach vollständig, daß Theas bleiche Wangen sich bei seiner unverfänglichen Frage wie in jähem Erschrecken röteten, daß Prinz Leopold mit einer nervös hastigen Bewegung das wirre Haar zurückstrich. In bescheiden gebeugter Haltung erwartete er, das silberbeschlagene Ebenholzkästchen in der ausgestreckten Rechten, die Antwort seines fürstlichen Gastes.

Es war eine höflich dankende Ablehnung, welche sein Anerbieten erfuhr. Der Prinz war plötzlich wieder heiter und unbefangen wie vorhin; aber nach einem kleinen Austausch gleichgiltiger Bemerkungen stand er auf, um sich in die für ihn bestimmten Zimmer zurückzuziehen. Der Pflicht des Hausherrn genügend, führte ihn der Gesandte in das Schlafgemach. Als er zurückkehrte, sah er Thea im anstoßenden Salon vor dem Bild Lenbachs stehen. Aber er störte sie nicht, sondern ging geräuschlosen Schrittes wieder hinaus.

Drittes Kapitel.

Im Nordwesten der Millionenstadt jenseits der Spree, die sich hier als ein gar bescheidener Flußlauf am Rand des Tiergartens und am altersgrauen Schlosse Bellevue dahinzieht, ist im Laufe zweier Jahrzehnte aus dürren Wiesen und weiten, trostlosen Sandflächen ein neuer, volkreicher Stadtteil emporgewachsen. Wie er zu dem altehrwürdigen, biblischen Namen Moabit gelangt ist, wissen selbst gelehrte Kenner der Berliner Geschichte nicht mit Bestimmtheit zu sagen, aber die Vorstellung einer trostlosen, von undurchdringlichen Staubwolken erfüllten Wüstenei, welche noch vor zwanzig Jahren mit der Nennung dieses Namens untrennbar verbunden war, ist längst verschwunden. Freilich hat sich nicht wie in anderen Gegenden des Westens der Reichtum hier seine prunkenden Paläste erbaut; doch finden sich immerhin viel hübsche, freundliche Straßen mit Schatten spendenden Platanen und schmucken Mietshäusern, deren Erker und Altane einem minder verwöhnten Auge sogar den Eindruck einer

gewissen Vornehmheit zu machen vermögen. Noch bestechender als ihr Aeußeres wirkt auf unerfahrene Beschauer zumeist die innere Ausschmückung dieser neuen Gebäude. Die Wände des Hausflurs sind mit gobelinartigen Mustern bemalt, ein bunter Teppichläufer bedeckt, von blanken Messingstangen festgehalten, die wenigen in das Parterre emporführenden Stufen, und an allerlei bildnerischen Verzierungen in Gestalt von Arabesken und plastischen Blumengewinden ist an den Plafonds wahrhaftig kein Mangel.

Aber der Kundige weiß, daß all diese trügerische Eleganz nicht Stich hält vor näherer Untersuchung. In den höheren Stockwerken sind die Wände des Treppenhauses nur sehr oberflächlich getüncht, und der schlechte Oelfarbenanstrich der unbequemen Stiege wird durch keinen Teppich schonend verhüllt. Der plastische Deckenschmuck aber erweist sich hier wie im Innern der Wohnungen zumeist mehr gefährlich als angenehm, da er nach kurzem Verweilen an dem für ihn bestimmten Platz eine sehr bedenkliche Neigung zeigt, dem Gesetz der Schwere zu folgen und in größeren oder kleineren Gipsstücken auf die Häupter der ahnungslos unter ihm Dahinwandelnden herabzustürzen.

Und der schlimmste aller vorhandenen Mängel sind vielleicht die überall wiederkehrenden, licht- und luftarmen, schachtartigen Höfe, auf welche hinaus die Fenster der zumeist benützten Wohnräume und der Küchen münden. In diesen Räumen herrscht immer

ungewisse Dämmerung und nur aus dem größeren oder geringeren Grade derselben läßt sich erraten, ob draußen heller Sonnenschein oder trüber Novembernebel über den Dächern liegt.

Matt und ungewiß war denn auch die Beleuchtung der nicht sehr umfangreichen Küche, welche zu der Wohnung des Premierlieutenants von Tannhausen gehörte. Und doch war man in dieser Küche schon viel besser daran als in den meisten anderen des nämlichen Hauses, denn sie lag im dritten Stock und war damit dem schmalen Zimmerstreifen, welcher über dem Hof sichtbar wurde, schon um ein gutes Stück näher gerückt. Die geringe Helligkeit reichte denn auch hin, sowohl den Messingrand des Kochherdes als alle die kleinen, metallenen Gerätschaften auf den Wandbrettern, an denen insgesamt weder Putzpulver noch Muskelkraft gespart schien, in wahrhaft goldigem und silbernem Glanz erstrahlen zu lassen; sie zeigte die peinliche Ordnung und Sauberkeit in jedem Winkelchen, und sie zeigte endlich die gesunde Röte auf dem breiten, bartlosen, gutmütigen Männergesicht, das soeben in der Oeffnung der zur Hintertreppe führenden Thür auftauchte.

„Na, das wird ja wohl wieder für 'ne Weile reichen!“ sagte der Eintretende in einem Hochdeutsch von unverkennbar märkischer Klangfarbe, und mit kräftigem Schwung hob er dabei den mit Kohlen gefüllten Blechkasten von den Schultern. „Es is schon der dritte in dieser Woche, Johanne!“

Das überaus stattliche weibliche Wesen von dreißig und einigen Jahren, welches soeben ein Kochgefäß an das Feuer gerückt hatte, wandte sich mit einer sehr energischen Bewegung nach dem Sprechenden um.

„Soll damit etwa gesagt sein, Wudicke, daß ich zu viel Feuerung verbrauche?" ertönte in merklicher Entrüstung ihre etwas fettige Stimme. „Wollen Sie mich hier mit boshafter Anspielung als eine Verschwenderin hinstellen? Oder ist der Herr Füsilier Wudicke bloß zu vornehm, einen Kasten Steinkohlen aus dem Keller zu holen?"

Das breite Gesicht des Kriegers in der weißen Drillichjacke nahm einen sehr unkriegerischen Ausdruck aufrichtiger Bestürzung an.

„Aber nee doch, Johanne — so hatte ich es nich gemeint! Es war überhaupt gar keine Meinung dabei, wahrhaftig nich! Wenn es nötig is, gehe ich noch zehnmal die vier Treppen bis in den Keller runter."

„Na, so was wird hier keiner von Ihnen verlangen, Wudicke! Das gnädige Fräulein und ich, wir sind doch keine Despoten."

„Nee, wahrhaftig nich!" bestätigte Wudicke. „Ich meinte es auch man bloß so, daß Sie meinen guten Willen sehen sollten und daß ich mich nich zu vornehm halte. So fein wie Stallausmisten is das immer noch!"

„Das will ich glauben! Wird Ihnen sauer genug ankommen — die harte Arbeit, wenn Sie erst wieder heraus müssen aus dem bunten Rock."

Wudicke verzog seinen ansehnlichen Mund zu einem überlegenen Grinsen.

„Davon steht nichts geschrieben, Johanne! Mit dem Ackern und Dreschen is es vorbei. Ich bleibe bei meinem Herrn Premierlieutenant und bei —“

Das letzte Wort mußte ihm selber wohl etwas bedenklich erschienen sein, denn es verlor sich in ein unverständliches Gemurmel.

„So?“ meinte Johanne, die unablässig an ihrem Herd hantirte. „Ist das schon ausgemacht? Wissen Sie auch, ob der gnädige Herr einen so ungeschickten Menschen behalten will? — Und ungeschickt sind Sie, Wudicke, das wäscht Ihnen kein Regen ab.“

„Der Herr Premierlieutenant jagt mich nich fort. Der weiß, daß das Herz gut is, und das is ihm mehr wert als ein zerbrochener Teller.“

„Mag wohl so sein!“ stimmte Johanne mit einem Seufzer bei. „Die Männer nehmen das immer sehr kaltblütig. Aber wundern muß ich mich doch, Wudicke, daß Sie so gar kein Heimweh haben.“

„Meine Eltern sind ja lange tot und Geschwister waren nich da.“

„Na ja! Aber es gibt doch auch noch etwas anderes, was sich ein leichtsinniger junger Mensch von Ihrem Schlag leicht anhängt, so was Weibliches — na, Sie werden mich wohl verstehen.“

Wudicke wurde dunkelrot bis in die flachsblonden Haare hinauf.

„Aber nee doch, Johanne! Wie können Sie das von mir denken? Nee, wahrhaftig nich!“

Er würde seine Beteurungen vielleicht noch nachdrücklicher fortgesetzt haben, wenn ihm nicht Johanne mit erhobenem Kochlöffel bedeutet hätte, zu schweigen.

„Still! Das gnädige Fräulein kommt! Was soll sie denken, wenn sie hört, daß wir so dummes Zeug miteinander schwatzen? Da, nehmen Sie die Kaffeemühle, damit es wenigstens das Aussehen hat, als ob Sie was thäten!“

In der That vernahm jetzt auch Wudicke von dem Gang her, welcher zur Küche führte, einen leichten Schritt, und er hatte eben noch Zeit gehabt, die Kurbel des bezeichneten Geräts mit einigem Ungestüm in rasselnde Bewegung zu setzen, als die Angekündigte auf der Schwelle erschien.

Das gnädige Fräulein war ein junges Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren, und ihr frisches, von reichem Blondhaar umrahmtes Gesichtchen sah nicht nur in dem Halbdunkel der Küche reizend aus, sondern es hätte wohl auch eine ungleich schärfere Beleuchtung ertragen. Sie trug ein sehr einfaches Hauskleid und eine große bunte Schürze, an deren Gürtelband ein allerdings recht magerer Schlüsselbund klapperte. Dem Burschen, welcher mit seiner Kaffeemühle kerzengerade in die Höhe gefahren war, nickte sie, freundlich lächelnd, zu, und ohne die Hilfe der Köchin in Anspruch zu

nehmen, stellte sie sich allerlei Kästchen, Büchsen und Schüsseln auf dem Küchentisch zurecht.

„Mein Bruder muß heute einen Punschauflauf haben," sagte sie heiter. „Ich habe ihm beim Fortgehen eine Ueberraschung versprochen. Es wird unsern Etat doch hoffentlich nicht gar zu sehr belasten, Johanne?"

„Ei, gnädiges Fräulein, wir kommen schon aus! Die Eier sind ja auch, Gott sei Dank, wieder billiger geworden, und da ist noch eine Flasche von dem Rum, den der Herr Lieutenant von Falkenrode dem gnädigen Herrn zum Geburtstag geschenkt hat. Aber den Punschauflauf muß das gnädige Fräulein selber anrühren; so gut wie Sie weiß ich den Geschmack des Herrn doch nicht zu treffen."

„Freilich, Johanne! Was für ein Verdienst wäre denn auch bei der Ueberraschung, wenn ich sie nicht selber bereitet hätte."

Ohne zimperliche Rücksicht auf den Kaffee mahlenden Wudicke streifte sie die Aermel des schlichten Kleidchens ein wenig über die weißen, anmutig gerundeten Arme empor, schüttete das Mehl in die Schüssel, so daß eine kleine weiße Wolke daraus empor wirbelte und fügte dann den Rahm und die geschlagenen Eier mit aller Vorsicht und Sorgsamkeit hinzu, welche die erfahrenste Kochkünstlerin nur immer hätte auf diese wichtige Thätigkeit verwenden können. Als sie sich eben anschickte, die verschiedenen Ingredienzien durch

energisches Rühren recht innig miteinander zu vermischen, ertönte von den vorderen Räumen her der scharfe, lang nachzitternde Anschlag einer Glocke.

„O weh, wenn das schon mein Bruder ist haben wir ja eine fürchterliche Verspätung! Sagen Sie ihm, ich wäre in der Küche dringend beschäftigt, Wudicke, aber verraten Sie ums Himmels willen nichts von meiner Ueberraschung!“

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein! Wahrhaftig nich!“ versicherte in straffer Haltung der Füsilier, und eilig stapfte er dann über den langen, finsteren, in rechtem Winkel gebogenen Korridor nach der vorderen Eingangsthür der Wohnung. Von dem, was dort geschah, konnte man hinten in der Küche nichts vernehmen; aber nach Verlauf von drei Minuten stellte sich Wudicke wieder ein, um in streng dienstlichem Ton zu melden: „Der Herr Lieutenant von Falkenrode!“

Das gnädige Fräulein wandte sich rasch um, und sie mußte in der That sehr energisch gerührt haben, da ihre Wangen eine so lebhafte Farbe zeigten.

„Sie haben ihm doch gesagt, daß mein Bruder nicht zu Haus ist?“ fragte sie.

„Zu Befehl! Aber er fragte, ob das gnädige Fräulein auch ausgegangen wäre.“

„Nun, und was haben Sie geantwortet?“

„Ich sagte: Nein, das gnädige Fräulein macht Punschauflauf.“

„O, Sie Unglücksmensch! Und nun ist Herr von Falkenrode geblieben?“

„Zu Befehl! Er sitzt im Salon und will sich die Albums ansehen, bis der Punschauflauf fertig ist, das gnädige Fräulein möchten sich ja nicht stören lassen.“

„Das ist eine hübsche Geschichte! Sie müssen doch immer irgend ein Unheil anrichten, Wudicke! Diesmal hätten Sie die kleine Notlüge wohl auf Ihr Gewissen nehmen können.“

Aber es schien der jungen Dame nicht gar so ernst zu sein mit ihrer Entrüstung, denn die roten Lippen zuckten schelmisch und aus den blauen Augen lachte es dem verdutzten Burschen sehr tröstlich entgegen. Rasch streifte sie die aufgestülpten Aermel herab, klopfte den leichten Mehlstaub von der Schürze, deren Ablegung sie nicht für notwendig zu halten schien, und schlüpfte zur Küche hinaus, wo hinter ihrem Rücken nun freilich eine zweite, viel eindringlichere Strafpredigt über den unglücklichen Wudicke erging.

Das Zimmer, welches der Füsilier mit einem gewissen Stolz als den Salon bezeichnet hatte, war im Grund nur ein recht bescheiden eingerichtetes Wohngemach. Es gab da weder Vorhänge noch Portièren, weder reich geschnitzte Prunkmöbel noch orientalische oder in sonst einem unmöglichen Stil ausgeführte Wanddekorationen. Einfache weiße Gardinen waren nach guter alter Sitte vor den Fenstern befestigt. Die schlichten Möbel waren von solidem, im Lauf der Jahre stark

gedunkeltem Mahagoniholz, und der Teppich unter dem Sofatisch reichte kaum hin, um ein Fünftel des braun gestrichenen Fußbodens zu bedecken. Wenn das Ganze trotzdem keineswegs dürftig aussah, sondern viel eher einen Charakter anheimelnder Behaglichkeit hatte, so erklärte sich dies vielleicht am besten aus dem Umstand, daß nirgends der Versuch gemacht war, durch flitterhafte Ausschmückungen einen betrügerischen Schein des Reichtums zu erzeugen. Dies Stübchen gab sich ganz offen in seiner bescheidenen Einfachheit; nichts war verhüllt oder übergoldet, man sah auf den ersten Blick, daß die Menschen, welche es bewohnten, keine Veranlassung hatten, irgend etwas zu verbergen.

Der Lieutenant von Falkenrode hatte sich wirklich damit die Zeit zu vertreiben gesucht, daß er in einem ziemlich abgegriffenen Photographiealbum blätterte. Nun, da sich die Thür öffnete, sprang er rasch empor, und das Lächeln, mit welchem er Fräulein von Tannhausen begrüßte, war sicherlich das liebenswürdigste und verbindlichste, dessen sein hübsches, schwarzbärtiges Antlitz fähig war. Wie er der zierlichen jungen Dame gegenüberstand und ihr mit der Vertraulichkeit eines Hausfreundes seine vom Handschuh befreite Rechte entgegen streckte, präsentirte sich seine hohe und wohlgebaute Gestalt im vorteilhaftesten Licht. Er trug die Uniform eines der Berliner Gardeinfanterieregimenter und er hatte wohl keine der kleinen Toilettenkünste gespart, welche die glücklichen Inhaber

dieser geschmackvollen Uniformen für so viele weibliche Herzen unwiderstehlich machen. Aber er hatte der Natur nicht gar zu sehr zu Hilfe zu kommen brauchen. Auf dem stattlichen Körper erhob sich in freier, vielleicht etwas hochmütiger Haltung ein fein geformter Kopf, der durch die scharfen, lebhaften Augen und die gesunden, schneeweißen Zähne, welche bei jedem Lächeln unter dem starken dunklen Schnurrbart sichtbar wurden, gewiß nichts von seiner männlichen Schönheit verlor.

„Ich wäre trostlos, wenn Kamerad Tannhausen durch meine Schuld um seinen Punschauflauf käme!" rief er mit einer heiteren Frische, an deren Natürlichkeit man unmöglich zweifeln konnte. „Es war eigentlich unverschämt, daß ich auf Wudickes pflichtgetreuen Rapport hin nicht sofort Kehrt machte, und ich fühle die ganze Größe meiner Schuld, wenn ich jetzt die helle Zornesröte auf Ihrem sonst so gütigen Antlitz sehe."

Die helle Röte war nun allerdings vorhanden, aber es war ganz gewiß nicht die unchristliche Empfindung des Zornes, welche sie erzeugt hatte. Fräulein von Tannhausen würde ihre Hand sonst schwerlich so lange in derjenigen des Besuchers gelassen haben.

„Der gute Mensch hat mir durch seine Aufrichtigkeit wenigstens das Recht gegeben, mich Ihnen in diesem häuslichen Gewand zu zeigen," erwiderte sie lachend. „Wenn man aus der Küche abgerufen wird, braucht

man für seine Freunde nicht erst Toilette zu machen — nicht wahr?"

Mit einer Unbefangenheit, die um so reizender war, als ihr auch nicht die leiseste Beimischung von Koketterie innewohnte, blickte sie zu ihm auf. Falkenrode neigte sich ein wenig vor, und es lag mehr als eine bloße Galanterie in seiner Stimme, als er antwortete:

„Ich bereue meine Zudringlichkeit nicht mehr, Fräulein Ilse, nachdem sie mir das beglückende Geständnis verschafft hat, daß Sie mich wirklich unter Ihre Freunde zählen."

Nun wurde sie doch verwirrt, machte ihre Hand rasch frei und brachte ein gutes Stück des Zimmers zwischen sich und ihn.

„Es wäre vielleicht richtiger gewesen, zu sagen: für die Freunde meines Bruders. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr von Falkenrode?"

Er leistete der Einladung Folge, aber er schien nicht willens, den errungenen Vorteil wieder fahren zu lassen.

„Warum wollen Sie eine Anerkennung zurücknehmen, welche mich so hoch erfreut hat? Tannhausens Freund zu sein, ist mein Stolz, denn ich kenne keinen, der vortrefflichere Eigenschaften des Geistes und des Herzens besäße als er, aber —"

Wenn Ilse dem Lieutenant überhaupt gezürnt hatte, so war sie schon wieder versöhnt. Ihr liebliches

Gesicht strahlte vor Freude über das Lob, das dem Bruder gespendet wurde.

„Ja, das ist wahr!“ rief sie, ohne erst den Nachsatz des Herrn von Falkenrode abzuwarten. „Ein anderer würde mich vielleicht auslachen, denn ich bin ja seine Schwester und sollte darum meine Kritik für mich behalten, aber vor Ihnen kann ich es immerhin aussprechen, daß ich ihn für den Klügsten und Besten aller Menschen halte.“

Der Lieutenant machte eine kleine zustimmende Verbeugung.

„Gewiß! Aber trotz alledem beneide ich ihn noch viel mehr, als ich ihn bewundere!“

„Sie beneiden ihn? Ach, das ist nicht Ihr Ernst! Etwa weil er zum Generalstab kommandirt worden ist?“

Die Vermutung schien sehr belustigend für den jungen Offizier.

„Nein — dieses Vorzuges wegen sicherlich nicht; denn mich überkommt ein Grauen, wenn ich sehe, welche Arbeitslasten damit auf seine Schultern gewälzt worden sind. Aber ich beneide ihn, weil er das unerhörte Glück hat, von einem Hausmütterchen versorgt zu werden, dem nur die Flügel fehlen zu —“

Ein Stuhl wurde hörbar zurückgeschoben und eine Falte wirklichen Unmuts erschien auf der weißen Mädchenstirn.

„Das ist nicht artig, Herr von Falkenrode!“

„Sie sind mir böse, Fräulein Ilse, weil mir das

Herz über die Zunge läuft? Aber ich versichere Sie, daß ich es ganz ernsthaft damit meine!“

Ilse hatte einen Schritt gegen die Thür hin gemacht.

„Und ich sehe ein, Herr Lieutenant, daß es doch besser gewesen wäre, wenn ich meine Küchenschürze vorher abgelegt hätte. Sie würden dann vielleicht vor einer Verwechslung bewahrt geblieben sein, die Ihrem Benehmen nach unzweifelhaft vorliegen muß.“

Das klang sehr hoheitsvoll und viel stolzer, als man es von diesem fröhlichen jungen Geschöpfchen hätte erwarten sollen. Falkenrode biß sich auf die Unterlippe, dann aber warf er mit einer verwegenen Geste den Kopf zurück und vertrat der Beleidigten den Weg.

„Ich mag mich nach meiner Gewohnheit sehr ungeschickt ausgedrückt haben, eine so herbe Zurechtweisung aber habe ich doch wohl nicht verdient. Wenn Sie nur einen einzigen Blick in den Spiegel geworfen hätten, ehe Sie dies Zimmer betraten, so würden Sie begreifen, daß man von Stahl und Eisen sein müßte wie ein Grusonscher Panzerturm, um einer solchen Fülle von Liebreiz zu widerstehen. Und ich habe auch gar keine Lust, eine solche Panzerturmrolle zu spielen. Auf jede Gefahr hin muß ich Ihnen sagen, Fräulein Ilse, daß ich Sie für einen Engel halte und daß ich nicht mit dem Chef des großen Generalstabes tausche, wenn Sie sich herbeilassen wollten, mein Schutzengel zu werden.“

Rasch, lebhaft und in einem äußerst liebenswürdigen Gemisch von Scherz und Ernst sprudelten die Worte von seinen Lippen. Die Zornesfalte von der weißen Stirn war längst verschwunden, aber das blonde Köpfchen hatte sich so tief herab gesenkt, daß man den Ausdruck des eben noch so strengen Gesichts nicht mehr erkennen konnte. Herr von Falkenrode wartete für die Dauer einer Sekunde vergeblich auf eine Erwiderung, und da er der Ansicht sein mochte, daß in gewissen Situationen das Schweigen auch eine Antwort ist, so legte er ohne weiteres Zaudern seinen Arm um die zierliche Gestalt und zog sie mit einem heißatmigen Schmeichelwort an seine Brust.

Ueber die schlanken Glieder des jungen Mädchens ging ein Erzittern. Nicht ohne Widerstreben fügte sie sich in seine Umarmung, aber ihr Sträuben war ohnmächtig gegen seine überlegene Kraft. Und ohne daß sie ihm eine Antwort gegeben hätte auf seine wiederholte stürmische Frage, duldete sie doch mit brennenden Wangen, daß seine Lippen leidenschaftlich heiß ihre Stirn berührten.

„Mein süßes Lieb!“ flüsterte er. „Gesegnet sei der Punschauflauf, welcher dies alles verschuldet hat!“

Es war, als ob Ilse durch die Erwähnung ihrer unterbrochenen Küchenthätigkeit plötzlich an begangenes Unrecht erinnert würde. Da sie sich von seiner kräftigen Umschlingung nicht sogleich frei machen konnte, neigte sie

den Oberkörper zurück und sagte, indem sie Falkenrode fest ins Gesicht sah, mit großer Entschiedenheit:

„Aber meinen Bruder verlasse ich nicht!"

Der Lieutenant lachte und machte einen neuen, diesmal allerdings vergeblichen Versuch, sie zu küssen.

„Darüber, mein Schatz, wird sich doch wohl reden lassen, wie ich hoffe! Im schlimmsten Fall würde ich mir mit Waffengewalt mein Recht zu verschaffen wissen. Aber für ein Weilchen werde ich ja leider ohnedies noch gezwungen sein, Dich ihm zu überlassen."

Wieder mußten seine Worte einen Besorgnis erregenden Gedanken in ihr wach gerufen haben, denn jetzt löste sich Ilse mit einer energischen Bewegung aus seinem Arm und sagte sehr ernsthaft:

„Und ich habe auch gar kein Vermögen, Herr von Falkenrode!"

„Welch ein entzückendes Geständnis! Als wenn dies dem intimsten Freund Deines offenherzigen Bruders eine Neuigkeit sein könnte! Du hast nichts, herzliebste Ilse, und ich habe für den Augenblick auch nichts. Da möchte es eben heute und morgen mit dem Consens recht bedenklich aussehen. Aber die Zeit steht glücklicherweise nicht still, und das Glück, das uns jetzt noch versagt bleibt, wird nichts von seiner Seligkeit eingebüßt haben, wenn es uns übermorgen oder übers Jahr zu teil wird. Mein vortrefflicher

Großoheim Hilgers auf Massow ist mit seinen einundachtzig Jahren ja schon um ein recht hübsches Stück über die Lebensdauer hinaus, welche nach der Behauptung des Psalmisten dem Menschen zugemessen ist."

„Und Sie warten auf seinen Tod? Das klingt recht häßlich, Herr von Falkenrode."

„O, ich thue ja durchaus nichts, den natürlichen Verlauf der Dinge zu beschleunigen," lachte der Offizier, „und wenn ich dem würdigen alten Herrn eine nicht allzu ferne Erlösung von seinen Gichtleiden und sonstigen Gebresten wünsche, so wiederhole ich nur, was er selber mir schon vor zehn Jahren stöhnend ausgesprochen. Wenn diese Erlösung dann das Glück zweier verliebten Menschenkinder begründet, so hat Herr von Hilgers mit seinem Hinscheiden mehr fertig gebracht, als ihm während seines ganzen langen Lebens gelungen ist."

Mit entschiedener Mißbilligung schüttelte Ilse den Kopf.

„Nein, nein, es thut mir weh, Sie in einem solchen Ton sprechen zu hören, auch wenn ich weiß, daß es Ihnen nicht ernst damit ist. Ich wünsche keines Menschen Tod, und wenn meine ganze Seligkeit davon abhinge."

„Sagte ich es nicht, daß nur die Flügel fehlen? Nun, ernsthaft also! Dem schnöden Mammon zu liebe müssen wir uns in Geduld fassen, und weil sich

der Tag, an welchem ich Dich ganz mein eigen nennen kann, vorderhand leider jeder Berechnung entzieht, dürfte es um Deinetwillen, mein Lieb, dringend geboten sein, daß wir unser junges Glück fürs erste noch als tiefstes Geheimnis bewahren."

So leichthin und in so schmeichelnden Lauten das auch gesprochen war, es erzeugte trotzdem einen Schatten auf Ilses Gesicht.

„Doch hoffentlich nicht auch meinem Bruder gegenüber?" fragte sie rasch.

Mit unverändert heiterer Miene machte Falkenrode eine bejahende Geberde.

„Gerade vor ihm, Herzensschatz! Wenn Bernd überhaupt einen Fehler hat — und einen wirst Du ja am Ende zugestehen — so ist es der, daß er die Korrektheit bis zur Pedanterie zu treiben liebt. Und er hat sich so ganz in seine militärischen Wissenschaften eingegraben, daß ihm, wie ich fürchte, das Verständnis für die zarteren Regungen des menschlichen Herzens ein wenig abhanden gekommen ist. Er würde ohne Zweifel sofort mit dem erkältenden Hauche praktisch nüchterner Erwägungen in die Blüten unseres Liebesfrühlings fahren, und er würde vielleicht gar einen großen Apparat von Förmlichkeiten in Bewegung setzen, in welchen wir bald eingeschnürt wären wie in eine Zwangsjacke. Ich aber möchte mir gerade die Poesie der Heimlichkeit, den pikanten Reiz verschwiegener Augensprache und verstohlener Händedrücke nicht so

ohne weiteres rauben lassen. Könntest Du mir diese erste Bitte abschlagen, meine göttliche Ilse?"

Es gelang seiner einschmeichelnden Beredsamkeit so wenig als seinen zärtlichen Blicken, die verscheuchte Heiterkeit auf das Antlitz des jungen Mädchens zurück zu rufen. In einer trotz aller Sanftheit sehr bestimmten Weise wehrte sie seinen Liebkosungen und sagte mit recht gepreßt klingender Stimme:

„Ich kann mir durchaus keinen poetischen Reiz von einer Heimlichkeit versprechen, die ich vor meinem Bruder haben soll. Ich habe ihn noch niemals belogen, habe ihm noch niemals etwas verborgen, und ich fürchte, dies wird über meine Kräfte gehen."

Die Spitzen des schwarzen Schnurrbarts zuckten, und Herr von Falkenrode rückte mit einer fast ungeduldig aussehenden Bewegung an dem Kragen seines Uniformrockes. Aber seine Erwiderung hatte trotzdem die Form eines Scherzes.

„Es wird nicht ausbleiben, daß ich rasend eifersüchtig werde auf diesen glücklichen Bernd. Er und immer wieder nur er! Gerade jetzt möchte ich es als einen Beweis Deiner Liebe verlangen, daß Du meine Bitte erfüllst."

Wieder schlug draußen die Glocke an, und Ilse schrak bei ihrem Klang zusammen wie eine ertappte Sünderin.

„Das ist er — das ist Bernd!" sagte sie leise, und indem sie dem Lieutenant hastig ihre bebende

Hand darbot, flüsterte sie als Antwort auf seine letzte Forderung:

„Wohl, Herr von Falkenrode, ich will es wenigstens versuchen!“

Dann riß sie sich los und schlüpfte hinaus in die Küche zurück. Schweren Schrittes aber stapfte der Füsilier Wudicke heran, um seinem heimkehrenden Vorgesetzten die Entreethür zu öffnen.

Viertes Kapitel.

Der zur Dienstleistung beim großen Generalstab kommandirte Premierlieutenant Bernd von Tannhausen war eine kraftvolle und einnehmende Erscheinung, aber er hatte in seinem Aeußern nicht jene Fülle bestechender und in die Augen springender Vorzüge aufzuweisen wie sein Freund Falkenrode. Unverkennbar legte er auf die Eleganz der Kleidung, die Schneidigkeit der Haltung und die bewußte Grazie aller Bewegungen ein erheblich geringeres Gewicht als jener, so weit entfernt er auch in all diesen Dingen von Nachlässigkeit oder Schlaffheit war. Mit seinem langen, dem Blondhaar der Schwester in der Farbe vollkommen gleichen Vollbart und seinen sehr klar und ruhig blickenden grauen Augen machte er im Gegenteil in viel höherem Maße den Eindruck starker, fest in sich selbst ruhender Männlichkeit als der an Körpergröße überlegene und ungleich beweglichere Kamerad.

Er legte ein kleines Bücherpäckchen, das er unter dem Arm getragen, auf den Tisch und begrüßte Falkenrode

wie jemand, dessen Anwesenheit man nicht überraschend findet.

„Wudicke sagte mir bereits, daß Du hier seiest. Hat Dir meine Schwester nicht Gesellschaft geleistet?“

„Sie war aufopfernd genug, es zu thun; doch riefen wichtige Angelegenheiten Deine Hausfee soeben in die Küche zurück. Uebrigens — sans gêne, Tannhausen — ich störe Dich doch nicht?“

„Nein, ich habe ja noch den ganzen Nachmittag vor mir.“

„Und wahrscheinlich Arbeit genug, um ihn auszufüllen. Nun, dafür bist Du auf dem geraden Wege zum General.“

„Ein Weg, den Du hoffentlich doch auch als den Deinigen ansiehst.“

Falkenrode zuckte mit den Achseln.

„Ich mache mir keine übertriebenen Hoffnungen. Für die Schulbank bin ich nun einmal verdorben, und in der Front — ah, das hat gute Wege.“

Er trat an den Tisch und blätterte in den Büchern, während der Premierlieutenant das an der Wand stehende altmodische Cylinderbureau aufschloß.

„Kriegsverpflegungsetats — Feldgerätetats — Instruktion zur Zerstörung von Eisenbahnen und Telegraphenleitungen,“ las er von den Titelblättern, „brrr, ich will doch lieber eine ganze Horde von Kassuben drillen, als daß ich mich in diese schönen Dinge vertiefe. Sind natürlich lauter furchtbar sekrete Sachen — wie?“

„Gewiß! Es könnte viel Unheil daraus entstehen, wenn sie in verbrecherische Hände kämen.“

„Unsere guten Freunde in Paris und Petersburg möchten sich's ein schönes Stück Geld kosten lassen, zu erfahren, was da drin steht. Es ist bei allem point d'honneur doch ein Wunder, daß sich niemals ein räudiges Schaf in der Herde findet.“

Tannhausen sah ihn mit großen Augen an.

„Du pflegst sonst bessere Scherze zu machen, Falkenrode! Die Ehre unseres Standes ist ein schlechter Gegenstand für solche Witzeleien.“

Er legte die Bücher zusammen und verschloß sie in das altertümliche Bureau. Falkenrode aber ließ sich bequem in einen Stuhl fallen, schlug die Beine übereinander und betrachtete angelegentlich seine spitz zulaufenden Lackstiefel.

„Nun, nun, warum denn so empfindlich!“ meinte er in seiner unbefangen leichten Weise. „Man braucht dabei ja nicht gleich an einen Offizier zu denken, derartige sekrete Sachen kommen doch wahrscheinlich auch zuweilen in den Bereich der Kanzleibeamten und Schreiber. Und wenn sich so ein armer Teufel 'mal in einer schwachen Stunde vom Bösen umgarnen ließe, — es wäre natürlich eine miserable Handlungsweise, aber wir Menschen sind allesamt schwache Geschöpfe.“

„Es ist wohl überflüssig, dies Thema weiter zu verfolgen. Mag sich auch für jeden Verbrecher eine Entschuldigung finden lassen, — für einen Menschen,

der aus gemeinem Eigennutz Verräterei begeht an seinem Vaterlande, gibt es sicherlich keine! Und in unserem Volke würde man solche Kreaturen zum Glück vergeblich suchen."

„Wohl uns, wenn Du recht hast! Jedenfalls soll mein gelinder Zweifel kein Grund sein, uns zu entzweien. Und da wir nun doch einmal auf das leidige Geld zu sprechen gekommen sind, — bist Du flott bei Kasse, lieber Freund?"

„Nicht mehr und nicht weniger als sonst. Du weißt, daß ich mit genau bestimmten Einnahmen und Ausgaben zu rechnen habe."

Falkenrode seufzte in komischer Weise tief auf.

„Ja, ich weiß, daß Du die hehre und für meinen beschränkten Verstand unbegreifliche Kunst verstehst, Deine Einnahmen und Ausgaben stets in schöner Harmonie zu erhalten. Ach, Freund, ich fange an, die Hoffnung aufzugeben, daß ich diese Kunst jemals erlernen werde."

„Und doch hast Du es nicht schwerer, sie zu üben, als ich!"

„Im Gegenteil! Aber es geht nun einmal nicht! Vielleicht würde ich's fertig bringen, wenn nicht die Hunderttausende des gichtbrüchigen Freiherrn auf Massow aus gar so verführerischer Nähe winkten."

„So streiche sie einfach in Deinen Berechnungen aus. Das möchte um so ratsamer sein, als Du ja keineswegs mit unbedingter Sicherheit auf diese Erbschaft rechnen darfst!"

„Male den Teufel nicht an die Wand, Tannhausen! Und dann, — nimm mir's nicht übel — so dankbar ich Dir auch bei der Aufrichtigkeit Deiner Freundschaft für jeden guten Rat bin, im Augenblick ist mir's doch eigentlich weniger um eine Ermahnung als um eine kleine Gefälligkeit zu thun. Es ist nur eine Bagatelle, nicht mehr als hundert oder hundertundfünfzig Mark, wie Dir's gerade paßt! Am ersten, wenn mein Zuschuß aus Massow kommt, gebe ich Dir's zurück, ganz, wie wir es bisher gehalten haben."

„Es steht Dir selbstverständlich ohne weiteres zur Verfügung. Daß Du beim letztenmal die Rückgabe vergessen hast, ist Dir wohl noch im Gedächtnis."

Herr von Falkenrode strich seinen Schnurrbart. Vielleicht spürte er, daß ihm eine fatale Hitze in die Wangen stieg, und er bemühte sich, dieselbe zu verbergen.

„Ganz recht, ich hätte mich deshalb bei Dir entschuldigen müssen. Es ging ein bißchen scharf her während der letzten Wochen. Habe da eine reizende —"

Er hustete und hielt es dann nicht für erforderlich, den begonnenen Satz zu vollenden. Es war ihm etwas spät eingefallen, daß es der Bruder Ilses sei, welchem er da sein kleines Abenteuer hatte erzählen wollen.

Und Bernd war durchaus nicht neugierig. Er hatte das Bureau abermals geöffnet und einem Schubfach desselben mehrere Kassenscheine entnommen. Zusammengefaltet legte er sie vor Falkenrode auf den Tisch.

„Wozu die Entschuldigung?“ sagte er mit ruhiger Freundlichkeit. „Du wirst mir eben alles miteinander zurückgeben. Einen Termin brauche ich Dir nicht zu bestimmen, da Du meine Verhältnisse kennst.“

Die Hand, welche sich nach dem Geld ausstreckte, hielt auf halbem Weg für einen Moment zaudernd inne. Aber wenn eine Anwandlung von Scham die Ursache dieses Zögerns gewesen war, so mußte sie ziemlich schnell überwunden worden sein. Mit einem hastigen Dankeswort schob Falkenrode die Scheine in die Tasche. Dann aber beeilte er sich, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen.

„Nimm mir die kleine Indiskretion nicht übel, Tannhausen, aber ich sah da vorhin einen Briefumschlag mit einem Wappen liegen, welches mir nicht ganz unbekannt ist. Seit wann stehst Du denn mit den Ellerndorfs in Korrespondenz?“

„Es war der erste Brief, den ich aus diesem Hause empfing, und seinen Inhalt bildete zu meiner eigenen Ueberraschung die Einladung zu einem Diner, welches in einigen Tagen stattfinden wird.“

„Zu Deiner Ueberraschung? Ja, wenn die Leute Dich einladen, mußt Du ihnen doch zuvor einen Besuch abgestattet haben.“

„Einen Besuch, der in dienstlichen Angelegenheiten dem Major von Ellerndorf galt. Derselbe ist, wenn ich nicht irre, ein Neffe des Geheimerats und hielt sich besuchsweise in seinem Hause auf. Ich wurde

allerdings bei diesem Anlaß der Frau vom Hause vorgestellt."

„Und Du hast Gnade vor ihren Augen gefunden, wie die Einladung beweist. Du wirst selbstverständlich hingehen?"

„Ich glaube es kaum! Warum sollte ich gerade in diesem Fall von meinen Lebensgewohnheiten abweichen?"

„Weil Du mit diesen Lebensgewohnheiten in einigen Jahren vollständig zum Stockfisch geworden sein wirst; weil man außerdem bei den Ellerndorfs eine exquisite Küche führt und weil da ein Töchterchen ist — ah!"

Er schnalzte wie zum Ausdruck der höchsten Bewunderung mit der Zunge, und seine Augen glänzten. Tannhausen aber lächelte in gutmütigem Spott.

„Soll das auch einen Reiz für mich haben, liebster Falkenrode?"

„Nun, warum nicht? Hältst Du Dich denn bereits für einen Methusalem? Die kleine Nora Ellerndorf ist zwar ein etwas schnippisches Ding, das sein Näschen um einige Millimeter höher trägt, als es unbedingt notwendig wäre. Aber dies Näschen selbst ist so allerliebst, daß man ihm die Ueberhebung gern verzeiht, um so eher, als es an einer soliden Unterlage für den Familienstolz nicht fehlt. Die Ellerndorfs sind sehr reich, und wenn der Alte auch für den Augenblick politisch kalt gestellt zu sein scheint, so wird

ihm doch von Eingeweihten noch eine große Zukunft prophezeit. Bläst einmal in der Wilhelmstraße der Wind aus einer andern Ecke, so wird der Geheimerat von Ellerndorf der erste sein, welchem dieser Wind ein Ministerportefeuille zuweht. Bei all seiner scheinbaren Harmlosigkeit und Resignation ist der Mann ohne Zweifel ein sehr geschickter Streber, und sein Einfluß in gewissen Hofkreisen soll schon heute gar nicht unbedeutend sein. Auch spinnt er ganz in der Stille nach den verschiedensten Seiten hin seine Fäden. Erst vor wenigen Wochen hat die ältere Tochter den Gesandten Baron Palma geheiratet. Ich will mich hängen lassen, wenn nicht irgend eine ehrgeizige Absicht des Alten dahinter steckt, denn der vertrocknete Kerl mit dem Mumiengesicht sieht aus wie der Großvater seiner schönen jungen Frau. Es ist erstaunlich, daß sie sich einen so schmählichen Handel hat gefallen lassen. Aber sie war freilich immer von einer wahrhaft marmornen Kälte."

Tannhausen stand mit verschränkten Armen am Fenster und hörte geduldig dem Geplauder zu, das ihn sichtlich sehr wenig interessirte. Nun aber konnte er sich doch nicht enthalten, mit leiser Ironie zu bemerken:

„Du bist ja über die Verhältnisse der Familie unterrichtet wie ein Detektiv, Falkenrode."

Die weißen Zähne des Lieutenants blinkten wieder unter dem dunklen Schnurrbart hervor.

„Man hat mitunter seine Ursachen, sich zu informiren! Die kleine Nora wird sich nicht an irgend einen alten hektischen Diplomaten verkuppeln lassen, und wenn er auch der Botschafter Seiner Majestät des Selbstherrschers aller Reußen wäre. Da hat man — doch was schwatze ich da! Du wirst sie ja kennen lernen und Dir selber Dein Urteil bilden."

Er hatte sich einer lieblichen Mädchengestalt mit bunter Küchenschürze gerade noch rechtzeitig erinnert, um die Dummheit unausgesprochen zu lassen, die ihm bereits auf der Zunge gelegen. Da Bernd auf den interessanten Gesprächsgegenstand nicht weiter einging und da Ilse allem Anschein nach absichtlich fern blieb, hielt Falkenrode die eingetretene Pause für einen angemessenen Zeitpunkt der Verabschiedung.

„Nun habe ich Ihre Zeit lange genug in Anspruch genommen, Herr Stratege," sagte er, indem er sich erhob und seinen Rock fest in die Taille zog. „Der schönen Hausfee meine verehrungsvollsten Empfehlungen."

Die Freunde drückten sich die Hand, und Bernd geleitete seinen Besucher bis zur Thür. Da wandte sich Falkenrode noch einmal lebhaft um.

„Apropos, Tannhausen, Du bist ja ein großer Musiker vor dem Herrn, während ich wohl zur Not die Gute-Jagd-Fanfare vom Halali, aber nicht Mozart von Wagner zu unterscheiden weiß. Hast Du jemals etwas von einem Komponisten Galewski gehört?"

„Stanislaus Galewski?“

„Ja, ich glaube, Wladislaus oder Stanislaus wird er heißen.“

„Freilich! Er hat einige sehr bedeutende symphonische Tondichtungen von stellenweise allerdings recht bizarrer Eigenart und eine fünfaktige Oper ‚Ostrolenka‘ geschrieben. Wie man sich schon bei diesem Titel denken kann, ist die Oper indessen niemals aufgeführt worden.“

„Merci! Ich bin unterrichtet zur Genüge. Aber es ist geradezu unheimlich mit Deiner Gelehrsamkeit, Tannhausen. Ein Konversationslexikon kann nicht präziser Auskunft geben als Du. Nun weiß ich doch wenigstens, wovon ich zu reden habe, wenn ich dem Mann eine kleine Artigkeit sagen will.“

„Dem Komponisten Galewski? Lebt er denn in Berlin?“

„Ja, mit seiner Tochter! Ich habe sie zufällig kennen gelernt; nur ganz oberflächlich, wie Du Dir wohl denken kannst! Auf Wiedersehen also! Und vergiß nicht, Fräulein Ilse zu grüßen!“

Leicht und elastisch eilte er die Stiege hinab, während Bernd in das Zimmer zurückkehrte und sich an den Schreibtisch setzte. Gleich darauf wurde die Thür ein wenig geöffnet, und Ilses glühendes Gesichtchen ugte durch die Spalte.

„Guten Tag, lieber Bernd! Ist Herr von Falkenrode gegangen?“

„Ja wohl, und er läßt sich Dir angelegentlich empfehlen."

„Hat er sonst nichts gesagt? Hatte er Dir gar nichts mitzuteilen?"

Der Premierlieutenant sah etwas verwundert von seinem Buch auf.

„Seit wann bist Du denn so neugierig, kleine Ilse? Nein, er hatte mir gar nichts mitzuteilen, außer daß er sein Herz soeben wieder an drei oder vier weibliche Wesen verloren habe."

Die Thür wurde etwas ungestüm geschlossen, und Herr von Tannhausen blieb für die Dauer der nächsten halben Stunde ungestört. Dann rief ihn Ilse zu Tisch, und als er sich ihr gegenüber niederließ, machte Bernd die Wahrnehmung, daß sie etwas verstört aussah und daß es verräterisch um ihre Mundwinkel zuckte.

„Ist Dir etwas geschehen?" fragte er besorgt. „Hast Du eine Unannehmlichkeit erfahren?"

Ilse schüttelte energisch den Kopf, aber sie sah nicht zu ihm auf. Und der Premierlieutenant fragte nicht weiter, da ihm unmöglich die Vermutung kommen konnte, seine Schwester habe etwas vor ihm zu verbergen. Er erzählte ihr nach seiner Gewohnheit von allerlei interessanten Dingen, die er aus den Zeitungen erfahren, und die Fragen, welche Ilse hie und da einwarf, bewiesen, daß sie ihm zuhörte. Plötzlich aber erhob sie den Kopf und sagte:

„Glaubst Du wirklich, daß Herr von Falkenrode sein Spiel mit einem Mädchen treiben könnte?"

Der schmucke Gardelieutenant hatte doch wohl recht gehabt, als er vorhin die Vermutung ausgesprochen, seinem Kameraden möchte inmitten der militärischen Studien das Verständnis für die zarteren Regungen des menschlichen Herzens abhanden gekommen sein; Bernd würde sonst schwerlich auch dieser ganz unmotivirten Frage gegenüber seine Arglosigkeit bewahrt haben. Er machte zwar ein nachdenkliches Gesicht, aber jeder Verdacht in Bezug auf Ilse lag ihm offenbar vollständig fern.

„Ich fürchte in der That, daß seine Anschauungen in diesem Punkt nicht allzu streng sind," erwiderte er; „die jungen Damen haben ihm wohl im allgemeinen seine Erfolge zu leicht gemacht."

Ilse bückte sich, um die herabgeglittene Serviette aufzuheben, und es war am Ende erklärlich, daß ihr diese Bewegung das Blut so heiß hatte in die Wangen strömen lassen. Eine weitere Frage aber stellte sie nicht. Wenn ihr Bruder irgend ein ungünstiges Urteil über einen andern abgab, so mußte er dafür sehr triftige Beweisgründe haben, dessen war sie ganz gewiß. Die einfache Mahlzeit ging vorüber, ohne daß sie ein Wort gesprochen hätte. Dann trug Wudicke mit einer Würde, als wäre bei einem feierlichen Krönungszug das Reichsschwert seiner Obhut übergeben worden, den

Punschauflauf herein. Der Premierlieutenant lächelte, denn er zweifelte nicht, daß dies die versprochene Ueberraschung sei, und er zögerte nicht, die erwiesene Aufmerksamkeit durch ein freundliches Wort der Anerkennung zu vergelten.

Aber er hatte kaum die Lippen geöffnet, als ihm Ilse die Hand auf den Arm legte und mit zitternder Stimme sagte:

„Sprich kein Wort des Lobes, Bernd, ich bitte Dich darum! Er ist mißraten — vollständig mißraten!“

Und dabei rannen ihr die Thränen, die sich nicht länger hatten zurückhalten lassen, heiß über die Wangen.

Fünftes Kapitel.

Der Wagen des Barons Palma war einer der letzten, welche vor dem unansehnlichen Theatergebäude hielten. Prinz Leopold verließ ihn zuerst, und Thea stützte sich beim Aussteigen leicht auf seinen Arm. Er war es auch, der sie durch das langgestreckte schmucklose Vestibül führte, während der Gesandte, in seinen langen Pelz gehüllt, ihnen in einer Entfernung von einigen Schritten folgte. Auf der Bühne wurden eben die ersten Worte gesprochen, als sie die kleine Prosceniumsloge betraten, und alle Operngläser hatten sich der neuen Erscheinung des Abends zugewendet, deren wohlklingendes Organ mit fremdartig accentuirten und doch wundersam einschmeichelnden Lauten den dicht gefüllten Zuschauerraum durchtönte. Die verspäteten Ankömmlinge fanden darum wenig Beachtung, und Prinz Leopold, dessen blasses Gesicht nur für einen flüchtigen Moment in der hellen Beleuchtung der vor der Loge brennenden Gaslampen erschien, um dann in das unbestimmte Dämmerlicht des Hintergrundes

einzutauchen, wurde kaum bemerkt. Der Gesandte und seine Gemahlin hatten die beiden vorderen Plätze eingenommen. Baron Palma saß steif und würdevoll in seinem Stuhl, hie und da sein Taschentuch an die Lippen führend und allem Anschein nach ausschließlich den Vorgängen auf der Bühne seine Aufmerksamkeit zuwendend; Thea aber hatte sich ein wenig zurückgelehnt, so daß ihr Kopf im Halbschatten blieb, und der große Fächer aus dunklen Straußenfedern, der fast beständig geöffnet war, bildete zudem noch eine Art von Scheidewand zwischen ihr und dem Gatten.

Es war ein französisches Schauspiel, das man da zum erstenmal aufführte, und der Verfasser hatte es nach seiner Heldin „Angélique" genannt. Sein Inhalt unterschied sich nicht wesentlich von demjenigen anderer dichterischen Erzeugnisse ähnlichen Ursprungs, die man an dieser Stätte ausschließlich zu sehen gewohnt war. Es übertraf dieselben vielleicht nur an rücksichtsloser Verwegenheit in der Wahl des Stoffes und an dreistem Cynismus in der Ausführung desselben. Ein mit krankhaftem Raffinement ausgeklügeltes psychologisches Problem wurde fünf lange Aufzüge hindurch breit und ausführlich behandelt; Gefühle und Empfindungen, welche nur als Aeußerungen hochgradig überreizter Nervensysteme erscheinen konnten, wurden wie mit dem Messer des Vivisektors zerfasert und zerlegt, und eine ganze Schar verlebter und blasirter Kreaturen beiderlei Geschlechts machte den Chorus,

welcher diesen peinvollen Zergliederungsprozeß mit einem blendenden und knatternden Raketenfeuer von geistreichen Spöttereien über verschrobene Sittlichkeitsbegriffe zu beleuchten hatte.

Während des ersten Aktes war das Publikum ziemlich kalt geblieben. Man fand das Sujet nicht originell genug und man fühlte sich außerdem durch die Darstellerin der Titelrolle stark enttäuscht. Diese Debütantin hatte nach der Meinung der Zwischenaktskritik nichts anderes für sich als ihre blendende Erscheinung und ihr weiches, wohltönendes, einschmeichelndes Organ. Und doch war ihr erstes Auftreten mit den schmetterndsten Posaunenstößen der Reklame angekündigt worden. Man hatte in den Theaterrubriken sämtlicher Berliner Blätter in merkwürdig übereinstimmender Fassung lesen können, daß Fräulein Julia Malachow bereits als leuchtendes Gestirn am Himmel polnischer Schauspielkunst geglänzt habe, als sie zu dem kühnen Entschluß gekommen sei, sich der deutschen Bühne zuzuwenden. Alle Welt hatte sich darnach auf eine ungewöhnliche Leistung gefaßt gemacht, und nun glaubte man schon nach den ersten Scenen erkannt zu haben, daß die Debütantin wohl eine pikante und eigenartige Schönheit, doch nur eine sehr mittelmäßige Schauspielerin sei. Sie erschien kalt, müde und temperamentlos. Eine dramatisch zugespitzte Situation, in welcher Angélique nach den Absichten des Verfassers und nach der Erwartung sämtlicher Zuschauer

plötzlich in flammender Leidenschaft auffahren mußte, ging ohne jeden nennenswerten Eindruck vorüber, weil Fräulein Malachow nicht nur in ihrer kühlen, gelangweilten Spielweise verharrte, sondern ihre schöne Stimme sogar gerade an den markantesten Stellen eher dämpfte als erhob. Ein Unheil verheißendes Murmeln ging nach dieser Scene durch das Haus, und als sich der Vorhang zum erstenmal senkte, wurde ein schüchterner Versuch der Claque, das eisige Schweigen des Publikums zu brechen, durch ganz unzweideutiges Zischen zurückgewiesen.

Auch in der Prosceniumsloge des Barons Palma applaudirte niemand. Thea schlug ihren Fächer gegen den Zuschauerraum hin auf, weil jetzt eine Anzahl neugieriger Blicke nach oben gerichtet wurde. Dadurch hatte Prinz Leopold die Möglichkeit gewonnen, sich unbemerkt ein wenig über die Lehne ihres Sessels zu neigen.

„Man thut dieser Schauspielerin unrecht,“ sagte er. „Sie hätte ehrlichen Beifall verdient, denn sie ist unzweifelhaft eine große Künstlerin.“

„Ich bedaure, Ihnen darin nicht beistimmen zu können, Herr Graf! Wie blutlos und wie unnatürlich kalt erscheint diese Angélique!“

„Und doch muß die Darstellerin ihre Originale gut studirt haben, um der Wahrheit mit solcher Virtuosität nahe zu kommen. Nichts wäre in diesem Fall unnatürlicher als das übliche Theaterfeuer hinter jedem

Wort, welches über den Konversationston hinausgeht. Was ist denn diese Angélique? — Ein Weib, das aus freier Entschließung einem ungeliebten Mann die Hand gereicht hat, weil es mit seinen neugierigen, unerfahrenen Mädchenaugen in der Ehe nur das gelobte Land aller Freiheiten gesehen, die nach Herkommen und Sitte der Jungfrau versagt sind. Nun hat sie ihren Fuß in das gelobte Land gesetzt. Die Eingangspforte ist hinter ihr zugefallen, um sich nie mehr für den Rückweg zu öffnen, und sie erkennt zu spät, daß sie sich nicht in dem erträumten Paradiese, sondern in einer unabsehbaren, trostlosen Einöde befindet. Wohl winken ihr gleich einer lockenden Fata Morgana zur Rechten wie zur Linken in scheinbar nur geringer Ferne blumige, lachende Gefilde; aber sie weiß, daß der Weg zu ihnen nur durch den Sumpf der Sünde führt und daß es hundertmal leichter ist, in diesem Sumpf zu versinken, als ihn zu überschreiten. So muß sie denn auf dem geraden Pfad bleiben, der ihr vorgezeichnet ist von seinem Anfang bis zu seinem Ende. Und auf diesen Pfad fällt kein Sonnenstrahl. Ist es da nicht vollkommen natürlich, wenn alles warme Leben allmälich in ihr erstarrt? Sie geht dahin wie eine Nachtwandlerin, und selbst in ihren Aufwallungen ist etwas Müdes, Verträumtes, das keine rechte Leidenschaft emporflackern läßt. Aber das Stück ist noch nicht zu Ende, Frau Baronin! Die Nachtwandlerin kann erwachen, sei es durch einen jäh

aufzuckenden Blitzstrahl der Erkenntnis, sei es durch einen schmelzenden Nachtigallenruf aus dem verbotenen Paradies der Sünde. Und dann erst wird sich erweisen, ob das Blut nicht auch heiß und rebellisch durch ihre Pulse jagen kann. Wenn ich mich je darauf verstanden habe, eine Frau zu beurteilen, so ist in dieser Angélique mehr Glut und Temperament als in einem ganzen Komödienhause."

Die krausen Federn des Fächers raschelten leise, während er sprach. Theas Gesicht war ihm abgewendet, aber der kleine Brillantstern an ihrem Halse, der funkelnd aufblitzte, so oft ihr Busen sich in einem Atemzug hob, sandte seine bunten Strahlen jetzt viel häufiger aus als vorher. Und Baron Palma, dem von der beredten Darlegung des Prinzen kein Wort entgangen sein konnte, saß steif und würdevoll wie zuvor auf seinem Platz. Als Prinz Leopold aufblickte, sah er gerade in sein ruhiges, pergamentfarbenes, unveränderliches Gesicht.

„Hoheit scheinen von dem Inhalt des Stückes bereits unterrichtet zu sein," sagte der Gesandte in seiner leisen, fast demütigen Art.

„Nein, mein lieber Baron," erwiderte der Gefragte mit einem kleinen Lächeln, „aber man braucht weder ein Dichter noch ein Menschenkenner zu sein, um zu wissen, daß bei solchen Voraussetzungen der Verlauf immer der nämliche ist."

„Wahrscheinlich also die Flucht in das paradiesische

Land der Sünde? Dies oder ein ähnliches Beiwort war es doch, welches Hoheit ihm vorhin gaben? Wir hätten darnach nur noch abzuwarten, ob Madame Angélique in dem Sumpf versinken oder ob sie ihn glücklich passiren wird."

Prinz Leopold wollte antworten, doch Thea kam ihm zuvor.

„Ich meine, es gibt noch eine dritte Möglichkeit! Aber weshalb sollen wir uns den Kopf darüber zerbrechen — werden wir es doch innerhalb einer Stunde erfahren haben. — Sind Ihre Reisepläne noch immer dieselben, Herr Graf?"

„Einem befreundeten Maler, welchen ich heute besuchte, gab ich halb und halb das Versprechen, ihn nach Paris zurück zu begleiten. Er macht dort Studien zu seinem neuen großen Bild: ‚Robespierre am neunten Thermidor'."

Die Gemahlin des Gesandten zeigte ein lebhaftes Interesse für diesen Gegenstand, und sie sprachen noch von dem Helden der großen Revolution, als der zweite Aufzug des Stückes begann. Es war da eine elegante Herrengesellschaft auf der Bühne versammelt, und man erging sich wohl eine Viertelstunde lang in scharf pointirtem cynischem Geplauder über die Ehe im allgemeinen und über diejenige der Madame Angélique im besonderen.

Mit vernehmlichem Geräusch schlug Thea ihren Fächer zusammen, und indem sie leicht gegen die Bühne

hindeutete, sagte sie, halb zu dem Prinzen zurückgewendet, so leise, als es durch die Umstände geboten war, doch mit unverkennbarer Geringschätzung:

„Ist das nun wirklich Ihre Pariser Gesellschaft, Graf Calliano?"

Er mußte sein Haupt dem ihrigen sehr nahe bringen, um das Gespräch nicht zu einer Störung für andere Zuschauer werden zu lassen.

„Der Maler, welcher sie da porträtirt hat, ist zwar nicht gerade ein vollendeter Meister," erwiderte er, „aber in den wesentlichsten Zügen muß ich die Aehnlichkeit wohl zugestehen."

„Und diese angeblichen Grafen, Generale, Abgeordneten und Dichter, sie hätten sich wirklich mit nichts Größerem zu beschäftigen als mit den Empfindungen und dem Seelenleben einer Frau?"

„Erinnern Sie sich noch dessen, gnädige Frau, was ich Ihnen vor wenigen Tagen an Ihrem traulichen Kaminfeuer sagte? Ich müßte mich wiederholen, um die Verteidigung derer zu führen, von denen Sie mit so viel Geringschätzung sprechen. Diese französische Gesellschaft hat eben keine Zukunft mehr, und sie denkt nicht daran, irgendwelche lästigen Verpflichtungen gegen kommende Geschlechter anzuerkennen. Sie betrachtet es als ihr gutes Recht, den Genuß der Gegenwart zu einer Kunst oder, wo man ernsthafter zu Werke geht, sogar zu einer Wissenschaft auszubilden. Für eine solche Lebensauffassung gibt es natürlich

keine Ideale mehr, denen man nachstreben, keine weltbewegenden Probleme, denen man auf den Grund gehen müßte. Das einzige Rätsel, das auch hier noch interessant genug bleibt, um immer wieder zu einem Versuch der Lösung herauszufordern, ist das Weib! Alle geistigen Kräfte, aller Scharfsinn und aller Witz, die ein lebenskräftiges Volk für seine großen Ideen einsetzen würde, sie werden hier auf dies einzige, scheinbar so durchsichtige und doch niemals zu lösende Rätsel verschwendet. Ist das nicht eine recht einfache Erklärung?"

„Und das ist es, was auch Sie als die Aufgabe Ihres Lebens betrachten?"

„In stehendem Gewässer gedeihen nur Sumpfpflanzen, Frau Baronin! Es ist nicht mein Verschulden, daß ich keine Mühlräder zu treiben vermag."

So scherzhaft auch der Ton war, in welchem er das gesprochen, er rief damit doch kein Lächeln auf das schöne, kalte Gesicht der jungen Frau. Thea wandte sich ganz nach ihm um, und sie blickten einander in die Augen wie an dem Abend ihrer ersten Begegnung. Dann richtete sich Prinz Leopold auf und trat tiefer als zuvor in den Hintergrund der Loge zurück.

Die Stimmung im Publikum besserte sich merklich. Das Stück entwickelte sich doch viel pikanter, als es zuerst den Anschein gehabt.

„Diesen prickelnden Esprit und diese tändelnde

Grazie werden unsere deutschen Autoren niemals erlernen!" sagte der berühmte Kritiker einer viel gelesenen Zeitung ziemlich laut zu einem hinter ihm sitzenden Herrn im Parket. Und es war, als ob das inhaltsschwere Wort mit der Schnelligkeit einer telegraphischen Depesche seinen Weg durch den ganzen Zuschauerraum gefunden hätte. Selbst die gelangweilte Spielweise des Fräuleins Malachow fand man plötzlich minder unausstehlich als vorher, und nach dem Schluß des zweiten Aktes ließ man nicht nur der mutiger gewordenen Claque freies Feld, sondern man beteiligte sich auch schon hier und da mit einiger Lebhaftigkeit an dem gespendeten Applaus.

Das Gesumm und Geschwirr der Zwischenaktsunterhaltungen wogte durch das Haus; in der kleinen Loge des Gesandten aber blieb es still. Plötzlich ging es wie ein leichtes Erschauern über Theas schlanke Gestalt.

„Mich fröstelt!" sagte sie. „Man muß draußen auf dem Gang ein Fenster geöffnet haben."

Als wäre ihm ein Befehl erteilt worden, stand Baron Palma auf.

„Ich hole Dir ein Tuch, liebe Thea! Und ich werde Sorge tragen, daß man das Fenster schließe."

Geräuschlos fiel die schmale Tapetenthür hinter ihm zu, und in demselben Augenblick kehrte sich Thea hastig gegen den Prinzen.

„Würden Sie bereit sein, mir ein Opfer zu bringen?"

„Jedes, Frau Baronin!"

„Wohl! So nehmen Sie das Versprechen zurück, das Sie dem Maler gegeben! Reisen Sie nicht nach Paris!"

Er war ihr so nahe, daß seine Hand fast ihr Haar berührte.

„So wünschen Sie, daß ich bleibe?"

„Nein! Gehen Sie nach dem Süden, wie es doch zuerst Ihre Absicht war."

„Ich hatte allerdings an Nizza gedacht, aber —"

„Nein, nein! Nicht nach Nizza! Wählen Sie Venedig oder noch besser Rom — und für den ganzen Winter! Wollen Sie mir das versprechen?"

„Habe ich nicht bereits mein Wort verpfändet? Und die Gründe für diesen Befehl, Frau Baronin?"

„Sie sollten sie erraten, ohne mich zu fragen. Ich will nicht, daß Sie in dieser Fieberluft zu Grunde gehen! Sie brauchen wirklichen, echten Sonnenschein, nicht das, was man vielleicht in Paris dafür ausgibt; einen lachenden Himmel und fröhliche, gesunde Menschen. Es wäre wahrhaftig traurig, wenn nichts mehr Sie von dieser Weltverachtungskrankheit zu heilen vermöchte."

Die letzten Worte hatte sie mit vernehmlicher Stimme und mit vollkommener Ruhe ausgesprochen, so daß Baron Palma, der während derselben wieder eingetreten war, sicherlich vor dem Verdacht bewahrt bleiben mußte, Thea habe ihn absichtlich entfernt. Und in seinem

Benehmen verriet sich auch nicht das mindeste von einem solchen Verdacht. Er legte ihr sorgsam das seidene Tuch um die Schultern und ließ sich auf seinen Sitz nieder, indem er eine völlig unbefangene Bemerkung an den Prinzen richtete. Beim Wiederbeginn des Spiels schien diesem seine ganze Aufmerksamkeit zu gehören, denn er wandte den Blick nicht mehr von der Bühne ab. Und die Vorgänge auf derselben gewannen in der That an eigenartigem Interesse. Gleich der Beginn des Aufzuges brachte eine große Scene für die Debütantin und zugleich eine gewaltige Ueberraschung für das gesamte Publikum. Die Prophezeiung des Prinzen ging buchstäblich in Erfüllung. Der Blitzstrahl der Erkenntnis war jäh vor der traumhaft dahinwandelnden Angélique aufgezuckt, und nun zeigte sich's mit einemmal in fast erschreckender Weise, welch wildheißes Blut in ihren Adern rollte. Einen so fessellosen Sturm glühendster, echtester Leidenschaft hatte man seit langem nicht auf den Brettern eines Berliner Theaters gesehen, und die Wirkung auf die Nerven der Zuhörer war denn auch eine vollkommen überwältigende.

Mit totenblassen Wangen und weit geöffneten Augen saß die junge Gattin des Gesandten da. Es war ein Ausdruck wirklichen Entsetzens in ihrem Gesicht, jenes Entsetzens, das einen Kranken befallen muß, vor dem man wochenlang ängstlich jeden Spiegel versteckte und der dann doch plötzlich in einem dieser verräterischen

Gläser das Bild seiner veränderten, entstellten und verwüsteten Züge erblickt. Sie dachte nicht einmal daran, ihre furchtbare Erregung hinter dem schützenden Fächer zu verbergen. Fest in einander gepreßt, ruhten ihre schlanken, behandschuhten Finger auf demselben, und Baron Palma hätte nur um ein Geringes den Kopf zu wenden brauchen, um den Eindruck wahrzunehmen, welchen der Seelenkampf der aus ihrem nachtwandlerischen Zustand erwachten Angélique auf seine Gemahlin hervorbrachte.

Es hatte ganz den Anschein, als ob dieser Kampf da unten auf den Brettern nicht mit dem Siege der landläufigen Moral enden solle. Vor die Wahl gestellt, ihren ahnungslosen Gatten heimlich zu verlassen oder ihr rebellisches Herz zu bezwingen, schloß Angélique einen kurzen, heißatmigen Monolog mit dem in erschütternden Lauten das Haus durchgellenden Verzweiflungsschrei:

„Es ist nicht wahr, daß dies das Schlimmste sei! Das Schlimmste ist die Lüge!“

Halb ihrer Sinne beraubt, brach sie vor einem Sessel zusammen. Totenstille lag über dem Zuschauerraum. Da ertönte von hinten her aus den letzten Reihen des Parterres ein halblautes, vielleicht unwillkürlich entschlüpftes „Bravo!“ Und im nächsten Augenblick erdröhnte donnernd der Beifall, welcher diesmal wahrlich keiner bezahlten Unterstützung bedurfte, von allen Seiten und aus allen Rängen.

In der lang anhaltenden geräuschvollen Bewegung, welche der effektvollen Scene folgte, achtete niemand auf den kleinen, unbedeutenden Vorgang, der sich in der Prosceniumsloge abspielte. Bei den letzten Worten der Schauspielerin hatte sich Thea erhoben, und ohne weiteres war der Baron ihrem Beispiel gefolgt.

„Ich bin ermüdet," sagte sie mit erstickter Stimme und in sichtlicher Anstrengung, „ich möchte nach Haus."

Diesmal war es der Gatte, welcher ihr seinen Arm bot, und Prinz Leopold machte keinen Versuch, ihm zuvorzukommen. Erst als sie in der geöffneten Thür der Loge stand, wagte Thea ihren Blick zu ihm zu erheben. Niemals hatte sie die düstere, dämonische Glut in seinen Augen so deutlich gesehen als jetzt. Er that einen Schritt vorwärts, wie wenn er sich den Fortgehenden anschließen wollte, doch während sie an ihm vorüberstreifte, hauchte sie ihm zu:

„Sie müssen bleiben!"

Und mit einer zustimmenden Neigung des Hauptes trat er zurück.

Dann nahm man in wenigen raschen Worten Abschied von einander.

„Ich hoffe, Ihnen morgen in der Frühe meinen Besuch machen zu dürfen, lieber Baron," sagte der Prinz, indem er Palma seine Hand reichte, „denn mit dem Neunuhrzug reise ich nach dem Süden."

Als in der nächsten Minute das Spiel auf der

Bühne seinen Fortgang nahm, saß Prinz Leopold allein in dem halbdunklen Hintergrund der Loge.

Aus der Thür, welche zum Parket führte, trat ein hochgewachsener Herr in eleganter Zivilkleidung gerade in dem Augenblick, da Baron Palma und seine Gemahlin an dieser Thür vorübergingen. Er machte ihnen eine respektvolle Verbeugung und schaute ihnen dann mit einem kleinen Kopfschütteln der Verwunderung nach.

„Sie sieht übel aus, die junge Excellenz!" murmelte er. „Aber es ließ sich ja voraussehen! Es war doch ein gar zu niederträchtiger Handel!"

Dann wandte er sich an einen grauhaarigen Logenschließer, der in der Nähe stand.

„Na, guter Freund, wie steht's? Haben die Sache doch richtig besorgen lassen — wie?"

Der Mann machte ein pfiffiges Gesicht und schmunzelte verständnisvoll.

„Gewiß, Herr Graf! Ich habe das Bouquet dem Fräulein Malachow in eigener Person übergeben. In solchen Dingen können sich der Herr Graf auf mich verlassen. Man weiß ja Bescheid."

Herr von Falkenrode hielt es für überflüssig, den Titel zurückzuweisen, auf welchen er keinen Anspruch hatte.

„Nun, und was sagte Fräulein Malachow? Hat sie Ihnen eine Bestellung aufgetragen?"

„Sie freute sich natürlich riesig! Es war ja auch ein Hauptspaß, wie die anderen die Augen aufrissen und lange Gesichter zogen. Solche Bouquets kommen nicht alle Tage da hinten hin. Lauter frische Rosen — um diese Jahreszeit!“

„Ihre Bewunderung ist mir sehr schmeichelhaft; aber damit weiß ich noch immer nicht —“

„Ach so — ja wohl — wie war es doch gleich! Das Fräulein läßt sich schönstens bedanken und sie wäre erfreut, dies dem Herrn Grafen selbst sagen zu können.“

„Hat sie das gesagt? — Ist es gestattet, auf die Bühne zu gehen?“

„Dem Herrn Grafen wird das keiner verbieten! — Da, gerade aus — und dann die drei Stufen hinauf. Sie finden sich schon zurecht!“

Falkenrode nickte ihm herablassend zu und schlug ohne Zögern die bezeichnete Richtung ein. Es war ja nicht das erstemal, daß er leichten Fußes jene Grenze überschritt, welche die Welt der Wirklichkeit von der geheimnisvollen Welt des Scheines trennt, und wenn er auch gerade in diesem Theater noch ein Fremdling war, so brauchte er doch nicht viel Zeit, um sich zu orientiren.

Hinter den Coulissen herrschte fröhliche Stimmung und lebhaftes Treiben. Die Wirkung der großen Scene im dritten Aufzug hatte den glänzenden Erfolg des neuen Stückes außer Frage gestellt, und damit

schien eine drückende Sorge vom Herzen jedes einzelnen Mitwirkenden genommen. Ueberall standen die Darsteller in kleinen Gruppen plaudernd und scherzend bei einander; die Kammerzofe mit dem General, und der erste Komiker, welcher einen tölpelhaften Bedienten zu spielen hatte, sogar in sehr vertraulichem Geflüster mit einer übermäßig rot geschminkten Herzogin.

Zwischen diesen Gruppen hindurch drängte sich hie und da ein Theaterarbeiter mit seinem stereotypen: „Etwas Platz, meine Herrschaften!“ oder der hochgradig aufgeregte Inspizient, der mit dem Buch in der Hand auf die Stichworte der Auftretenden sowie auf hundert andere Dinge zu achten hatte, und den jede Première wirkliche Ströme sauren Schweißes kostete. Zwischen der ersten und zweiten Couliſſe verharrte in statuenhafter Unbeweglichkeit ein Feuerwehrmann in voller Dienstausrüstung, den Vorgängen auf der Bühne in atemloser Spannung folgend und doch zugleich scharfen Auges umher spähend, ob sich nicht irgendwo ein verdächtiges Aufflackern oder ein bedenklicher Lichtschein bemerkbar mache.

Mit dem vollendeten Gleichmut eines selbstbewußten Kavaliers schlenderte Falkenrode an all diesen wohlbekannten Dingen vorüber. Niemand fragte ihn um seine Berechtigung, sich hier aufzuhalten, und die Schauspieler traten achtungsvoll vor ihm beiseite. Die Damen aber, — die jungen sowohl wie die alten — deren durch die Erfahrung geübtes Auge trotz der

bürgerlichen Kleidung sogleich den Offizier in ihm erkannt hatte, sandten ihm recht kokette und herausfordernde Blicke zu, deren Glut den sieggewohnten Lieutenant nicht im mindesten zu verwirren vermochte. Er suchte heute nur eine Einzige, und ein kleiner Ausruf freudiger Ueberraschung kam von seinen Lippen, als ihm dieselbe plötzlich aus einer auf die Scene hinausführenden Coulissenthür entgegentrat. Wie ein gedämpftes Brausen folgte ihr bis hieher das Händeklatschen aus dem Zuschauerraum. Es war, als ob das Publikum dadurch, daß es sie jetzt mit Beifall überschüttete, die ungerechte Verurteilung wieder gut machen wollte, welche es im Beginn der Vorstellung gegen sie ausgesprochen. Doch es hatte gar nicht den Anschein, als ob Julia Malachow durch diese Huldigungen in eine besondere Erregung versetzt würde. So lange sie sich auf der offenen Scene befand, ging sie so vollständig in ihrer Rolle auf, wie wenn die tausendköpfige Menge jenseits der Bühnenrampe für sie gar nicht vorhanden wäre, und nun, da sie hinter den Coulissen dem Gardelieutenant ihre Hand zum Gruß reichte, war sie wieder so unbefangen heiter, als hätte sie mit dieser aufregenden Theatervorstellung überhaupt nicht das mindeste zu schaffen.

„Eine wie liebenswürdige Aufmerksamkeit haben Sie mir da abermals erwiesen, Herr von Falkenrode!" sagte sie mit ihrem slavischen Accent, den das Publikum jetzt schon ganz reizend zu finden begann. „Ich sollte

Ihnen darum eigentlich böse sein, denn ich gerate gar zu tief in Ihre Schuld."

„Eine Schuld, die ein einziger freundlicher Blick aus diesen schönen Augen hundertfach bezahlt!" erwiderte er galant. „Könnte ich Ihnen auch alle Rosen der Welt zu Füßen legen, so wäre das immer noch ein sehr armseliger Ausdruck meiner Bewunderung."

Die Schauspielerin lachte, und es war zu bedauern, daß ihr die Rolle der Angélique nicht schon in einer der ersten Scenen Gelegenheit gegeben hatte, dies silberhelle, bestrickende Lachen auch auf der Bühne vernehmen zu lassen. Sie würde damit unzweifelhaft noch vor ihrer großen Scene das ganze Publikum für sich gewonnen haben.

„Welche Ueberschwenglichkeit!" sagte sie. „Wehe den unglücklichen Geschöpfen, die naiv genug sind, solche Versicherungen für bare Münze zu nehmen. Man sollte uns das Recht geben, sie als versuchten Betrug vor Gericht zu stellen, zumal wenn sie mit so treuherziger Miene gegeben werden."

Ein stutzerhaft gekleideter Herr mit spitzem Kinnbart und sehr sorgfältig frisirtem Haar trat zum Aerger des Lieutenants recht ungenirt an die Plaudernden heran.

„Ich bin soeben mit dem Doktor Habicht eine Wette eingegangen, daß ich Angélique mindestens hundertundfünfzigmal geben werde!" sagte er in der affektirten Sprechweise eines Provinzschauspielers. „Man

wird mir wohl endlich glauben müssen, daß ich mich doch am besten auf die Kunst und das Publikum verstehe."

„Wer wollte Ihnen das auch bestreiten?!" erwiderte Julia mit einem Ausdruck von Ironie, den der elegante Herr nicht zu bemerken schien. „Gestatten Sie mir, Herr von Falkenrode, Ihnen unsern Direktor, Herrn Waldemar Leuchtenberg, vorzustellen."

Der Offizier bewegte nur leicht das Haupt, der Schauspieldirektor aber machte ihm eine gezierte Verbeugung.

„Sehr erfreut, mein Herr, in der That sehr erfreut! Die Aristokratie muß die Kunst durch ihr Wohlwollen unterstützen, wenn sie gedeihen soll! Alles andere ist Unsinn! Das ist ein Grundsatz, den ich oft mit Unerschrockenheit vertreten habe."

Es war etwas in dem Mann, das Falkenrode belustigte.

„Ich denke, die Teilnahme des großen Publikums müßte Ihnen doch noch wichtiger sein, Herr Direktor!" sagte er in einem Ton heiterer Herablassung, den er aufdringlichen Personen gegenüber mit großem Geschick anzuschlagen wußte.

Herr Waldemar Leuchtenberg lächelte und deutete mit einer graziösen Bewegung auf die prachtvolle Sammetrobe einer reich mit Brillanten geschmückten jungen Dame, welche soeben hinter ihnen vorbeirauschte.

„Mit der Kasseneinnahme eines ganzen Monats

könnte ich nicht bezahlen, was diese kleine Person da mit sich herumträgt. Aber sie ist in der glücklichen Lage, sich mit einer Gage von hundert Mark zu begnügen. Sie sehen, mein Herr, daß ich guten Grund habe, der Kunst die Unterstützung durch die Aristokratie zu wünschen."

Julia blickte so angelegentlich nach einer andern Richtung, daß man wohl annehmen mußte, sie habe nichts von dieser Bemerkung gehört. Falkenrode beeilte sich, dem verfänglichen Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Ich wünsche Ihnen übrigens Glück zu Ihrem heutigen Erfolge!" sagte er. „Sie haben sich eine eminente Künstlerin gewonnen."

„Ja, ich schmeichle mir, einigen Scharfblick für Talente zu haben. Man ist nicht ohne Nutzen selbst beim Bau gewesen. — Apropos, verehrte Freundin, Sie werden doch mit Ihrem Herrn Vater nachher bei meinem kleinen Souper erscheinen?"

Julia machte eine zustimmende Bewegung.

„Ich habe es Ihnen ja nun einmal versprochen!" erwiderte sie etwas gelangweilt.

„Doktor Habicht ist auch noch von der Partie. Jetzt bin ich sicher, daß er mir die Angélique nicht verreißen wird. Und wenn Sie mir ein besonderes Vergnügen machen wollen, mein Herr, so halten Sie auch mit. Jeder Gönner der Kunst ist mir an solchem Abend willkommen."

Falkenrode war daran gewöhnt, auf seinen Ausflügen unter das leichtlebige und wenig zeremoniöse Theatervölkchen auch allerlei Zudringlichkeiten zu erfahren; die in solcher Form an ihn gerichtete Einladung eines wildfremden Menschen aber schien ihm doch über das Maß des Zulässigen hinauszugehen. Er zog die Augenbrauen in die Höhe und war eben im Begriff, Herrn Waldemar Leuchtenberg ziemlich scharf abzufertigen, als sich Julia mit ihrem unwiderstehlichen Lachen gegen ihn wandte: „Sie dürfen unsern verehrten Direktor nur nicht mißverstehen, Herr von Falkenrode! Die Gastfreundschaft, welche er Ihnen so großmütig anbietet, wird ihn nicht hindern, Sie in dem Restaurant, wo das Souper stattfinden soll, Ihr Couvert und Ihren Champagner selbst bezahlen zu lassen."

Das war eine nicht mehr mißzuverstehende Aufforderung, der Einladung Folge zu leisten, und Falkenrode war viel zu schwach, solcher Lockung zu widerstehen. Er erkundigte sich nach der Zeit und dem Ort des Rendezvous und sagte mit einigen verbindlichen Worten sein Erscheinen zu. Dann wurde Julia durch den schweißtriefenden Inspizienten darauf aufmerksam gemacht, daß ihr Stichwort sogleich fallen werde, und da Falkenrode wenig Neigung verspürte, sich in ein längeres Gespräch mit Herrn Waldemar Leuchtenberg einzulassen, zog er es vor, unter einem abermaligen Kreuzfeuer aufmunternder Blicke der Welt der Coulissen den Rücken zu kehren.

Als er seinen Platz im Parket wieder einnahm, sah er sehr nachdenklich aus. Es mochte sich etwas in ihm regen, das fast wie die mahnende Stimme des Gewissens klang. Nach beendeter Vorstellung aber bezeichnete er dem Droschkenkutscher als Ziel der Fahrt dennoch das Restaurant, in welchem Direktor Leuchtenbergs Souper gegeben werden sollte.

Sechstes Kapitel.

Ueber Nacht war der Winter gekommen. Der erste Rauhfrost hatte die entlaubten Bäume mit einer blinkenden Kruste überzogen, und der Tiergarten, der an all den vorhergegangenen Regentagen mit seinen kahlen Zweigen und den über alle Wege verstreuten schmutzigen Haufen welkender Blätter einen gar trost-losen und unfreundlichen Anblick gewährt hatte, schien urplötzlich in einen Wald aus dem Zaubermärchen verwandelt. Wolkenlos wölbte sich der lichtblaue Himmel über ihm, und die hellen Strahlen der winter-lichen Sonne wurden von den weiß schimmernden Wegen und den bereiften Aesten glitzernd zurückgeworfen wie von Millionen zu Splittern zersprengter Diamanten.

Trotzdem hatten sich in der frühen Morgenstunde nur wenig Spaziergänger eingefunden, und diejenigen Teile des ausgedehnten Parkes, welche nicht von den eigentlichen Verkehrslinien durchschnitten wurden, blieben fast vollkommen menschenleer.

Auch Nora von Ellerndorf, die in elegantem,

winterlichem Promenadenkostüm langsam auf einem der vielgewundenen Fußpfade daherkam, war seit einer Viertelstunde keinem andern lebendigen Wesen begegnet als einem rasch über den Weg geschlüpften Eichhörnchen, das sie mit seinen klugen Augen lustig angeblickt hatte, und einigen schwerfälligen Krähen, die hoch über ihrem Haupt mit heiserem Geschrei nach Azung ausspähten.

Aber die Einsamkeit hatte jetzt im hellen, funkelnden Tageslicht selbst für eine junge Dame nichts Beängstigendes, zumal wenn sie über einen so zuverlässigen Beschützer verfügte wie Nora. Hart an ihrer Seite ging nämlich mit stolz erhobenem Haupt ein prächtiger Neufundländer von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, dem sie zuweilen ein freundliches Wort zurief und der dann schweifwedelnd in so dankbarer Treue zu ihr aufsah, als habe er sie recht gut verstanden. Es war sicherlich nicht ratsam, einen Kampf mit diesem Hund herauszufordern, der sich wohl lieber hätte in Stücke reißen lassen, als daß unter seinen Augen der schlanken jungen Herrin ein Leid geschah.

Sie umschritten einen kleinen See, über den sich während der Nacht ebenfalls eine dünne, schimmernde Frostdecke gelegt hatte, und bogen dann in einen Weg ein, der zu beiden Seiten von mehr als mannshohen Hecken eingefaßt war. Das landschaftliche Bild, welches sich hier dem Auge bot, war ein besonders anmutiges und reizvolles, und mit aufrichtigem Entzücken ließ Nora ihren Blick über dasselbe hinschweifen. Da

heulte der Hund an ihrer Seite plötzlich laut auf, und dieser anscheinend von einem heftigen Schmerz erpreßte Laut verlor sich rasch in ein dumpfes Röcheln, wie wenn er in Gefahr wäre, zu ersticken. Auf das äußerste erschrocken, wandte sich Nora nach ihm um, und nun sah sie, daß ein schlecht gekleideter, schmächtiger Bursche von wenig Vertrauen erweckendem Aussehen dem Tier eine feine Drahtschlinge über den Kopf geworfen und dieselbe rasch zusammengezogen hatte. Er mußte sich mit großer Vorsicht und Geschicklichkeit von hinten her an sein Opfer herangeschlichen haben, wenn es ihm gelingen konnte, dessen scharfe Sinne zu überlisten, nun aber schien der Hund vollständig in seiner Gewalt.

Noras erstes Erschrecken machte rasch einer heißen Entrüstung Platz, welche ihre von der frischen Morgenkälte rosig überhauchten Wangen noch tiefer erglühen ließ.

„Was unterstehen Sie sich da!" rief sie mit zornbebender Stimme. „Geben Sie auf der Stelle den Hund frei, wenn es Sie nicht gereuen soll!"

Aber der Mensch verzog sein blasses, verwüstetes Gesicht nur zu einem unverschämten Grinsen.

„Regen Sie sich nicht unnütz auf, Fräulein!" erwiderte er mit der heiseren Stimme eines jugendlichen Branntweintrinkers. „Das würde Ihnen nicht viel helfen, denn ich bin fiskalischer Hundefänger und in rechtmäßiger Ausübung meines Amtes. Jeder Hund,

der hier im Tiergarten nicht an der Leine geführt wird, ist nach der Vorschrift einzufangen."

„Aber das ist unerhört! Das ist eine Brutalität, die ich nicht dulden werde! Ich befehle Ihnen noch einmal, die Schlinge zu lösen!"

„Immer sachte, meine schöne junge Dame! Befohlen wird hier ganz und gar nichts. Aber wenn Sie auf der Stelle einen Thaler an mich entrichten, können Sie mit Ihrem Köter gehen, wohin es Ihnen beliebt!"

Nora griff in die Tasche ihres Pelzjäckchens, aber sie erinnerte sich sofort, daß ihre Börse daheim auf dem Toilettentisch liegen geblieben war.

„Ich habe kein Geld bei mir," sagte sie hochmütig, „aber man wird Ihnen das Verlangte auszahlen, wenn Sie den Hund auf der Stelle freigeben und sich später in unserem Hause melden. Mein Papa ist der Geheime Oberregierungsrat von Ellerndorf, und wir wohnen in der Tiergartenstraße."

Aber der Bursche machte durchaus nicht Miene, ihrer Weisung zu folgen.

„Und wenn Sie mir auch aufbinden wollten, Ihr Papa wäre der Reichskanzler Fürst Bismarck," höhnte er, „so würde ich Ihnen darum doch keinen Kredit geben. Also kurz und gut, wollen Sie den Thaler bezahlen oder wollen Sie es nicht?"

Noras kleine Hände ballten sich zu Fäusten und Thränen ohnmächtigen Zornes traten ihr in die Augen.

„Sie hören, daß ich es nicht kann! Und nun fordere ich Sie zum letztenmal auf —"

Der Hundefänger ließ sie gar nicht ausreden.

„Fordern Sie, so viel Ihnen beliebt! Ich habe leider keine Zeit, Ihre angenehme Gesellschaft noch länger zu genießen! Vorwärts, Köter! Jetzt geht's in die Abdeckerei!"

Der Neufundländer hatte inzwischen vergeblich die verzweifeltsten Versuche gemacht, sich von der tief einschneidenden Schlinge zu befreien. Der flehende Ausdruck, mit welchem er seine klugen braunen Augen auf die Herrin richtete, als ihn sein Peiniger jetzt mit roher Gewalt fortziehen wollte, brachte Nora vollends außer sich.

„Ich habe Sie gewarnt!" rief sie, und indem sie mit einer geschickten Bewegung, die der Hundefänger nicht vorauszusehen und darum nicht zu hindern vermochte, den Maulkorb über den Kopf des Hundes abstreifte, sagte sie in hartem, energischem Ton: „Auf den Mann, Percy! Faß zu!"

Und obwohl er die Schlinge, die den Hund beinahe erwürgte, krampfhaft festhielt, sah sich der schmächtige Bursche doch im nächsten Augenblick mit unwiderstehlicher Gewalt in das dornige Gestrüpp der Hecke gedrückt. Percys mächtige Tatzen lagen schwer auf seinen Schultern und unmittelbar vor seinem kreideweißen Gesicht drohte das furchtbare Gebiß, dessen Zähne an Kraft und Schärfe denen eines Wolfes sicherlich nichts

nachgaben. Er wagte nicht einmal, laut um Hilfe zu rufen aus Furcht, dadurch die Wut des Tieres noch mehr zu reizen, und nur wie ein jammerndes Winseln kam es über seine angstbebenden Lippen.

Regungslos sah Nora dem Vorgang zu, der sich mit äußerster Schnelligkeit vollzogen hatte. Sie wußte, daß Percy dem Menschen kein Leid zufügen würde, ehe ihm nicht durch ein weiteres Kommandowort der Befehl dazu gegeben war, und sie betrachtete die Furcht, welche der Niedergeworfene jetzt ausstand, nur als seine wohlverdiente Strafe.

Aber ehe sie noch auf der jetzt geschaffenen, veränderten Grundlage die Unterhandlungen von neuem aufnehmen konnte, ereignete sich etwas Unerwartetes, das ihre Entrüstung nur noch höher aufflammen ließ.

Da, wo der schmale Fußpfad in den Heckenweg einmündete, stand plötzlich eine breitschulterige, blondbärtige Gestalt in dunklem Offiziersüberrock, und eine tiefe, ruhige Stimme fragte:

„Was geht hier vor? Was bedeutet dies klägliche Gewimmer?“

Nora wollte antworten, doch es blieb ihr dazu keine Zeit. Der Offizier hatte die Situation genugsam übersehen, um einer Erklärung nicht mehr zu bedürfen. Mit wenigen raschen Schritten war er auf dem Kampfplatz, griff mit fester Hand in das silberne Halsband Percys und riß ihn trotz seines kraftvollen Widerstrebens von dem halb ohnmächtigen Hundefänger

zurück. Der Neufundländer knurrte ingrimmig und suchte loszukommen, um sich gegen den neuen Feind zu wenden. Aber die eiserne Faust des Premierlieutenants von Tannhausen drückte ihn machtvoll zu Boden.

„Ist dieser Hund der Ihrige, mein Fräulein?" wandte er sich gegen Nora. „Und wurden Sie etwa von dem Menschen belästigt?"

Die junge Dame war zuerst vor Zorn über die unberufene Einmischung geradezu sprachlos gewesen, jetzt aber atmete sie auf, denn der Offizier mußte sich ja aus Ritterlichkeit zu ihrem Beschützer und zum Rächer der Beleidigungen machen, die ihr widerfahren waren.

„Belästigt?" wiederholte sie. „O, viel mehr als das! Er hat mich auf eine unerhörte Weise insultirt. Nachdem er dem armen Percy hinterrücks eine Drahtschlinge um den Hals geworfen und ihn beinahe ermordet hatte, wagte er es, mich zu verhöhnen, weil ich seine Geldforderung nicht befriedigen konnte."

Sie erwartete nichts Geringeres, als daß ihr Ritter sich ohne weiteres auf den Burschen werfen würde, um ihn mit der flachen Klinge gebührend zu züchtigen, und ihre Brauen zogen sich abermals unwillig zusammen, als sie sehen mußte, daß durchaus nichts Derartiges geschah. Ohne das Halsband fahren zu lassen, fragte der Offizier den langsam aufstehenden Burschen nur in strengem, gebietendem Ton:

„Was haben Sie auf diese Anklage zu Ihrer Rechtfertigung zu erwidern?"

Der Anblick der Uniform hatte den jungen Menschen sehr kleinlaut gemacht. Er nahm seine zu Boden gefallene Mütze auf, ohne sich damit zu bedecken.

„Das Fräulein thut mir unrecht," sagte er. „Der Hund hätte an der Leine geführt werden müssen, und es war meine Pflicht, ihn einzufangen. Statt dies anzuerkennen, hat mich das Fräulein hart angefahren und zuletzt sogar den Hund auf mich gehetzt."

„Ich wünschte wahrhaftig, er hätte Ihnen eine eindringlichere Lehre gegeben!" warf Nora ein, obwohl sie eigentlich auf den Offizier jetzt zorniger war als auf jenen. Doch der Premierlieutenant schien sich gar nicht mehr um sie zu kümmern.

„Wo ist Ihre Legitimation?" fragte er. „Und wie heißen Sie?"

Der Hundefänger wies gehorsam sein Blechschild vor und nannte seinen Namen. Jetzt erst wandte sich Tannhausen wieder gegen Nora: „Wollen Sie die Güte haben, mein Fräulein, den Hund zu sich zu rufen und ihm den Maulkorb wieder umzulegen? Er gehorcht Ihnen doch?"

Nora lächelte spöttisch.

„O, Sie dürfen unbesorgt sein, mein Herr! Er wird Sie nicht beißen! — Hieher, Percy — armes Tier! Es scheint wirklich, als ob jedermann es darauf abgesehen hätte, dich zu mißhandeln."

Liebevoll streichelte sie den frei gewordenen Hund, der sie freudig bellend umsprang, nachdem sie ihm die abscheuliche Schlinge abgenommen und dieselbe weit von sich geworfen hatte. Unterdessen zog Herr von Tannhausen seinen Geldbeutel und zahlte dem Burschen gegen die übliche Quittung das kleine Strafgeld aus. Von einer Züchtigung war keine Rede, sondern er begnügte sich, ihm in militärisch befehlendem Ton für die Zukunft ein achtungsvolleres Benehmen gegen Damen auch da anzuraten, wo er in seinem Recht sei.

„In seinem Recht!“ dachte Nora. „Auch das noch! Es ist wahrhaftig unerhört!“

Am liebsten hätte sie dem unritterlichen Offizier einfach den Rücken gekehrt und ihren Weg fortgesetzt. Aber das war ja nicht möglich, denn sie war ihm jetzt Geld schuldig und mußte sich wenigstens für diesen Beistand, von dem sie herzlich gering dachte, der Form halber bei ihm bedanken. So wartete sie denn, bis Tannhausen den Hundefänger abgefertigt hatte und sich ihr näherte.

„Sie waren so gütig, mein Herr, einen Thaler für mich auszulegen,“ sagte sie mit mehr hochmütigem als verbindlichem Ausdruck. „Ich danke Ihnen dafür und ich bitte um Ihre Adresse, damit mein Papa imstande ist, diese Schuld zu tilgen!“

Der Premierlieutenant legte mit höflich kühlem Gesicht die Hand an den Mützenschirm und nannte ihr seinen Namen. Nora hielt es für überflüssig, sich vorzustellen. Sie neigte das Köpfchen wie zum Dank

und zu gleichzeitiger Verabschiedung, aber zu ihrer unangenehmen Ueberraschung blieb Tannhausen an ihrer Seite.

„Gestatten Sie mir, Sie bis an den Rand des Tiergartens oder wenigstens bis in eine der belebteren Alleen zu begleiten,“ sagte er. „Sie möchten sonst in dieser einsamen Gegend leicht einer neuen Belästigung ausgesetzt sein.“

„O, ich werde mich künftig wohl besser vorsehen und ich bin sicher, daß auch Percy sich die Lehre gemerkt hat. Wir beide sind durchaus nicht furchtsam, mein Herr!“

„Ich habe soeben eine Probe davon gesehen,“ erwiderte er, ohne ihre Unfreundlichkeit zu beachten, mit einem kleinen Lächeln. „Mir scheint, daß ich gerade zur rechten Zeit kam, um ein Unglück zu verhüten.“

„Nun, das Unglück wäre vielleicht nicht allzu groß gewesen! Es gibt viele, die minder glimpflich und weichherzig mit einem so rohen Gesellen verfahren sein würden.“

„Ist das ein Vorwurf, mein Fräulein?“

„Durchaus nicht! Unsere Bekanntschaft ist wohl zu oberflächlich, als daß ich mir das Recht nehmen dürfte, Ihnen Vorwürfe zu machen. Ich erinnerte mich nur eben eines ähnlichen Vorfalls, dessen Verlauf ein etwas anderer war. Sie kennen doch den Grafen Selbitz von den Garde-Ulanen?“

„Ich bedaure, mich dessen nicht rühmen zu können.“

„Das ist auch gleichgiltig! Sie werden mir hoffentlich glauben, daß ich die Wahrheit sage. Der Graf Selbitz also ritt an meiner Seite, als ich auf dem Weg zur Hubertusjagd im Grunewald von einigen halbwüchsigen Burschen durch spottende Zurufe beleidigt wurde. Er hielt sich nicht weiter damit auf, wohlwollende Ermahnungen an sie zu richten oder sich in eine gründliche Untersuchung von Recht und Unrecht einzulassen, sondern er sprengte einfach dem davonlaufenden Pöbelhaufen nach und versetzte dem ersten, den er erreichen konnte, ein paar Hiebe über den Kopf, daß nachher die Blutspuren an der Reitpeitsche zu sehen waren. Das nenne ich kurze und wirksame Justiz!"

„Und ich würde Ihnen darin beistimmen, wenn wir noch um ein Geringes — etwa um drei oder vier Jahrhunderte — in der Entwicklung unserer Sitten und unserer Gerechtigkeitsbegriffe zurück wären."

„Sie hätten die Wegelagerer also ruhig gewähren lassen, wenn Sie an der Stelle des Grafen gewesen wären?"

„Es ist wohl möglich, daß ich es für angemessen gehalten hätte, ihre unschädlichen Spöttereien zu ignoriren, um so mehr als derjenige, welcher am schwächsten im Davonlaufen war, doch nicht gerade der Hauptschuldige zu sein brauchte. Die Zeiten des Faustrechts und der Leibeigenschaft hatten für ritterliche Naturen beiderlei Geschlechts gewiß ihre Annehmlichkeiten, aber



„Ich bestätige Ihnen dankend den Empfang dieser zart umschriebenen Zurechtweisung.“ (S. 117.)

es ist nun einmal nichts daran zu ändern, daß sie vorüber sind."

Eine Blutwelle färbte Noras Gesicht bis in die Zipfel der kleinen Ohren.

„In den Zeiten des Faustrechts und der Leibeigenschaft galt es bei ritterlichen Naturen jedenfalls für unerlaubt, sich über eine Dame lustig zu machen," sagte sie mit einem nicht ganz glücklichen Versuch, imponirend auszusehen. „Es scheint, daß auch die Galanterie zu den überwundenen Vorurteilen gehört."

Die hellen Augen blitzten den Premierlieutenant so zornig an, als wenn sie ihn durchbohren wollten, aber sie konnten das kleine, gutmütige Lächeln doch nicht von seinen bärtigen Lippen verscheuchen.

„Es kommt wohl nur auf den Sinn an, welchen man diesem nichtssagenden Fremdwort geben will," erwiderte er in unverwüstlicher Gelassenheit. „In meinem Lexikon zum Beispiel bedeutet Galanterie gegen Damen nichts anderes als die huldigende Bewunderung ihrer edlen und echt weiblichen Eigenschaften."

Nora war so entrüstet, daß selbst Percy, der seinen Kopf schmeichelnd an sie drängte, sich eine unfreundliche Zurückweisung gefallen lassen mußte.

„Ich bestätige Ihnen dankend den Empfang dieser zart umschriebenen Zurechtweisung, mein Herr! Als unedel und unweiblich also bin ich Ihnen erschienen? Nun, wenn es einen Orden für Aufrichtigkeit gäbe, so wäre in der That niemand würdiger, ihn zu erhalten, als Sie."

„Das Bewußtsein, eine so günstige Meinung erweckt zu haben, wird mir die Erinnerung an diese Begegnung zu einer sehr angenehmen machen, mein Fräulein!“ sagte Tannhausen, indem er jetzt, wo sie den Eingang der Siegesallee erreicht hatten, stehen blieb. „Ich hoffe, daß Sie nunmehr ungefährdet Ihr Elternhaus erreichen werden.“

Aber wenn Nora vorhin nahe daran gewesen war, seine Begleitung in dürren Worten abzulehnen, so war sie jetzt ganz und gar nicht damit einverstanden, daß er sie gerade in einem Augenblick verlassen wollte, in welchem er sich vielleicht einredete, über sie triumphirt zu haben. Und da ihr in der Eile nichts Besseres einfiel, um ihn zurück zu halten, so bediente sie sich eines Auskunftsmittels, das ihr selber bei reiflicherer Ueberlegung vielleicht als nicht ganz glücklich erschienen wäre.

„Wenn zufällig einer meiner Bekannten sehen sollte, daß ich mich gerade hier von einem Offizier verabschiede, so werde ich unzweifelhaft in den Verdacht kommen, ein Rendezvous gehabt zu haben. Es sind kaum noch zehn Minuten bis zu meiner Wohnung; vielleicht entschließen Sie sich trotz meiner schlechten Eigenschaften, mich bis dahin zu geleiten.“

Tannhausen stimmte mit einer kleinen Verbeugung zu, und nun gingen sie schweigend weiter. Nora hatte noch einige geharnischte Erwiderungen in Bereitschaft, die seine lehrmeisternde Ueberhebung, welche sie so sehr

geärgert hatte, gebührend abfertigen sollten, aber zu ihrem Verdrusse zeigte der Premierlieutenant jetzt gar keine Neigung mehr, die Unterhaltung fortzusetzen. Sie selber konnte das vorige Thema doch unmöglich wieder aufnehmen; das Schweigen aber, welches sie für einen beleidigenden Ausdruck seiner Geringschätzung hielt, war ihr vollends unerträglich.

„Es ist mir übrigens, als hätte ich Sie schon einmal flüchtig gesehen, Herr Lieutenant," log sie, „vielleicht war es bei irgend einer geselligen Veranstaltung des vorigen Winters."

„Das ist nicht wahrscheinlich, denn ich besuche überhaupt keine Gesellschaften."

„Ah! Vermutlich, weil die Damen Ihren Ansprüchen in Bezug auf edle und echt weibliche Eigenschaften im allgemeinen nicht genügen?"

„Das festzustellen, habe ich bisher nur in wenig Fällen Gelegenheit gehabt. Der Grund ist ein viel einfacherer, und wenn es Sie interessirt, ihn zu erfahren, mein Fräulein, so habe ich gar keine Bedenken, ihn zu nennen. Meine Berufsarbeiten und meine Vermögensverhältnisse gestatten mir eben nicht, meine Zeit in kostspieligen Vergnügungen zu vertändeln."

„Ein armer Offizier also!" dachte Nora mit einem kleinen Bedauern, und sie hielt es für angezeigt, über diesen Punkt schonend hinweg zu gehen.

„Ihre Berufsarbeiten? Ich denke, die Herren

Offiziere haben mehr freie Zeit, als sie auf gute Art verwenden können. Wie käme es denn sonst, daß man sie überall sieht, wo es gilt, sich zu amüsiren! Ich für meine Person kann gar nicht verstehen, warum nicht alle jungen Herren aus guten Familien ohne jede Ausnahme einen so vergnüglichen Beruf ergreifen."

„Möglicherweise besitzen eben nicht alle jungen Herren aus guten Familien die Begeisterung, die Uneigennützigkeit und den moralischen Mut, die gerade für diesen vergnüglichen Beruf so unentbehrlich sind."

Der nachdrückliche Ernst, mit welchem er dies gesprochen hatte, konnte Nora nicht abhalten, die ersehnte Rache an ihm zu nehmen.

„Das heißt doch wohl, die Begeisterung für Wettrennen und Corsofahrten, die Uneigennützigkeit in der mühevollen Veranstaltung von Picknicks und theatralischen Aufführungen und den moralischen Mut, sich —"

Die letzten Worte der spöttischen Entgegnung erstarben wider ihren Willen unter dem strengen Blick der klaren grauen Augen, welche sich fest auf sie gerichtet hatten.

„Unsere Bekanntschaft ist wohl zu oberflächlich, mein Fräulein," klang es kühl und gemessen in ihrer eigenen hochmütigen Redewendung zurück, „als daß ich mir das Recht nehmen dürfte, Sie darüber eines Bessern zu belehren. Vielleicht übernimmt es der

Herr Graf Selbitz oder ein anderer Ihrer Kavaliere, Ihre irrtümliche Auffassung von dem Wert und der Würde eines ganzen Standes angemessen zu berichtigen."

Mit dem ohnmächtigen Ingrimm eines gescholtenen Kindes preßte Nora die Zähne zusammen. Was hätte sie darum gegeben, wenn ihr jetzt eine messerscharfe Antwort in den Sinn gekommen wäre, eine Antwort, die ihren unerträglichen Begleiter ganz und gar vernichtet hätte. Aber es war ein Unglück, daß ihr durchaus nichts einfallen wollte, was spitzig und giftig genug gewesen wäre für einen solchen Zweck. Denn daß es ihrer Ueberzeugung nach nur der gereizte Stolz der Armut sei, der da aus ihm spräche — nein, das konnte sie ihm doch nicht sagen, wie bitter sie ihn auch immer zu hassen meinte.

Und schon waren sie in die Tiergartenstraße eingebogen, schon sah sie das väterliche Haus in einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten vor sich. Es war abscheulich, daß er sich mit der Genugthuung von ihr trennen sollte, sie wie ein naseweises Schulmädchen abgekanzelt zu haben. Wenn er nur wenigstens von etwas anderem gesprochen hätte! Wenn ihr nur eine Möglichkeit gegeben worden wäre, eine schwache Stelle an dem ehernen Panzer seines Selbstbewußtseins zu entdecken! Aber Tannhausen verharrte in seinem gelassenen Schweigen, und erst, als er den Hund mit freudigem Gebell durch die offene Thür des wohlbekannten Vorgartens springen sah, nahm er zu

förmlichem Abschied das Wort. Und Nora zögerte noch immer, ihn endlich zu entlassen. Sie war um ihrer Ratlosigkeit willen ebenso böse auf sich selbst als auf ihn, und da sie die Bemerkung, welche ihn niederschmettern sollte, nun einmal durchaus nicht finden konnte, entschloß sie sich plötzlich in einer Aufwallung des Trotzes, ihn durch eine ganz unverdiente Liebenswürdigkeit zu beschämen.

„Sie haben sich meiner so gütig angenommen, mein Herr," sagte sie scheinbar aufrichtig, „und ich bin Ihnen zu so großem Dank verpflichtet, daß ich nicht gern das Bewußtsein mit mir nehmen möchte, Sie durch ein scherzhaft gemeintes Wort gekränkt zu haben."

Sie hätte sich aus reinem Trotz vielleicht gar zu einer Bitte um Verzeihung verstiegen, wenn ihr Tannhausen durch seine Entgegnung nicht gleichsam die Weiterrede abgeschnitten hätte.

„Eine Absicht, mich zu kränken, habe ich keinen Augenblick vorausgesetzt, mein Fräulein! Ich finde es bei Ihrer Jugend vielmehr ganz natürlich, daß Sie von Menschen und Dingen nur diejenige Seite sehen, welche sie Ihnen gerade zuwenden. Lassen Sie mich mit dem Wunsche scheiden, daß diese Seite auch fernerhin stets nur die glatte und angenehme sein möge."

Er ging, ohne sich um den Eindruck seiner Worte zu kümmern, und Nora lief in das Haus, als ob sie

verfolgt würde. Die Thür ihres Zimmers, welche sie ungestüm hinter sich zuwarf, traf den arglos nachfolgenden Percy so unsanft an die Nase, daß er schmerzlich aufheulte und sich schmollend in einen Winkel zurückzog. Der heutige Tag war ohne Zweifel ein sehr unglücklicher in seinem sonst so sorglosen Hundedasein; aber auch seine junge Herrin, die sich in Hut und Jaquet auf das Eisbärenfell ihrer Chaiselongue geworfen hatte, schien sehr geneigt, für sich selbst zu einem ähnlichen Ergebnis zu kommen. Nie zuvor hatte sich irgend jemand aus ihren Umgangskreisen erlaubt, so zu ihr zu sprechen, wie dieser wildfremde Mensch es ungestraft hatte thun dürfen. Mit einer Demütigung für sie hatte die unerwünschte Bekanntschaft angefangen und mit einer Demütigung hatte sie geendet. Und sie hätte ihn noch obendrein beinahe um Verzeihung gebeten! O, es war in der That Grund genug, Thränen der Scham und des Zornes zu vergießen!

Aber nein, sie wollte nicht weinen! Was kümmerte sie der arme Teufel mit seinen verbissenen Ansichten und seinen ungeschliffenen Formen! Sie wollte einen Strich machen durch den unglücklichen Vormittag, einen dicken, schwarzen Strich, und er sollte damit aus ihrem Gedächtnis ausgelöscht sein für immer.

Siebentes Kapitel.

Man hatte den Lieutenant von Falkenrode sonst viel häufiger in den Straßen der Vorstadt Moabit sehen können, als es während der letzten Wochen der Fall gewesen war. Der Dienst nahm ihn sehr stark in Anspruch, wie er mit Nachdruck zu betonen pflegte, wenn er einmal auf eine Viertelstunde bei Tannhausen vorsprach, und obwohl der Premierlieutenant dieser Versicherung nur wenig Glauben schenkte, hatte er doch keine Veranlassung, sich über die zunehmende Seltenheit von Falkenrodes Besuchen den Kopf zu zerbrechen. Und Ilse äußerte noch weniger jemals ihr Befremden über diese Erscheinung. Johanne und Wudicke tauschten zwar gelegentlich in der Küche ihre Bemerkungen darüber aus, daß das gnädige Fräulein weniger heiter und auch etwas blasser und schmaler geworden sei als vordem; aber es war bei all seiner brüderlichen Liebe und Aufmerksamkeit nicht sonderlich zu verwundern, daß Tannhausen von diesen bedenklichen

Symptomen gar nichts wahrnahm. In seiner Gegenwart zeigte Ilses Benehmen ja kaum eine Veränderung, und wenn es ihr einmal gar zu schwer wurde, die Maske festzuhalten, so schützte sie irgend eine häusliche Obliegenheit vor und flüchtete in die halbdunkle Küche, wo nicht gleich jede verstohlene Thräne gesehen werden mußte.

Und doch vermochte selbst die scharfsichtige Johanne auch nicht entfernt zu ahnen, wie schwer ihre junge Herrin litt. Ilse empfand die wachsende Vernachlässigung, welche ihr Falkenrode zu teil werden ließ, mit grausamer Deutlichkeit, und es war nur ein geringer Trost, wenn sie sich selber den Vorwurf machte, an dieser Entfremdung nicht ganz unschuldig zu sein. Während der ersten Woche nach seiner Erklärung war er ja täglich gekommen und er hatte immer mit feinem Spürsinn eine Stunde zu wählen gewußt, in welcher er ganz sicher war, Bernd nicht anwesend zu finden. Aber Ilse hatte diesen Besuchen seltsamerweise ohne Freude entgegen gesehen und mit Zittern hatte sie den frischen Klang seiner Stimme vernommen, wenn er zu dem Burschen von dem „schauderhaften Pech" sprach, den Kameraden niemals treffen zu können. Seine stürmische Zärtlichkeit hatte sie mehr geängstigt als beglückt, und ihre Gedanken waren oft weit von ihm entfernt gewesen, während er in seiner halb heitern, halb pathetischen Weise mit vielen überschwenglichen Worten von der Seligkeit ihrer jungen Liebe plauderte.

Anfangs hatte er freundlich gescherzt über die mädchenhafte Schüchternheit, die sie selbst vor einer harmlosen Berührung der Hand scheu zurückweichen ließ und es ihr fast unmöglich machte, ihn bei seinem Vornamen Thilo zu nennen, den er ihr hundertmal in allerlei schmachtenden Betonungen vorsprach. Dann aber hatte ihn ihre Kälte verstimmt; er hatte angefangen, ihr Vorwürfe zu machen, die schon ziemlich ernsthaft gemeint waren, und sie hatte zu ihrer Entschuldigung immer wieder nichts anderes vorbringen können, als daß das Heimlichthun vor dem Bruder mit Zentnerlast auf ihre Seele drücke.

„Wie gern wollte ich's vor der ganzen Welt verschweigen," versicherte sie unter Thränen, „nur nicht vor ihm, dessen rückhaltsloses Vertrauen mein Stolz war und mein teuerster Besitz!"

Da gab es dann schon in den ersten Frühlingstagen ihres Liebeslebens kleine Gewitterschauer, die um so unerfreulicher waren, als ihnen stets nur dieselbe beklemmende Schwüle folgte. Falkenrode zeigte sich allen Ernstes eifersüchtig auf seinen Freund, oder er spielte doch wenigstens die Rolle des Eifersüchtigen mit täuschender Geschicklichkeit und forderte gerade das Stillschweigen und Verbergen, welches Ilse so aufrichtigen Kummer bereitete, immer von neuem als einen Beweis für die Echtheit und Tiefe ihrer Zuneigung. Sie hatte nicht den Mut, ihm diesen Beweis zu weigern, aber sie besaß auch nicht die Kraft, sich die

Last des Geheimnisses durch die täglichen verstohlenen Zusammenkünfte noch mehr zu erschweren. Ohne sich durch seine beleidigte Miene einschüchtern zu lassen, bat sie Falkenrode, von diesen Besuchen während der Abwesenheit Bernds abzustehen, und sie blieb dabei, auch als er sich durch eine solche Zumutung auf das tiefste verletzt zeigte. Zornig und fast ohne Gruß hatte er sie nach dieser Unterredung verlassen. Als er am nächsten Tag trotzdem um die gewohnte Stunde wieder gekommen war, hatte ihn Ilse durch Wudicke unter einem Vorwand abweisen lassen, welcher durchsichtig genug war, um ihm jeden Zweifel über die Unbeugsamkeit ihres Entschlusses zu nehmen.

Seitdem hatte Falkenrode keinen Versuch mehr gemacht, sie allein zu sprechen. Er kam selten und nur wenn er vollkommen sicher war, Bernd daheim zu finden. Sein Benehmen gegen Ilse war bei diesen flüchtigen Besuchen von einer Unbefangenheit, welche ihr, die kaum den Mund zu öffnen und die Augen zu ihm aufzuschlagen wagte, völlig unbegreiflich schien. Wohl versuchte er, ihr hie und da verstohlen die Hand zu drücken, ihr im Vorübergehen ein heißatmiges Wort zuzuflüstern oder sie durch die stumme Sprache seiner lebhaften Augen von der Unwandelbarkeit seiner Empfindungen zu überzeugen. Aber Ilse verstand es sehr schlecht, sich dieser kleinen Hilfsmittel heimlicher Liebe ebenfalls zu bedienen. Sie blieb ungeschickt und ungelehrig dazu, wie bequem auch immer die Arglosigkeit

Tannhausens ihnen Augensprache und Zeichenspiel gemacht hätte. Sie fand nichts Reizvolles und Poetisches, sondern viel eher etwas Bedrückendes und Peinigendes darin und sie wurde um so scheuer und zurückhaltender, je lebhafter Falkenrodes ausdrucksvolle Geberden sie zuweilen an die Manieren eines Schauspielers gemahnten.

Wenn er dann nach kurzem Aufenthalt wieder gegangen war, wenn ihn Ilse elastischen Schrittes die Treppe hinabeilen hörte wie jemand, der froh ist, der Erfüllung einer lästigen Pflicht entrinnen zu können, dann machte sie sich wohl selber Vorwürfe, daß sie gar so wenig tauge zu dem von allen Dichtern besungenen süßen Versteckensspiel. Sie sagte sich, daß Falkenrode ein Recht habe, ihr zu zürnen, daß ihm jeder Besuch statt der erhofften Freuden nur eine neue Enttäuschung bringe, und daß sie sich darum gar nicht beklagen dürfe über die Seltenheit seines Erscheinens. Aber es war neben all diesen Selbstanklagen doch noch eine Stimme in ihrem Herzen, die sich nicht zum Schweigen bringen ließ und die ihr unermüdlich allerlei schmerzliche, quälende Zweifel zuflüsterte. Sie verbarg dann ihr trauriges Gesicht noch ängstlicher als zuvor vor dem ruhigen, ahnungslosen Blick des Bruders und sie fühlte mit unsäglichem Weh, wie einsam doch ein menschliches Wesen sein könne inmitten einer Millionenstadt.

Auch an dem Vormittag, an welchem Bernd sein

kleines Abenteuer mit dem Neufundländer des Fräuleins von Ellerndorf erlebte, hatten Empfindungen so trüber und niederdrückender Art von dem Gedankenleben Ilses Besitz ergriffen. Sie saß im Wohnzimmer über ihrem kleinen Haushaltungsbuch, aber wie geringfügig auch immer die Zahlen sein mochten, mit denen sie da zu rechnen hatte, es wollte ihr doch nicht gelingen, zu dem gewünschten Ergebnis zu kommen. Als die Glocke gezogen wurde, horchte sie fast erschrocken auf, denn so ungestüm hatte sonst nur Falkenrode Einlaß gefordert; und regungslos wartete sie, bis Wudicke schweren Schrittes über den langen, finstern Korridor nach vorn getappt war.

„Ist der Premierlieutenant zu Haus?“ ertönte in hastiger Frage eine harte, rauh klingende Stimme, und auf die verneinende Antwort des Burschen rief dieselbe Stimme mit einem seltsamen, wenig heitern Auflachen:

„Natürlich! Wie konnte ich überhaupt noch darauf rechnen, daß mir ein Zufall günstig sein würde!“

Ilse war aufgestanden und hatte beide Hände auf die Brust gedrückt. Eine namenlose Angst hatte sie überkommen. Wenn dies wirklich Thilo von Falkenrode war, so mußte ihm ein schweres, ein entsetzliches Unglück widerfahren sein. Nie zuvor hatte sie solche Veränderung einer menschlichen Stimme kennen gelernt.

„Soll ich dem Herrn Premierlieutenant eine Bestellung ausrichten?“ hörte sie Wudicke fragen. Der andere schwieg ein paar Sekunden lang, dann klang es wieder in demselben rauhen, hastigen, zerbrochenen Tone:

„Ja, bestellen Sie ihm einen Gruß, ihm und dem gnädigen Fräulein — und sagen Sie, ich würde wiederkommen, falls er nicht inzwischen erfahren sollte, daß mir's nicht möglich ist. Adieu!“

„Adieu, Herr Lieutenant!“

Er war im Begriff, die Thür zu schließen, als Ilse auf der Schwelle des Wohnzimmers erschien. Es war gut, daß der Bursche nicht sehen konnte, wie totenblaß sie war.

„Guten Tag, Herr von Falkenrode!“ sagte sie. „Möchten Sie die Rückkehr meines Bruders nicht hier erwarten?“

Der Angeredete war schon einige Stufen der Treppe hinabgestiegen, und er zögerte, der Einladung zu folgen.

„Ich weiß in der That nicht, gnädiges Fräulein — ein Trauerfall, der mich betroffen hat — ich bin vielleicht nicht in der Stimmung, einen erträglichen Gesellschafter zu machen.“

„Trotzdem hoffe ich, daß Sie bleiben werden! Ich bitte Sie darum, Herr von Falkenrode!“

Er weigerte sich nicht länger, aber in der schweigenden Hast, mit welcher er jetzt ihrem Wunsch gehorchte, war eine stumpfe Verdrossenheit, die ihn für Ilses

angstvolle, erstaunte Augen fast zu einem Fremden machte.

Nun standen sie sich in dem freundlichen Stübchen, das in jedem Stück eine so anheimelnde Aufrichtigkeit atmete, gegenüber und konnten mit einander reden, ohne einen Lauscher zu fürchten. Aber es vergingen Sekunden, ehe ein Wort gesprochen wurde. Falkenrode preßte die Zähne in die Unterlippe, und seine Augen, in denen es merkwürdig flimmerte, schweiften unstät durch das Zimmer. Da legte Ilse, die sonst so scheu vor seiner Berührung zurückgewichen war, ihre Hand auf die seinige und fragte mit einem Ausdruck rührender Innigkeit:

„Wenn Dir ein Leid widerfahren ist, Thilo, habe ich nicht das erste Anrecht darauf, es mit Dir zu tragen?"

Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und ging bis an den Tisch, um sich dort schwer auf einen Stuhl niederfallen zu lassen.

„Auch das noch!" stöhnte er. „Aber ich habe es verdient, den Kelch der Demütigung und der Schande bis zur Neige zu leeren! Du willst mir helfen, mein Schicksal zu tragen, Ilse — Du, die von diesem Schicksal ohnedies am allerschwersten mitgetroffen wird!"

Trotz aller wirklichen Verstörtheit seines Wesens war eine starke Beimischung von theatralischem Pathos in seinem Gebahren. Aber wie fein Ilses Ohr auch

sonst für jeden Mangel an Aufrichtigkeit sein mochte, in diesen bangen Augenblicken ließen Bestürzung und Teilnahme kein Mißtrauen in ihrem Herzen aufkommen.

„Sage mir vor allem, was geschehen ist!“ bat sie. „Nichts kann so schrecklich sein als diese Ungewißheit und die Mutlosigkeit, in welcher ich Dich sehe.“

„Was geschehen ist? — O, es läßt sich in fünf Worten aussprechen! Mein Oheim Hilgers ist gestorben.“

Er meinte wohl, durch sein ganzes Verhalten auch ohne weitere Hinzufügung verständlich geworden zu sein, aber Ilse war unschuldsvoll genug, in seiner Trauer die Ursache seiner Verzweiflung zu suchen.

„Das ist gewiß zu beklagen!“ sagte sie sanft. „Und Du liebtest ihn sehr innig, nicht wahr?“

Er hob den Kopf, den er in die Hand gestützt hatte, empor und sah sie an, als müsse er sich wirklich erst überzeugen, daß sie nicht ihren Spott mit ihm treibe.

„Ob ich ihn geliebt habe? — Ja, bei Gott, das weiß ich nicht mehr! Aber es sollte mir in der Seele leid thun, wenn es jemals der Fall gewesen wäre! Er ist gestorben, Ilse, und — er hat mich enterbt!“

Ihre erste Empfindung bei diesen Worten war diejenige einer großen Erleichterung. Sie hatte seinem Aussehen nach etwas ungleich Schlimmeres befürchtet. Aber da er selber es gar so tragisch nahm, wußte sie nicht gleich etwas Geeignetes zu seinem Trost zu sagen. Und Falkenrode gab ihrem Schweigen diejenige Deutung, welche seiner eigenen Stimmung entsprach.

„Ich hätte eher an den Ausbruch eines Weltkrieges innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden als an eine solche Möglichkeit geglaubt," fuhr er düster fort. „Vor drei Tagen erhielt ich die telegraphische Mitteilung von seinem plötzlich erfolgten Tod. Ich mußte natürlich auf der Stelle nach Massow, und ich hoffe, Du wirst mir's verzeihen, daß ich in der Aufregung und Verwirrung unterließ, Dich von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Ich stellte mir ja auch Deine Ueberraschung so reizend vor, wenn ich als ein reicher Mann wiederkommen und Dir vor aller Welt den Verlobungsring an den Finger stecken würde! — Ein schöner Traum — nicht wahr? — Es hat nicht sollen sein!"

„Bist Du denn auch ganz gewiß, Thilo, daß Deine Befürchtungen gerechtfertigte sind? — Vielleicht findet sich doch ein Testament, das zu Deinen Gunsten lautet."

„In einem alten Lehnstuhl etwa oder im geheimen Fach eines Schreibtisches? — Nein, dergleichen kommt leider nur bei den Romandichtern vor, nicht in der Wirklichkeit. Und es ist ja auch ein Testament da, ein ganz gesetzmäßiges, unanfechtbares Testament, in welchem eine verrückte Stiftung und eine Verwandte ganz unberechenbaren Grades in gleichen Teilen zu Universalerben eingesetzt werden. Auch einige Dutzend Legate sind nebenher noch ausgeworfen. Kein einziges altes Weib und keinen Stallknecht aus seiner näheren

Umgebung hat mein verehrungswürdiger Großoheim vergessen — nur für mich hatte er keinen Pfennig."

Ilse trat an seine Seite und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Ich begreife wohl, daß dieser Mangel an verwandtschaftlicher Liebe Dich schmerzlich enttäuschen mußte, aber das Unglück ist doch wohl nicht so groß, daß wir darüber verzweifeln müßten. Wir werden uns eben ein wenig in Geduld fassen. Ist das denn gar so schwer?"

Falkenrode lachte bitter auf.

„Geduld? — Man kann Geduld haben, so lange man Hoffnungen hat, so lange man etwas vor sich sieht, das zu erwarten der Mühe wert ist. Worauf aber soll ich denn warten? Auf meine Hauptmannsgage etwa oder auf den glorreichen Tag, wo man mich an der Majorsecke springen läßt?"

Mit großen Augen sah Ilse auf ihn herab.

„War es denn einzig diese Erbschaft, welche die Hoffnung Deines Lebens ausmachte?" fragte sie, und es war eine Verwunderung in ihrer Stimme, die ihn ein wenig zur Besinnung brachte.

„Welch eine Frage, meine teuerste Ilse!" sagte er, indem er sich aufrichtete und ihre Hand ergriff. „Natürlich sollte mir dies Vermögen, auf das ich einen so wohl gegründeten Anspruch hatte, nur den Weg zu dem eigentlichen, wirklichen Glück bahnen, den Weg zu unserer Vereinigung, zu Deinem Besitz!"

„Wenn dies die Wahrheit ist, Thilo, so hast Du keinen Grund, Dich einem so unmännlichen Schmerz hinzugeben. Ich habe mit Deiner Erbschaft nicht gerechnet und ich werde Dir treu bleiben, gleichviel, ob Du arm bist oder reich!“

Sie hätte sich jetzt vielleicht nicht gesträubt, wenn Falkenrode sie voll stürmischer Dankbarkeit in seine Arme geschlossen hätte, aber gerade in einem Augenblick, wo es so natürlich gewesen wäre, zögerte er befremdlicherweise, dies zu thun. Ja, er gab sogar ihre Hand frei und wandte sein Gesicht von ihr ab, wie wenn er nicht den Mut hätte, ihr zu antworten, so lange diese klaren Augen voll so unschuldigen Vertrauens auf ihn gerichtet waren.

Und ein Geräusch, das draußen vernehmlich wurde, das Geräusch einer geöffneten und wieder geschlossenen Thür, ersparte ihm diese Antwort überhaupt.

„Dein Bruder!“ sagte er hastig. „Du mußt Dich beherrschen, Ilse, damit er Dir unser Geheimnis nicht vom Gesicht abliest!“

Wirklich war es Bernd, welcher unbefangen eintrat. Er hatte eine freundliche Begrüßung für Falkenrode auf den Lippen, aber er kam nicht über die ersten Worte hinaus, denn diesmal konnte es selbst seiner Arglosigkeit nicht entgehen, daß zwischen den beiden, welche er da bei einander stehen sah, etwas Besonderes und etwas sehr Ernsthaftes vorgefallen sein müsse.

„Was gibt es denn?“ fragte er verwundert. „Ist einem von euch etwas geschehen?“

Falkenrode beeilte sich, ihm zu antworten.

„Glücklicherweise nur mir, mein bester Tannhausen! Ich suchte Dich auf, weil ich in einer ernsten Angelegenheit Deines Rates bedarf. Kannst Du Dich mir für eine Stunde unter vier Augen zur Verfügung stellen?“

„Gewiß!“ erwiderte Bernd etwas befremdet. „Willst Du die Güte haben, uns allein zu lassen, liebe Ilse?“

Doch Ilse folgte dieser Aufforderung nicht sogleich. Mit ernstem Blick sah sie zu Falkenrode hinüber, als ob sie von ihm noch etwas erwarte, und da er schweigend vor sich hin starrte, sagte sie selbst in einer schlichten, ruhigen und doch fast feierlich klingenden Weise:

„Warum sollte ich nicht zugegen sein dürfen, wenn Dir Thilo mitteilt, daß wir uns verlobt haben und daß wir einander angehören wollen für das ganze Leben?“

Der Premierlieutenant öffnete die Augen weit, und es war nicht Freude, was auf seinem blondbärtigen Antlitz zu lesen war. Er sah von der Schwester auf den Kameraden, und wie die strenge Frage eines Richters kam es von seinen Lippen:

„Falkenrode, ist das die Wahrheit?“

Der stattliche Gardeoffizier hatte sich mit einem

Ruck empor gerichtet, wie wenn er vor einem hohen Vorgesetzten stände. Er war sehr bleich und zwischen seinen Augenbrauen lagen zwei tiefe Falten. Klar und kalt klang seine Entgegnung.

„Es ist die Wahrheit, Tannhausen, da Deine Schwester es sagte! Aber ich habe Dir einige Erklärungen zu machen, welche ich — wie ich wiederhole — nur unter vier Augen abgeben kann!“

„Auf solche Erklärungen bin ich nach diesem seltsamen Empfang allerdings gefaßt! — Hast Du mir zuvor noch etwas zu sagen, Ilse?“

„Nein, Bernd! Nichts anderes, als daß Du das Geschehene wie eine unabänderliche Thatsache ansehen mußt!“

Sie verließ das Zimmer, da ihr von keinem der beiden Männer eine Antwort wurde. Tannhausen legte seinen Degen ab, aber er forderte den Kameraden nicht auf, sich zu setzen.

„Ich bin zu Deiner Verfügung!“ sagte er dann, aufrecht vor Falkenrode stehen bleibend. Düster blickte dieser zu ihm auf.

„Wenn jemals eine Werbung unter ungünstigen Umständen erfolgte,“ erwiderte er, „so ist es die meinige! Es ist wahr, ich hatte den sehnlichen Wunsch, Deine Schwester zu meiner Gattin zu machen —“

Der Premierlieutenant erhob, ihn unterbrechend, die Hand. Es war eine eiserne Unbeweglichkeit in seinen Zügen.

„Vergib, wenn ich Dich bitte, das zu wiederholen! Es war da ein Zeitwort, welches ich falsch verstanden haben muß!“

Die Spitzen des wohl gepflegten dunklen Schnurrbarts zuckten eigentümlich.

„Laß uns nicht um Worte streiten, Tannhausen! Du wirst das Recht haben, Dein Urteil über meine Handlungsweise abzugeben, wenn Du alles gehört hast. Noch einmal also: Ich liebe Deine Schwester Ilse und sie erwidert meine Zuneigung!“

„Das habe ich soeben erfahren! Eure gegenseitige Erklärung war, wie es scheint, meinem Eintritt voraufgegangen.“

„Ja, doch nicht heute, sondern schon vor mehreren Wochen! Ein zufälliges Alleinsein führte sie herbei.“

„Und es wurde ein heimliches Spiel hinter meinem Rücken getrieben? Du wußtest, daß Ilse elternlos ist und daß auf mir die Pflicht ruht, ihr ein Führer und Beschützer zu sein! Und Du hattest trotzdem kein Bedenken, Dich auch während dieser Zeit meinen Freund zu nennen?“

„Ah, das Verbrechen war nicht so groß, als es freilich jetzt unter den veränderten Umständen erscheint. Ich brauche Dir hoffentlich nicht erst zu versichern, daß ich an keine andere Konsequenz unseres Verhältnisses dachte als an eine möglichst baldige Heirat. Ich war berechtigt, zu erwarten, daß der Nachlaß des

einundachtzigjährigen Freiherrn von Hilgers mir in absehbarer Zeit eine solche ermöglichen würde."

„Auf diese ungewisse Aussicht hin also verpfändetest Du Deine Ehre? Nun, und weiter?"

„Es ist geschehen, was Du mir mit einer traurigen Prophetengabe wiederholt geweissagt hast. Irgend ein Halunke, den ich ermorden werde, wenn ich ihn jemals in meine Gewalt bringen kann, hat sich hinter den halb blödsinnigen Alten gesteckt und ihm Gott weiß was für abenteuerliche Geschichten über mich eingeflüstert. In einem Testament, das er unter Vernichtung älterer Verfügungen kaum drei Monate vor seinem Ende niedergeschrieben, hat mich der vortreffliche Herr als einen Unwürdigen ausdrücklich von der Erbschaft ausgeschlossen. Wie Du mich da siehst, bin ich nicht viel mehr als ein Bettler."

„Und weiter?"

„Weiter? — Ich denke, das wäre ziemlich erschöpfend! Aber wenn Du es nicht schon erraten hast, will ich der Vollständigkeit halber auch noch hinzufügen, daß ich nicht bloß ohne Vermögen, sondern obendrein stark verschuldet bin. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, wenn ich heute der Herr auf Massow wäre, jetzt aber, wo ich die Gewißheit habe, es niemals zu werden, ist es eine zermalmende Last, die ich in meinem ganzen Leben nicht mehr abschütteln kann. Haben doch sogar die armseligen Zuschüsse, die ich bis zum Tod des alten Geizhalses erhielt, jetzt ein Ende!"

„Welche Entschlüsse hast Du unter diesen Umständen gefaßt?"

„Du hast es sehr leicht, so zu fragen! Als wenn man überhaupt einen Entschluß fassen könnte, so lange einem der Kopf fast zerspringen will und die Gedanken durch einander rasen, daß man sich für verrückt halten möchte. Das Einfachste wäre es natürlich, den Revolver an die Schläfe zu setzen."

„Das Einfachste gewiß und das Ehrloseste zugleich!"

„Ach, was ist denn Ehre! Es bedarf Deiner sittenrichterlichen Miene gar nicht, um mir zum Bewußtsein zu bringen, daß ein Dasein, welches ganz und gar auf einen glücklichen Zufall zugeschnitten war, nichts Besseres wert ist, als fortgeworfen zu werden, wenn dieser Zufall sich für einen andern erklärt hat."

„Du mochtest den Wert Deines Daseins nach Belieben beurteilen und darüber nach Deinem Gefallen verfügen, so lange es Dein unumschränktes Eigentum war. Aber Du hast jetzt einen Gläubiger auch auf diesen Besitz, und Du wirst diesen Gläubiger, den zu nennen ich mir wohl ersparen kann, nicht feig betrügen wollen."

Falkenrode zwang seine wilde Erregung nur noch mühsam nieder. Seine Linke umschloß mit festem Druck das Gefäß seines Degens, während sich die Rechte krampfig an die Fensterbank klammerte, gegen welche er lehnte.

„Es wäre großmütiger, Tannhausen, wenn Du

Dich einer andern Ausdrucksweise bedientest, und es wäre vielleicht auch ratsamer. Ich bitte Dich, nicht zu vergessen, daß Ilse es war, welche Dir gegenüber den Wunsch nach einer Fortdauer unserer Beziehungen aussprach — nicht ich! Ich sehe vielmehr klar genug ein, daß meine persönlichen Verhältnisse ihr und Dir nicht mehr die erforderlichen Garantien bieten können, und ich war gekommen, um Deiner Schwester mit dieser rückhaltslosen Erklärung ihre Freiheit wieder zu geben. Nicht mein Verschulden war es, daß Ilse mich daran verhinderte, es auszusprechen."

Ueber die Stirn des Premierlieutenants von Tannhausen breitete sich eine feine Röte. Seine Stimme war gedämpft, als fürchte er, außerhalb des Zimmers gehört zu werden; aber jedes seiner Worte war der Ausdruck eines unbeugsamen Willens, einer unerschütterlichen Entschlossenheit, als er — hart vor Falkenrode hintretend — sagte:

„Unsere Ehrbegriffe sind, wie ich sehe, nicht dieselben, aber in der Angelegenheit, welche uns beschäftigt, müssen die meinigen den Ausschlag geben. Du bist ein Verlöbnis mit meiner Schwester eingegangen — ihr habt euch das Wort gegeben, einander angehören zu wollen, sobald die Verhältnisse es erlauben — und so wenig ich Ilse jemals gestatten würde, ohne einen zwingenden Grund von dieser freiwillig eingegangenen Verpflichtung zurück zu treten, so wenig gestatte ich es Dir! An die Stichhaltigkeit Deiner Beweggründe

aber kannst Du selbst nicht glauben; denn Du hast das Vermögen, welches Du verloren zu haben wähnst, in Wahrheit niemals besessen. Deine äußeren Umstände sind heute noch dieselben wie an dem Tag, da Du Ilse Deine Hand anbotest; ja, sie sind bessere als damals, denn die trügerischen Hoffnungen, welche Deine Lebensführung verdarben, sind vernichtet. Du siehst Deinen Weg jetzt in voller Klarheit vor Dir, und ich hoffe, Du wirst Mut genug haben, ihn zu gehen."

„Ja, weißt Du denn auch, was Du damit von mir und von Deiner armen Schwester verlangst? Selbst wenn ich mich zum Spott aller Kameraden in ein Linienregiment versetzen lassen und mich auf das äußerste einschränken wollte, könnte ich noch nicht einmal als Hauptmann meine Schulden bezahlt haben. Woher ich da das Vermögen nehmen soll, dessen es für den Heiratsconsens bedarf, wirst auch Du mir schwerlich verraten können."

„Du dachtest also daran, im Dienst zu bleiben?"

Beleidigt warf Falkenrode den Kopf zurück.

„Möchtest Du vielleicht wünschen, daß ich ihn quittire?"

„Ich sehe darin in der That die einzige Möglichkeit, Deine Verpflichtungen mit Ehren einzulösen."

„Aber ich denke nicht daran, eine so verhängnisvolle Uebereilung zu begehen! Wenn ich auf Deine Hilfe nicht rechnen kann, so wird sich ein anderes

Mittel finden lassen, die gefährlichsten Gläubiger vorläufig zu beruhigen. Ich sehe nichts, das mich zwingen könnte, für ein paar jugendliche Thorheiten eine Strafe auf mich zu nehmen, die hundertmal schwerer ist als das Verschulden."

„Wenn es nicht Deine Ehre ist, welche Dich dazu zwingt, so werde ich an ihre Stelle treten."

„Wie? Du wolltest mich mit kaltem Blut zum Aeußersten treiben? Ist das Deine Freundschaft?"

„Angenommen selbst, daß Du noch ein Recht hast, Dich auf diese Freundschaft zu berufen, warum sollte ich nicht von Dir fordern dürfen, was ich selber in der gleichen Lage ohne Zögern thun würde? Mein Wort darauf, Falkenrode, daß ich diese Uniform ablegen werde an dem nämlichen Tag, an welchem eine Schicksalsfügung irgend welcher Art mich zwingt, meinen eigenen Vorteil höher zu stellen als die idealen Interessen, denen zu dienen ich gelobt habe. Unser Beruf verlangt eine volle und rückhaltslose Hingabe. Wir dürfen arm sein, aber wir müssen unabhängig bleiben von unserer Armut. Ein Offizier bedarf für seine eigene Person des Reichtums nicht, denn was man hie und da als standesgemäßen Aufwand ansieht, hat in Wahrheit mit dem Stand ganz und gar nichts zu thun. Standesgemäß sind für uns wie für jeden andern Menschen, der sich als arbeitendes Glied in die Allgemeinheit einfügen will, nur Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit und treue Pflichterfüllung! Aber ein

so geringes Uebel die Armut für denjenigen Offizier sein mag, welcher ihrer Herr zu bleiben weiß, ein so verderbliches Hemmnis aller inneren Tüchtigkeit wird sie für den, der sich zu ihrem Sklaven machen läßt. Unsere Arbeit ist auf andere Ziele gerichtet als auf die Erwerbung von Geld und Besitz; wie sollte sich derjenige, der auf solche Erwerbungen angewiesen ist, mit Begeisterung und Liebe dieser Arbeit hingeben können? Der Offizier, welcher sein Ehrenkleid als Köder für eine vorteilhafte Heirat oder als ein Hilfsmittel für seinen Kredit zu benützen gedenkt, versündigt sich von vornherein gegen seinen Eid und seine Pflicht. Er hat keinen Anspruch darauf, in den Reihen derer geduldet zu werden, für die das ‚Noblesse oblige‘ etwas anderes ist als eine hochmütige Phrase."

Falkenrode hatte die Arme über der Brust verschränkt und um seine Lippen zuckte es höhnisch.

„Eine vortreffliche Auseinandersetzung! Schade nur, daß sie uns nicht weiter bringt! Man wird einem Ertrinkenden wenig nützen, wenn man ihm vom sichern Ufer aus eine Abhandlung über die Grundregeln der Schwimmkunst vorträgt. Du verlangst also im Ernst, daß ich den Abschied nehme?"

„Ich erwarte es als etwas Selbstverständliches! Nur in einem Beruf, der auf den Gelderwerb gerichtet ist, kannst Du die Möglichkeit gewinnen, meiner Schwester Dein Wort zu halten!"

„Freilich! Ich vergaß, daß ich gefesselt bin und

daß ich Dich nicht zwingen kann, großmütig zu sein!“

Die breite Brust Tannhausens hob sich in einem tiefen Atemzug. Unheil verkündend, blitzte es in seinen klaren grauen Augen.

„Schande über den Mann, der ehrlos genug wäre, solche Großmut auf Kosten eines vertrauensvollen Mädchens zu erwarten! Ich will das häßliche Wort nicht gehört haben, Falkenrode!“

„Wie es Dir beliebt! Ich für meine Person muß ja nun wohl beizeiten daran denken, mir jede Art von Empfindlichkeit abzugewöhnen. Du weißt, daß Du mein Schicksal in der Hand hast, und nachdem Du mir Deine Meinung mit so anerkennenswerter Offenheit zu erkennen gegeben, bleibt mir natürlich nichts anderes übrig, als mich zu fügen. Unter solchen Umständen kann es mir dann ja auch gleichgiltig sein, ob meine unbefriedigten Gläubiger sich an den Oberst wenden, wie sie es mir gedroht, oder ob sie in einer sehr unwahrscheinlichen Anwandlung von Edelmut darauf verzichten.“

„Das darf selbstverständlich nicht geschehen! Wie groß ist die Summe, auf welche sich Deine Verbindlichkeiten belaufen?“

„Vielleicht fünftausend Thaler oder etwas mehr! Ich war über die Beträge niemals ganz im klaren, denn in ihren Zinsberechnungen verfallen die Schufte auf immer neue Teufeleien.“

„Gut! Wir werden heute abend miteinander zu Deinen Gläubigern gehen. Was mir an Barmitteln augenblicklich zur Verfügung steht, werde ich ihnen zahlen — für das übrige werde ich die Bürgschaft übernehmen, und ich hoffe, sie geben sich damit zufrieden."

Falkenrode öffnete die Augen weit. Sein bleiches Gesicht wurde plötzlich flammend rot.

„Ist das Dein Ernst, Tannhausen? Das wolltest Du für mich thun?"

„Ich thue es für das Glück meiner Schwester in der Erwartung, daß Du mein Vertrauen rechtfertigen wirst!"

„Bei dem Abschied also soll es trotzdem sein Bewenden haben?"

„Nur unter dieser Voraussetzung trete ich für Dich ein."

„Gut denn! Es wäre lächerlich, sich eine Bedenkzeit auszubitten, wenn man von vornherein weiß, daß einem keine Wahl bleibt! Ich leiste Deinem Verlangen Folge, Tannhausen — ich schreibe noch heute mein Abschiedsgesuch, aber ich verhehle Dir nicht, daß ich es mit blutendem Herzen thue und daß ich mein Leben von diesem Tag an als ein verpfuschtes ansehe. Damit soll kein Vorwurf gegen Dich erhoben sein, denn es ist ja möglich, daß Du von Deinem erhabenen Standpunkt aus überhaupt nicht anders handeln konntest. Möge Dich nur der Himmel vor dem

Schicksal bewahren, auch einmal von einem so erhabenen Standpunkt aus beurteilt und verdammt zu werden, wenn Du voll Verzweiflung nach einer mitfühlenden Seele und nach einem Wort des Trostes verlangtest!"

Er nahm seine Mütze und ging zur Thür. Vielleicht hatte er noch immer auf eine Aeußerung der Nachgiebigkeit gehofft, aber er wartete vergebens.

„Ich werde Dich um sieben Uhr aus Deiner Wohnung abholen," sagte der Premierlieutenant ruhig, „vorausgesetzt, daß Du mit dieser Stunde einverstanden bist."

„Die Bestimmung steht natürlich bei Dir! Ich werde Dich zu der angegebenen Zeit erwarten. Adieu!"

Als er aus dem hellen Zimmer in den unbeleuchteten Gang hinaustrat, vermochte er im ersten Moment nichts zu erkennen. Aber er hörte eine leise, schüchterne Stimme seinen Vornamen rufen und fühlte die Berührung einer weichen, kühlen Hand an der seinigen.

„Welche Antwort hast Du von Bernd erhalten?" fragte Ilse. „Hat er Dir seine Zustimmung gegeben?"

„O, viel mehr als das!" erwiderte Falkenrode mit einem Ausdruck, den sie nicht begriff. „Er hat sogar die Güte, meine Vorsehung spielen zu wollen. Laß Dir's nur von ihm selber erzählen, mein Engel!"

Er war fortgestürzt, ehe sie ihn um eine Erklärung seiner unverständlichen Worte hätte befragen können, und angstvoll lauschte Ilse seinem rasch verhallenden

Schritt. Mit der freimütigen Erklärung, welche sie vorhin ihrem Bruder abgegeben hatte, war eine tröstende, lange entbehrte Ruhe über sie gekommen; jetzt aber hatte das unbegreifliche Benehmen Falkenrodes all die bangen, quälenden Zweifel, die sie für immer verscheucht wähnte, von neuem aus allen Winkeln ihres Herzens wachgerufen. Sie hatte das Geheimnis von sich geworfen, das so unerträglich schwer auf ihrer Seele gelastet hatte; aber das Glück — das Glück hatte sie damit nicht gefunden.

Achtes Kapitel.

Während des schweren Ganges, welchen sie am Abend dieses Tages mit einander machten, wurde zwischen den beiden Offizieren nichts anderes gesprochen, als was zur Aufklärung Tannhausens über die etwas verwickelten Schuldenverhältnisse seines Freundes erforderlich war. Wie es die besondere Art des Geschäftes, welches sie da zu erledigen hatten, notwendig machte, hatten sie beide Zivilkleidung angelegt, und sie konnten es darum, ohne erkannt zu werden, wagen, einige Straßen und Häuser aufzusuchen, deren Betreten durch Offiziere den Passanten sonst vielleicht auffällig erschienen wäre. Die Abmachungen selbst, welche Tannhausen mit den Geschäftsfreunden Falkenrodes zu treffen hatte, vollzogen sich viel schneller und einfacher, als der letztere es zu hoffen gewagt. Das ruhige, selbstbewußte Auftreten des Premierlieutenants, der alle unnützen Erörterungen mit einer stolzen, wortkargen Bestimmtheit ablehnte, blieb auf die dunklen Ehrenmänner, deren hervorstechendste Eigenschaft sicherlich

eine schwer zu betrügende Menschenkenntnis war, nicht ohne Wirkung. Sie zeigten sich willfährig und geschmeidig, und als die beiden Freunde den letzten von ihnen verließen, war die ganze Last der Verpflichtungen auf die Schultern Tannhausens gewälzt.

„Ich danke Dir," sagte Falkenrode, während sie die Treppe hinabgingen, „und mein Wort darauf, daß Du nichts von Deinem Geld verlieren wirst."

Schon an der nächsten Straßenecke trennten sie sich. Der Abschied war auf beiden Seiten ohne Wärme, wie es ihre Begrüßung gewesen war. Die Unterredung vom Vormittag hatte einen Abgrund zwischen ihnen aufgerissen, zu dessen Ausfüllung es einer langen Zeit bedurfte, einer längeren vielleicht, als ihnen das Leben gewähren konnte.

Langsam und planlos setzte Falkenrode seinen Weg durch die Straßen fort, die hier, in einem der älteren und ärmeren Stadtteile Berlins, zumeist eng und häßlich waren. Er ging an dem Portal des vom Direktor Waldemar Leuchtenberg geleiteten Theaters vorüber, und er las auf den Anschlagzetteln, daß dort eine italienische Schauspielergesellschaft gastirte. Julia Malachow war also an diesem Abend nicht beschäftigt, und plötzlich kam ihm der tolle Einfall, ihr eine Art von Abschiedsvisite abzustatten. Er hatte den Empfindungen, welche er für die schöne und rasch berühmt gewordene Schauspielerin hegte, bisher keinen rechten Namen zu geben gewußt. Es war etwas anderes als

die kleine Schwäche, welche er hie und da für eine hübsche Dame vom Theater gehabt, und es war doch auch keine eigentliche Liebe. Als er durch einen Zufall ihre Bekanntschaft gemacht, hatte er dieselbe durch allerlei kleine Aufmerksamkeiten gepflegt, in der Hoffnung, seine Erfahrungen um ein pikantes Abenteuer zu bereichern. So lang er in ihrer Nähe weilte, hatte Julias Persönlichkeit einen eigentümlich bestrickenden Reiz auf ihn ausgeübt, eine erhitzende Wirkung, die sich in einzelnen Momenten bis zu einem Aufflammen wirklicher Leidenschaft steigern konnte. Aber der Umstand, daß die Schauspielerin selbst gerade in solchen Augenblicken ihr Benehmen in unbegreiflicher Launenhaftigkeit aus der verführerischsten Koketterie zur kältesten Zurückhaltung wandeln konnte, hatte trotzdem eine über das Maß gewöhnlicher Galanterien hinausgehende Annäherung verhindert. Und wenn er fern von ihr war, hatte Falkenrode mit einer Empfindung an sie gedacht, die nicht viel wärmer war als vollkommene Gleichgiltigkeit. Das Ausbleiben des erwarteten Erfolges verletzte die Eitelkeit des sieggewohnten Offiziers, und seitdem Julia einen kleinen Schmuckgegenstand, welchen er ihr in Begleitung eines Blumenstraußes gesandt, mit der scherzenden Bemerkung zurückgeschickt hatte, daß man einer Künstlerin wohl Rosen, aber nicht Steine auf den Weg streuen dürfe, war er eigentlich entschlossen gewesen, die flüchtigen Beziehungen ganz abzubrechen.

In seiner gegenwärtigen, krankhaft gereizten Stimmung nahm nun der selbstquälerische Gedanke, ihr diesen Abbruch unter Hinweis auf seine veränderten Verhältnisse in eigener Person anzukündigen, eine unwiderstehlich verlockende Gestalt für ihn an. Gerade weil er Julia gegenüber gar keine Verpflichtungen hatte und weil ihr Verkehr selbst bei vertraulichstem Alleinsein nur die Formen einer ganz bedeutungslosen Tändelei inne gehalten, mußte solche feierliche Absage ihr einen besondern Eindruck machen. Für kleine theatralische Scenen aber hatte Falkenrode von jeher eine Schwäche gehabt, und es machte ihm nicht sonderlich viel aus, inwieweit er selber eine heldenhafte Rolle in denselben spielte.

Julias Wohnung lag ganz in der Nähe des Theaters, und Falkenrode sah schon von der Straße aus, daß die Fenster erleuchtet waren. Er war also sicher, nicht vor eine verschlossene Thür zu kommen. Das Mädchen, das ihn empfing, erkannte ihn trotz der Seltenheit seiner früheren Besuche sogleich wieder und beruhigte ihn auf seine Frage, ob das Fräulein trotz der späten Stunde noch zu sprechen sei, durch die lächelnde Mitteilung, daß noch mehrere andere Herren da seien. Diese Möglichkeit hatte Falkenrode zwar nicht in Betracht gezogen, aber er durfte jetzt natürlich nicht mehr daran denken, umzukehren. Und in seiner gegenwärtigen Gemütsverfassung konnte ihm am Ende jede Zerstreuung recht sein. War die

Gesellschaft, in die er da geriet, auch vielleicht nicht die beste, ihm galt es gleich, wenn sie ihn nur auf eine Stunde vergessen ließ, daß er aufgehört habe, ein freier, unabhängiger Mann zu sein.

Als er die erleuchteten Zimmer betrat, kam ihm Julia entgegen. um ihn mit freundlichem Händedruck zu begrüßen. In der raffinirten Einfachheit ihrer Toilette erschien sie Falkenrode reizender als je, und er glaubte wahrgenommen zu haben, daß bei seinem Anblick ein freudiges Aufleuchten über ihre Züge gegangen sei.

„Wie hübsch, daß Sie uns doch nicht ganz vergessen haben, Herr von Falkenrode," sagte sie, während die Unterhaltung der übrigen verstummte. „Mein Papa wird sich aufrichtig freuen, Sie zu sehen, denn er hat schon wiederholt nach Ihnen gefragt."

Sie führte ihn zu der Chaiselongue neben dem Klavier, auf welcher ein alter Mann in langem, schlafrockähnlichem Gewand saß. Seine kleine, außerordentlich magere Gestalt verlor sich vollständig in den weiten Falten dieses sonderbaren, wenig salonfähigen Kleidungsstückes, und das wirre graue Haar, welches mähnenartig sein Haupt umgab, ließ die unverhältnismäßige Größe dieses Körperteils zu sehr auffälliger, beinahe komischer Wirkung gelangen. Wie er da in sich zusammengesunken kauerte, den Kopf auf die Brust herabgesenkt und anscheinend ohne jede Teilnahme für das, was um ihn her geschah, machte er eine

entschieden lächerliche Figur; aber das Fratzenhafte und Karikirte seiner Erscheinung verschwand in dem nämlichen Moment, da er auf die Anrede seiner Tochter hin den Oberkörper ein wenig aufrichtete und dem neuen Ankömmling sein Gesicht zuwandte. Die Häßlichkeit dieses Gesichtes mochte nahe an das Spukhafte und Unheimliche grenzen, aber sie war jedenfalls nicht komisch oder lächerlich. Ueber den breit vorspringenden Backenknochen des slavischen Typus lagen tief in ihren Höhlen, von starken, struppigen Brauen überwölbt, zwei glitzernde, stechende Augen von einer unbestimmbaren Farbe, aber von jenem phosphoreszirenden Glanz, den die Augen der Katzen in einem dunklen Raum ausstrahlen. Es war, als habe man zwei glimmende Kohlen in die Augenhöhlen eines Totenkopfes gesetzt, denn die fahlen, eingesunkenen Wangen, das spitze Kinn und der zahnlose Mund mußten den Vergleich mit einem entfleischten Schädel zu einem unheimlich naheliegenden machen.

Ohne von seinem Platz aufzustehen, reichte der Alte dem Lieutenant die gelbe, knochige Hand.

„Seien Sie mir willkommen!“ sagte er mit einer schwachen, greisenhaften Stimme. „Sie müssen vorlieb nehmen mit der bescheidenen Gastfreundschaft, die ein armer Mann zu üben vermag!“

Falkenrode wußte, daß diese Phrase eine unveränderlich feststehende Form der Begrüßung war, und da er den Alten für halb schwachsinnig hielt, nahm

er sich nicht mehr wie im Anfang ihrer Bekanntschaft die Mühe, ihm mit irgend einer höflichen Redensart zu widersprechen.

„Sie befinden sich hoffentlich gut, Herr Galewski,“ sagte er nur, „und Sie werden uns, wie ich denke, demnächst mit irgend einem neuen, großartigen Werk überraschen.“

Der Hausherr schüttelte statt aller Antwort nur den Kopf und fiel in demselben Augenblick, in welchem Falkenrode seine Hand losließ, in seine vorige apathische Schlaffheit zurück. Der Lieutenant konnte die Förmlichkeiten des Empfanges damit als beendet ansehen.

„Ich glaube, die Herren sind von unserem neulichen Souper her bereits mit einander bekannt,“ plauderte Julia. „Herr Direktor Leuchtenberg — Herr Redakteur Doktor Habicht — mein verehrter Kollege und Komödiengatte Kronau — Herr Jens Olafson — Herr Lieutenant von Falkenrode!“

Mit den drei Erstgenannten war der Offizier allerdings schon früher zusammengetroffen; den als Jens Olafson bezeichneten jungen Mann aber sah er zum erstenmal. Nur mit einem flüchtigen Blick streifte er bei der Vorstellung über ihn hin, denn es war nichts in seiner Erscheinung, das ihm aufgefallen wäre oder seine Teilnahme gefesselt hätte. Der Mann war von mittlerer Größe und von gedrungenem, muskulösem Gliederbau; sein welliges rotblondes Haupthaar wie sein starker Vollbart waren mit wenig Sorgfalt

behandelt, und auch seine Kleidung war ohne alle modische Eleganz. Im Grunde war Falkenrode etwas erstaunt, einen Menschen von solchem Aussehen unter Julias Gästen zu finden. Aber er war ja nicht gezwungen, seine nähere Bekanntschaft zu machen, und Herr Olafson, welcher nach flüchtiger Verneigung ruhig fortfuhr, in den auf dem Klavier liegenden Noten zu blättern, machte zum Glück keinen Versuch, sich ihm aufzudrängen.

Desto schwerer aber war Herr Waldemar Leuchtenberg abzuschütteln, der mit dem Recht eines alten Bekannten sofort von dem Offizier Beschlag nahm. Dieser Theaterdirektor mit den gespreizten Manieren des kleinen Provinzschauspielers fühlte sich, wie es schien, überall heimisch und als Herr der Situation. Laut und lebhaft gestikulirend sprach er von allen erdenklichen Dingen, die sich in irgend eine Beziehung bringen ließen zu seiner eigenen Person, immer sorgfältig darauf bedacht, seiner Stimme einen tönenden Wohllaut zu geben und die Endungen der Worte melodisch ausklingen zu lassen; daß er dabei seinen Platz gerade dem hohen Pfeilerspiegel gegenüber gewählt hatte, war vielleicht auch mehr als ein bloßer Zufall, denn fast unverwandt hingen seine schwarz untermalten Augen an dem kristallenen Glase, welches seine elegante Erscheinung in den anmutigsten und „plastischsten" Stellungen reflektirte.

Falkenrode, den das anmaßende Geschwätz des

unwissenden Menschen sonst wohl eine Zeit lang belustigt hatte, fand dasselbe heute völlig unerträglich. Seine Blicke folgten allen Bewegungen Julias, und ihm war, als sähe er sie heute überhaupt zum erstenmal in ihrer ganzen sinnbethörenden Schönheit. Sie hatte den Deklamationen des Herrn Leuchtenberg erst eine kleine Weile mit ihrem feinen, halb liebenswürdigen und halb spöttischen Lächeln zugehört; als er aber auf sein Lieblingsthema von der Unterstützung der Kunst durch die Aristokratie gekommen war, hatte sie sich abgewendet und war zu Jens Olasson an das Klavier getreten. Und Falkenrode, der noch vor einer Viertelstunde an seine letzte, endgiltige Verabschiedung von der Schauspielerin wie an eine unterhaltende Farce gedacht hatte, loderte jetzt in heller Eifersucht auf gegen einen häßlichen, unbedeutenden Menschen, der das Glück genoß, einer anscheinend sehr vertraulichen Unterhaltung von ihr gewürdigt zu werden. An den eigentlichen Zweck seines Hierseins dachte er kaum noch, und wenn er sich immer leidenschaftlicher darnach sehnte, Julia für wenige Minuten allein und ohne die Zeugenschaft all dieser widerwärtigen, lästigen Menschen zu sprechen, so geschah es schwerlich in dem Wunsch, bei dieser Gelegenheit für immer mit ihr zu brechen.

Aber es war, als hätten sich alle Anwesenden insgeheim verschworen, die Verwirklichung seines brennenden Wunsches zu hindern. Der Schauspieler Kronau hatte Herrn Waldemar Leuchtenberg auf die Seite

genommen, um ihm mit gedämpfter Stimme eine jener interessanten Geschichten zu erzählen, welche kein größeres Publikum vertragen, und Falkenrode wollte eben aufatmend die günstige Gelegenheit benützen, um sich dem Klavier zu nähern, als Doktor Habicht, ein kleiner, etwas verwachsener und sehr boshafter Herr, die Hand auf seinen Arm legte.

„Nun, wie gefällt Ihnen dieser Herr Laib Veitelsohn aus Trencsin?“ fragte er halblaut. „Braucht man sich wegen der Zukunft der Kunst überhaupt noch einer Sorge hinzugeben, wenn man sie in solchen Händen weiß?“

„Ich weiß leider gar nicht, von wem Sie sprechen, Herr Doktor,“ erwiderte Falkenrode ungeduldig und zerstreut, denn der Kritiker war ihm kaum sympathischer als der Theaterdirektor. Aber der Journalist wollte die Zurückweisung nicht verstehen.

„Nun, von wem anders als von unserem ausgezeichneten Bühnenlenker dort!“ plauderte er weiter. „Ich kannte ihn zufällig schon zu der Zeit, da er als siebenzehn- oder achtzehnjähriger Bursche mit Stiefelwichse und allerlei anderen nützlichen Dingen hausiren ging. Er trug damals freilich weder eine Perücke noch ein falsches Gebiß. Auch zeigte sein Antinousantlitz statt der Schminke, deren künstlerische Anwendung wir heute darauf bewundern dürfen, nur jenen anmutigen Ueberzug, der sich bei gewissenhafter Vermeidung des Waschwassers einzustellen pflegt. Aber

das Genie regte sich in ihm schon damals, und ich denke mit Entzücken an den Genuß, den es uns bereitete, von Laib Veitelsohn den Monolog aus ‚Wilhelm Tell‘ oder den ‚Kampf mit dem Drachen‘ auf der Studentenkneipe in jenem unverfälscht ungarisch-jüdischen Dialekt vortragen zu lassen, der ihm damals eigen war. Später verlor ich den hoffnungsvollen Jüngling aus den Augen, bis er eines Tages in dem kleinen Nest, dessen Käseblättchen ich redigirte, wieder vor mir auftauchte. Die Raupe war gerade im Begriff, sich zur Puppe einzuspinnen. Der Dialekt war vollständig verschwunden und der natürliche Gesichtsüberzug bis auf wenige unscheinbare Reste in der Region des Halses und der Ohren. Er hieß auch schon Waldemar Leuchtenberg und spielte an unserem Saisontheater die ‚tragischen‘ Rollen, das heißt diejenigen, die im Heraustragen der Tische und Stühle bestehen. Eines Tages kam er auf das Redaktionsbureau, um mich unter Berufung auf unsere alte Bekanntschaft um einen halben Thaler anzuborgen. Sein Direktor war verkracht, und Laib Veitelsohn — denn an dieser Stelle seiner Biographie muß ich ihn bei seinem wirklichen Namen nennen — hatte das Theater von den Eigentümern gepachtet. Für den halben Thaler wollte er den Stempelbogen kaufen, auf welchen der Vertrag geschrieben werden mußte, denn sein Betriebskapital von sieben und einem halben Silbergroschen reichte dazu nicht aus. Nun, ich gab ihm den halben

Thaler, denn ich wußte, daß er bei ihm nicht verloren sein würde. Nach acht Tagen erhielt ich ihn zurück, und nach drei Monaten verfügte Herr Waldemar Leuchtenberg bereits über den tausendfachen Betrag. Wie dann allmälich aus der Puppe jener farbenprächtige Schmetterling wurde, den wir heute in gewissen Berliner Salons umherflattern sehen, ist für jemand, der die Geschichte dieser ersten Metamorphose kennt, ziemlich leicht zu erraten. Ueber Erlangen, Posen oder einige andere Zwischenstationen kam der geniale Mann nach Berlin, um auch hier mit ausgezeichnetem Erfolg die ewige Wahrheit zu verkünden, daß die Aristokratie die Kunst unterstützen muß, wenn sie gedeihen solle. Er ist in die Geheimnisse der Dramaturgie heute noch nicht um einen Schritt tiefer eingedrungen als zu der Zeit, da er seine Wanderjahre mit dem Hausirkasten absolvirte; aber er ist nichtsdestoweniger der ausgezeichnetste Bühnenleiter, den ich kenne, und er wird Millionär sein, ehe Sie, Herr Lieutenant, Oberst geworden sind."

Falkenrode hörte ihm nur mit halbem Ohr zu. Die eifrige und angelegentliche Art, in welcher Julia noch immer mit dem rotblonden Herrn Olafson flüsterte, nahm seine eifersüchtige Aufmerksamkeit ganz in Anspruch.

„Kennen Sie auch jenen Herrn dort?" fragte er. „Nach dem Klang seines Namens und nach seinem robusten Aussehen muß man wohl annehmen, daß er ein Norweger sei."

Der Doktor zog die Schultern in die Höhe, so daß sein Kopf zwischen ihnen zu verschwinden drohte.

„Er behauptet, es zu sein, aber der Himmel weiß, woher er wirklich stammt. Einen Pferdefuß habe ich zwar noch nicht an ihm entdeckt, aber ich würde mich nicht wundern, eines Tages zu erfahren, daß er in gewissen übel berufenen Regionen der Unterwelt zu Hause ist.“

„Sie scheinen eine wenig vorteilhafte Meinung von ihm zu haben. Aber ich finde, daß er eher unbedeutend als teuflisch aussieht.“

„Satanas kann sehr verschiedene Gestalten annehmen, wie Sie schon aus dem Märchenbuch wissen sollten, Herr Lieutenant, warum sollte er die Welt nicht auch einmal in der unverfänglichen Maske eines Norwegers mit seiner Anwesenheit beglücken? Oder haben Sie schon einmal einen Menschen mit so außergewöhnlichen Eigenschaften gesehen? Ich habe erst seit etwa acht Tagen das Vergnügen, Herrn Jens Olasson zu kennen; aber ich weiß bereits aus eigener Anschauung, daß er so ziemlich alle lebenden und toten Sprachen spricht, die ich dem Namen nach kenne, daß er alle bis jetzt entdeckten Erdteile von einem zum andern Ende durchreist hat, daß er in den Werken der schöngeistigen und philosophischen Schriftsteller aller Zungen zu Hause ist, als ob er sie selbst geschrieben hätte, und noch tausend andere Dinge mehr, zu deren

bloßer Aufzählung mein armes Gedächtnis nicht ausreicht.“

„Das würde allerdings an das Wunderbare grenzen, vorausgesetzt, daß Sie nicht ein wenig übertreiben.“

„O, das alles wäre noch gar nicht wunderbar, denn in einem Menschenschädel ist mehr Platz, als Sie auch nur entfernt ahnen können, Herr Lieutenant! Das Wunderbare, das Unheimliche an Jens Olafson ist, daß er bei seinem ungeheuren Wissen, bei der beispiellosen Gründlichkeit seiner Studien keine Meinung hat.“

Falkenrode, der den Norweger schon wie einen Nebenbuhler ansah, hatte jetzt für das Geplauder des Doktors ein ganz anderes Interesse als vorhin; aber er hegte eine leise Befürchtung, daß der boshafte Journalist ihn zum besten haben wolle.

„Keine Meinung?“ fragte er unsicher. „Wie ist das zu verstehen?“

„Sie werden von dem Mann niemals erfahren können, wie er selber über eine Sache denkt; Sie werden kein Wort des Widerspruchs aus seinem Mund hören, und wenn Sie auch behaupten wollten, daß der Himmel grün oder Direktor Leuchtenbergs Haarwuchs echt sei. Er würde Ihnen entweder unter Quellenangabe mit einigen Citaten bedeutender Autoren über den betreffenden Gegenstand antworten, oder er würde Sie einfach mit seinen nordischen Seehundsaugen

ansehen wie ein interessantes Präparat und würde schweigen."

„Sie meinen also, daß er trotz all seiner Kenntnisse im Grund beschränkt ist?"

„Nein, mein verehrtester Herr Lieutenant, das meine ich nicht! Aber ich meine, daß er ein gefährlicher Mensch ist, nicht für Sie oder mich, obwohl Sie ihn schon lange mit einer Art von instinktivem Mißtrauen zu betrachten scheinen, sondern gefährlich für die gesellschaftliche Ordnung, der allerdings auch wir beide unsere Daseinsfähigkeit verdanken. Dieser Olafson ist -- davon bin ich überzeugt — so ziemlich über alles anderer Meinung als wir; sein Schweigen und seine unnatürliche Parteilosigkeit beweisen nur, daß er sich nicht verraten will und daß er es auf andere Dinge abgesehen hat als darauf, uns zu seinem Glauben zu bekehren. Dieser Norweger ist von dem Holz, aus welchem die Anarchisten und Nihilisten geschnitzt werden, das heißt nicht diejenigen, welche hinter verschlossenen Thüren Reden halten oder in irgend einem sicheren Asyl aufrührerische Zeitungsartikel schreiben, sondern diejenigen, welche die Bomben werfen und die Todesurteile vollstrecken."

Trotz seiner im Grunde wenig heiteren Stimmung lachte Falkenrode bei dieser letzten, von dem kleinen Doktor mit voller Ernsthaftigkeit vorgebrachten Behauptung belustigt auf.

„Ums Himmels willen,“ sagte er, „hören Sie auf mit Ihren schrecklichen Bildern! Man fühlt sich ja schon ordentlich stückweise in der Luft herumfliegen! Wenn übrigens das Wort von den bösen Menschen, die keine Lieder haben sollen, zutrifft, so sind Sie mit Ihren Vermutungen in einem gewaltigen Irrtum. Allem Anschein nach wird uns Ihr angeblicher Nihilist sogleich durch einen Gesangsvortrag erfreuen.“

Er hatte Olafson und Julia nicht für einen Moment aus den Augen verloren und er hatte gesehen, wie sie sich jetzt gemeinsam über ein dickleibiges Notenheft neigten, so daß ihr schönes, schimmerndes Haar das seinige beinahe berührte. Dann stellte der Norweger die Noten auf das Klavier und schlug einen Accord an, wie wenn er die Stimmung des Instrumentes prüfen wollte. Und nun geschah etwas völlig Unerwartetes, das Falkenrode viel mehr überraschte als Doktor Habichts sonderbare Mitteilungen. Julia neigte sich zu ihrem Vater herab und sagte ihm einige Worte, die der Lieutenant nicht verstehen konnte, die aber eine ganz besondere Bedeutung für den apathischen Alten haben mußten. Er nickte ein paarmal sehr lebhaft mit dem mächtigen Kopf und stand auf, um sich schlurfenden Schrittes an das Klavier zu begeben. Falkenrode sah, wie heftig seine welken Hände zitterten, als er das Notenheft zurecht rückte.

„Ich glaube gar, man will den schwachsinnigen Alten zwingen, ihn zu begleiten!“ flüsterte er dem

Doktor zu. „Nun, das kann ein hübsches Konzert werden!"

Der verwachsene Rezensent sah mit einem beinahe mitleidigen Ausdruck zu seinem stattlichen Nachbar auf.

„Für schwachsinnig also halten Sie Stanislaus Galewski? Nun, ich denke, er beweist gerade damit, daß er sich an dem hier üblichen Geschwätz niemals beteiligt, am allerbesten, wie vollkommen er noch bei Vernunft ist. Im übrigen, Herr Lieutenant, empfehle ich Ihnen die andächtigste Aufmerksamkeit. Trotz Liszt und Bülow haben Sie noch niemals besser Klavier spielen hören als jetzt."

Falkenrode machte ein ungläubiges Gesicht. Daß aber die zitternden Hände Galewskis noch eine merkwürdige Kraft und Sicherheit des Anschlages hatten, bewiesen ihm allerdings schon die ersten Accorde. Ein mächtig dahinrauschendes, bis zur wildesten Leidenschaft gesteigertes Tonstück war es, das er spielte, ein Sturm, der etwas unwiderstehlich mit sich Fortreißendes hatte. Und obgleich er den großen, grau umwallten Kopf dabei auf eine sehr sonderbare Weise umherwarf, obgleich die lebhaften Bewegungen der mageren Glieder dem weiten Gewand einen höchst abenteuerlichen Faltenwurf gaben, war er jetzt doch noch viel weniger lächerlich als vorhin.

„Das ist in der That erstaunlich!" meinte Falkenrode leise. „Es ist, als wenn er mit einemmal um

ein halbes Jahrhundert verjüngt wäre! Und welch eine schneidige Musik! Das müßte bei einer Attake gespielt werden! Donnerwetter — wer da nicht in der ersten Reihe sein möchte!"

„Ja, man begreift es, daß die Oper nicht aufgeführt wurde! Ein solcher ‚Chor der Polen' auf einer polnischen Bühne ist schon eine halbe Revolution."

„Ah — dies also ist aus seiner Oper ‚Ostrolenka'?"

„Ja — doch still — Olafson singt! Der Mensch hat eine Stimme, die zu ihm paßt wie ein Johanneskopf auf die Schultern eines Scharfrichters!"

Falkenrode hatte wenig Zuneigung für den kleinen, giftigen Doktor; aber er mußte ihm doch im stillen zugestehen, daß seine Bemerkungen mitunter sehr treffende seien. Olafsons Stimme war trotz ihrer männlichen Tiefe von so quellendem Wohllaut und von so inniger Weichheit des Tones, daß sein Gesang schon durch diesen äußerlichen Vorzug etwas ungemein Ergreifendes und zu Herzen Gehendes erhalten haben würde. Aber die Zartheit und die vollendete Kunst seines Vortrages steigerten die Wirkung zu einer völlig unwiderstehlichen. Die Arie, welche er sang und welche in der Oper unmittelbar auf den stürmischen, rauschenden Chor zu folgen schien, war der Ausdruck einer tief schwermütigen Stimmung, einer aus dem innersten Herzen quellenden hoffnungslosen Klage. Und es mußte für den Komponisten eine hohe Genugthuung

sein, sie in so wundersam treffender Auffassung wiedergegeben zu hören.

Auf das schöne Antlitz Julias, welche neben ihrem Vater stand, warfen die brennenden Kerzen des Klaviers ihre rötlichen, flackernden Lichter. Falkenrode haßte den Norweger bereits ganz ernsthaft um der wehmütigen Ergriffenheit willen, die sich in den Zügen der Schauspielerin spiegelte. Herr Direktor Waldemar Leuchtenberg aber wischte sich demonstrativ mit seinem duftigen Taschentuch eine Thräne aus jedem Augenwinkel.

„Es ist ein Unglück, daß solche Perlen im Verborgenen bleiben müssen," meinte er halblaut, doch ziemlich vernehmlich zu Kronau. „Ha, wenn ich ein Operntheater hätte!"

Und der Schauspieler, der bei seinem Direktor immer sehr stark im Vorschuß war, nickte mit einem verständnisvollen Seufzer, hinter dem sich zu seiner Erleichterung endlich das so lange mühsam unterdrückte Gähnen verbergen konnte.

Olassons Arie klang nicht ganz so weich und melancholisch aus, als sie begonnen hatte. Die letzten Verse, die er sang, hatten einen Ausdruck düsterer, fast fanatischer Entschlossenheit, und sie bildeten einen sehr wirkungsvollen Uebergang zu der Wiederholung des letzten Satzes aus dem rauschenden Polenchor, welcher Falkenrode jetzt noch wilder und hinreißender erschien als vorher. Julia wandte sich gegen den

Sänger und reichte ihm ihre Hand. Was sie sagte, war den anderen nicht verständlich, denn es war in den Lauten desselben slavischen Idioms gesprochen, in welchem der Text der Oper geschrieben war; für den stumm beredten Blick ihrer schönen Augen aber glaubte auch Falkenrode die rechte Deutung zu haben, und er wäre in diesem Moment so wenig im stande gewesen, dem Norweger irgend eine landläufige Phrase der Anerkennung auszusprechen, daß er es vorzog, auf seinem Platz neben dem kleinen Rezensenten zu bleiben.

Und alles, was er an Höflichkeit versäumte, holte Direktor Leuchtenberg in der überschwenglichsten Weise nach.

„Sie müssen zur Bühne, mein Herr, unbedingt, Sie müssen zur Bühne! Wenn Sie es wollen, gebe ich meine Direktion auf, um Ihr Impresario zu werden! Sie haben ja ein Bergwerk in der Kehle, ein Diamantenbergwerk natürlich! Und diese Oper! Solche Musik darf nicht umkommen! Sie müssen mir schon erlauben, teuerste Julia, daß ich in den nächsten Tagen ein ernstes Wort mit Seiner Excellenz dem Herrn Generalintendanten spreche. Es ist schon etwas anderes, wenn ein Kollege ihn darauf aufmerksam macht, als wenn der Komponist selber kommt. Nur der Titel gefällt mir nicht recht. Ostrolenka, das ist doch wahrscheinlich der Name der Heldin, aber er ist zu ungewöhnlich, zu wenig einschmeichelnd, kein Mensch wird ihn im Gedächtnis behalten. Könnten wir statt

dessen nicht lieber Katinka sagen oder Bronislawa? Das letztere wäre für das Publikum gleich eine anheimelnde Erinnerung an den ‚Bettelstudenten‘.“

„Glauben Sie jetzt noch immer, Herr Lieutenant, daß Stanislaus Galewskis Schweigen ein Beweis von Schwachsinn ist?“ fragte Doktor Habicht mit einer spöttischen Beziehung auf Leuchtenbergs Geschwätz. „Was kann ein vernünftiger Mensch zu sagen haben in einer Gesellschaft, wo solche Narren das Wort führen dürfen?“

„Sie sind von allem so gut unterrichtet, Herr Doktor, wissen Sie vielleicht auch, warum Stanislaus Galewskis Tochter Julia Malachow heißt?“

„Das ist sehr einfach! Während ihr Vater als Exilirter in Paris lebte, war sie in Polen als Schauspielerin thätig, und es soll für ein gutes Fortkommen in dem ehemaligen Königreich sehr förderlich sein, wenn man einen russisch klingenden Namen hat. Sie hat sich unter diesem Namen als Künstlerin einen Ruf erworben, und es war ein selbstverständliches Gebot der Klugheit, ihn auch in Deutschland beizubehalten.

„Galewski ist also Emigrant? Hat man seine Musik denn für so staatsgefährlich gehalten?“

„Vielleicht war es nicht nur seine Musik, vor der man sich fürchtete. Aber Sie werden am besten thun, ihn selbst darum zu befragen.“

Der helle Schlag einer Wanduhr erinnerte den viel begehrten Direktor Leuchtenberg daran, daß er heute

noch zwei andere Gesellschaften zu besuchen habe, und seine Verabschiedung war auch für die anderen ein Zeichen zum Aufbruch. Während Stanislaus Galewski sich bei jedem bedankte, daß er mit so bescheidener Gastfreundschaft vorlieb genommen habe, hatte Julia sowohl für den Direktor als für ihren Kollegen und für den gefürchteten Kritiker einige liebenswürdige Worte. Jens Olafson allein mußte sich mit einem stummen Händedruck begnügen, und es war merkwürdig, daß auch der Alte seine ständige Phrase unterdrückte, als der Norweger sich von ihm verabschiedete.

Falkenrode hatte absichtlich in der Betrachtung eines Bildes gezögert, um der letzte zu sein. Er war von einer ganz unsinnigen Eifersucht erfüllt und empfand das unwiderstehliche Verlangen, diesem peinigenden Gefühl in irgend einer Weise Ausdruck zu geben. Aber als er dann vor Julia stand, als sie mit ihrem bezauberndsten Lächeln zu ihm aufsah und als er ganz deutlich den sanften Druck ihrer weichen, lebenswarmen Hand verspürte, da waren sein Groll und sein verbissener Ingrimm ganz und gar verflogen.

„Hatten Sie mich nur darum besucht, mein Freund,“ fragte sie mit leisem Vorwurf, „um sich während der ganzen Dauer Ihres Hierseins in einen Schmollwinkel zurückzuziehen. Sie hielten sich ja hinter dem Doktor Habicht verschanzt wie hinter einer Dornenhecke.“

„Zur Strafe habe ich mich selber an dieser Dornenhecke blutig geritzt!“ erwiderte er. „Die Bosheit

scheint das eigentliche Lebenselement dieses liebenswürdigen Menschen zu sein. Aber Scherz beiseite, Fräulein Julia, ich war in der That nicht gekommen, um die Tiraden Ihres langweiligen Direktors anzuhören, sondern um Ihnen etwas sehr Ernsthaftes zu sagen. Es ist mein Unglück, daß ich überall den rechten Zeitpunkt versäumen muß."

„Warum sollte er versäumt sein? Ist es für Ihre ernsthafte Mitteilung denn jetzt schon zu spät?"

„Sie gestatten mir also, zu bleiben?"

„Es soll mich herzlich freuen, wenn Sie sich mit meiner Gesellschaft begnügen wollen, Herr von Falkenrode."

Trotz der Verlockung, welche in dieser Einladung lag, zögerte er doch noch, ihr Folge zu leisten.

„Aber man wird mein Zurückbleiben bemerken. Fürchten Sie nicht das Gerede Ihrer Gäste?"

Julia lächelte mit der Unbefangenheit eines Kindes.

„Worüber sollten sie reden? Sind wir denn nicht in der Gesellschaft meines Vaters?"

Falkenrode hatte die Anwesenheit des Alten ganz vergessen.

„In der That, wir sind ja nicht allein!" bestätigte er mit einem kleinen Anflug von Verstimmung. „Und ich weiß darum auch nicht, ob ich ganz ohne Rückhalt zu Ihnen sprechen darf!" fügte er leise hinzu.

„Wie feierlich das klingt! Ist es denn wirklich gar so ernst?"

Er legte beteuernd die Hand aufs Herz.

„Niemals in meinem Leben war ich weniger zum Scherzen aufgelegt als in dieser Stunde.“

„Nun, so sprechen Sie!“ sagte Julia, indem sie ihn in das kleine, offene Nebengemach führte und auf einen der niedrigen Sessel deutete, welche dort nahe bei einander standen. „Mein Vater wird nicht ein Wort von unserer Unterhaltung vernehmen.“

Sie hatte sich mit jener natürlichen Anmut niedergelassen, die jeder ihrer langsamen Bewegungen eigen war. Das matte Licht der durch einen roten Schirm gedämpften Hängelampe warf einen zarten Schimmer über ihr Gesicht, und Falkenrodes blitzende Augen tranken mit Begierde den Anblick ihrer Schönheit.

„Wie bezaubernd Sie aussehen, Julia!“ sagte er leise, und sie hörte, daß sein Atem schneller ging. Ihr Gesicht aber zeigte keine Veränderung.

„War es nur das, was Sie mir sagen wollten?“ fragte sie. „Ich denke, dazu hätte es der Heimlichkeit nicht bedurft.“

„Nein, nein! Ich wollte Ihnen nicht wiederholen, was Sie selber seit langem wissen und was Ihnen so herzlich nichtssagend und unbedeutend erscheinen muß. Nur zu meiner eigenen Qual wollte ich es noch einmal konstatiren in dem Augenblick, da ich im Begriff bin, Ihnen für immer Lebewohl zu sagen.“

Sie neigte sich vor und sah ihm mehr forschend als bestürzt ins Gesicht.

„Wie — ist das Ihr Ernst? Sind Sie denn in ein anderes Regiment versetzt worden?"

Falkenrode schüttelte den Kopf und sein Antlitz nahm eine sehr schwermütige Miene an. Er fühlte sich in diesem Augenblick ganz aufrichtig als ein höchst beklagenswerter Märtyrer der Ehre.

„Nein, Julia, aber ich habe vor einigen Stunden meinen Abschied nachgesucht mit der Begründung, daß meine Vermögensverhältnisse mir nicht mehr gestatten, den standesgemäßen Aufwand eines aktiven Offiziers zu bestreiten."

„Und nun wollen Sie Berlin verlassen, da Sie mir so feierlich Lebewohl sagen?"

„Ich habe heute noch gar keinen bestimmten Plan für meine Zukunft; aber da ich für mein tägliches Brot arbeiten muß, so werde ich voraussichtlich gezwungen sein, hier zu bleiben, wo man Leute zu allerlei Diensten gebrauchen kann. Sie aber, Julia, können natürlich keine Verwendung haben für die Freundschaft von Menschen, die nichts sind, nichts haben und nichts gelten! Es wäre eine thörichte Anmaßung, unter solchen Umständen an eine Fortsetzung unseres Verkehrs zu denken."

Es that ihm im Grunde leid, daß diese mannhafte Erklärung keinen andern Zeugen gehabt hatte als die schöne Frau. Er hatte, während er sprach, fortwährend das ernste Gesicht des Premierlieutenants von Tannhausen vor sich gesehen, und er wünschte

wahrhaftig, daß dieser hätte hören können, einer wie heroischen Aufrichtigkeit auch er in entscheidenden Augenblicken fähig sei. Vielleicht wäre die Wirkung auf ihn in der That eine günstigere gewesen, als sie es auf Julia Malachow war, denn die Schauspielerin lehnte sich in ihren Sessel zurück, und ihre Lippen preßten sich fest zusammen, wie wenn sie ernstlich erzürnt wäre.

„Es ist ein hübsches Kompliment, welches Sie mir da machen!“ sagte sie nach einer Weile in dem kühlsten Ton, welchen Falkenrode an ihr kannte. „Wenn Sie den Wunsch hatten, unserem harmlos freundschaftlichen Verkehr ein Ende zu bereiten, so hätten Sie dafür doch eine minder beleidigende Form wählen sollen als diese.“

Er fühlte sich sehr unsanft von seiner Höhe herabgestürzt und sah sie in ratloser Betroffenheit an. Die starre Kälte ihres eben noch so liebenswürdig lächelnden Antlitzes ließ ihm keinen Zweifel, daß er sie gegen seinen Willen wirklich gekränkt haben müsse.

„Aber, meine verehrte Freundin,“ rief er, indem er seinem Sessel einen Ruck gab, der ihn dem ihrigen noch um ein gutes Stück näher brachte, „Sie machen mich durch eine so unbegreifliche Beschuldigung noch unglücklicher, als ich es ohnedies bin. Wie sollte es mir jemals in den Sinn kommen, Sie zu beleidigen, Sie, die ich —“

Mahnend erhob Julia ihre Hand.

„Still! Wenn Sie so ungestüm laut sind, muß mein Vater uns freilich hören. Und wie könnte ich auch Ihren Versicherungen Glauben schenken, nachdem Sie mir so häßliche Dinge ganz kaltblütig ins Gesicht gesagt? Halten Sie mich denn im Ernst für so kindisch, daß ich nur an Ihrer Uniform Wohlgefallen gefunden hätte, oder für so erbärmlich, daß ich den Wert meiner Freunde nach der Kostbarkeit der Blumensträuße taxirte, mit denen sie mich bedenken? Es ist wahrhaftig schlimm, daß man einer Schauspielerin so niedrige Gesinnung zutrauen und sie doch zugleich seiner Bewunderung und Verehrung versichern darf!“

„Aber ich schwöre Ihnen, Julia, daß Sie mich mißverstanden haben, ganz und gar mißverstanden! Schon die Art und Weise, in welcher Sie meine Taktlosigkeit mit dem Schmuck zurückgewiesen, hat mich ja darüber belehrt, daß Sie anders sind als Ihre Kolleginnen und daß man Sie als Weib so wenig wie als Künstlerin mit einem gewöhnlichen Maß messen darf. Aber sagen Sie mir selbst, ob hier inmitten der heiteren und lebenslustigen Schar Ihrer Bewunderer der rechte Platz wäre für einen armen Teufel, der vielleicht den Kopf voll schwerer Sorgen hat, während er mit den anderen über die fadesten und gleichgiltigsten Dinge schwatzen soll?“

„Und wer sagt Ihnen, daß ich dies in Zukunft

von Ihnen erwarten würde? Könnte ich nicht auch Ihre Sorgen teilen und sie verscheuchen wollen, soweit meine schwachen Kräfte es mir gestatten?"

Das war eine Wendung, auf die Falkenrode nicht vorbereitet war, und aus dem weichen Klang ihrer Stimme sprach etwas zu seinem Herzen, das ihn überzeugte, es sei mehr als leere, komödiantische Phrase, was er da vernahm. Von einer kühnen, freudigen Hoffnung erfüllt, neigte er sich über sie und nahm ihre Hand, ohne daß Julia sich gesträubt hätte, ihm dieselbe zu überlassen.

„Habe ich Sie recht verstanden?" fragte er, ihr heiß in die Augen sehend. „Sie wollten mir das Recht einräumen, mich Ihren Freund zu nennen im eigentlichsten, edelsten Sinn des Wortes?"

„Ich wäre glücklich, wenn das Schicksal mich einen solchen Freund auf meinem Lebensweg finden ließe!" erwiderte sie wehmütig, „einen Freund, dem ich mich rückhaltslos anvertrauen, auf den ich mich stützen könnte in dunklen und in schwachen Stunden! Aber es mag wohl unmöglich sein, einen so vermessenen Wunsch erfüllt zu sehen."

„Nein, Julia, er ist erfüllt, wenn Sie mich dieser Auszeichnung, dieses beneidenswerten Glückes würdigen wollen!" sagte Falkenrode, neben ihrem Sessel auf den Teppich niederknieend und ihre Hand fest an sein stürmisch pochendes Herz drückend. „Mein Leben will ich für Sie einsetzen, meine Seele für Sie verkaufen,

wenn es mir nur um diesen Preis vergönnt sein soll, Ihr Freund zu sein."

„Aber nur mein Freund!" betonte sie mit einem schelmischen Lächeln, dessen verführerischer Liebreiz ihn vollends verwirrte. „Das ist die erste und die vornehmste Bedingung unseres Vertrages."

Falkenrode glaubte nicht an die Ernsthaftigkeit dieser Bedingung, aber sie war so vortrefflich geeignet, sein eigenes Gewissen zu beruhigen, daß er nicht daran dachte, einen Widerspruch zu erheben.

„Ich unterschreibe alles, wenn ich damit nur das Recht gewinne, in Ihrer Nähe zu bleiben, in Ihre Augen zu sehen und Ihre süße Stimme zu hören, ohne daß sich irgend ein ungeschliffener oder fader Geselle zwischen Sie und mich drängen dürfte! Und dies Recht werde ich doch künftig haben, nicht wahr?"

„So lange Sie vernünftig genug sind, es nicht zu mißbrauchen — gewiß! Vor einem Freund pflegt man sich nicht verleugnen zu lassen, auch wenn man seinen Bekannten die Thüre verschließt."

Sie schien es nicht als einen Mißbrauch seiner Freundesrechte anzusehen, daß er ihre Hände mit seinen feurigen Küssen bedeckte. Nach einer geraumen Weile erst wehrte sie ihn sanft ab und nötigte ihn, auf seinen Sessel zurückzukehren.

„Lassen Sie uns ein wenig von Ihrer Zukunft

sprechen," sagte sie, „denn ich nehme mir jetzt natürlich die Befugnis, mich um dieselbe zu kümmern. Sie dürfen nicht an irgend eine mechanische, ewig gleichmäßige Beschäftigung denken. Darüber würden Sie unfehlbar zu Grunde gehen! Ich bin sicher, daß unsere Naturen viel innere Verwandtschaft mit einander haben, und Sie können ein gewisses Maß von Freiheit ebensowenig entbehren wie ich."

Falkenrode lauschte ihr mit wahrem Entzücken. Er hielt sich zwar überzeugt, daß sie nicht das Geringste für seine Zukunft zu thun vermöchte; aber ihre Teilnahme berührte ihn wie eine köstliche Wohlthat, und was sie sagte, klang ganz anders als die fatalen Moralpredigten, die er an diesem Morgen in Moabit hatte anhören müssen.

„Ihre Güte ist wahrhaft beschämend," erwiderte er, „und es ist ein Unglück für uns beide, daß Sie selbst nicht einen geeigneten Posten zu vergeben haben. Ah, es müßte eine Wonne sein, Ihnen zu dienen und nur Ihnen allein!"

„Möchten Sie mich wirklich ein wenig Schicksal spielen lassen in Ihrem Leben?"

Sie hatte die Lider halb gesenkt; aber es war, als ob ihre Augen unter dem Schatten der langen Wimpern nur noch glänzender würden. Falkenrode fand, daß sie in diesem Moment einige Aehnlichkeit hatten mit den katzenhaft leuchtenden Augen Stanislaus Galewskis; in dem Gesicht der schönen Frau

aber schien ihm diese Eigentümlichkeit nur von bezauberndem Reiz.

„Dies Leben gehört fortan nur Ihnen! Machen Sie damit, was Ihnen beliebt!“

„Ich wüßte wohl eine Beschäftigung für Sie, eine achtbare, anständige Thätigkeit, bei der Sie von niemand abhängig wären und recht ansehnliche Einkünfte erzielen könnten.“

„Wirklich, Julia? Sie wollen doch nicht etwa, daß ich zum Theater gehe, vielleicht unter die Direktion des Herrn Waldemar Leuchtenberg?“

„Nein, denn ich scherze nicht, sondern spreche im vollsten Ernst! Sie sollen ein Schriftsteller werden, Herr von Falkenrode!“

„Ein Schriftsteller — ich? Ach, wie gewaltig überschätzen Sie meine Talente, liebste Julia! Schon im Kadettenhause hatten sich meine deutschen Aufsätze einer gewissen traurigen Berühmtheit zu erfreuen! Ich würde es eher zu einem großen Kunstreiter bringen als zu einem gefeierten Autor.“

„Ich denke auch nicht daran, Ihnen Theaterstücke oder Romane als Arbeitspensum aufzugeben. Aber Sie könnten recht wohl gelegentliche Korrespondenzen liefern für einige auswärtige Zeitschriften, deren Mitarbeiter Herr Jens Olafson ist.“

Auf Falkenrodes Antlitz zeigte sich ein Schatten.

„Herr Olafson,“ wiederholte er, „der Sänger vom heutigen Abend? Er muß Ihnen sehr nahe stehen,

wenn Sie so ohne weiteres seine Protektion für mich in Anspruch nehmen wollen."

Julia sah ihn an und lächelte. Es war das unbefangene Kinderlächeln, dessen überzeugender Beweiskraft kein Richter der Welt hätte widerstehen können.

„Sie dürfen nicht eifersüchtig sein, mein Freund, am wenigsten auf Jens Olasson! Das ist die zweite Bedingung unseres Kontrakts. Wollen Sie mir feierlich versprechen, sie einzuhalten?"

„Sie wissen recht gut, Julia, daß ich Ihnen auch das Unmögliche versprechen würde, wenn Sie es mit einer solchen Miene von mir verlangen. Aber wer ist dieser Norweger? Und in welchen Beziehungen steht er zu Ihnen? Doktor Habicht hält ihn für einen Nihilisten."

Das kindliche Lächeln verschwand nicht von dem Gesicht der Schauspielerin.

„Wirklich?" fragte sie gelassen. „Ist der kleine Doktor in der That ein so ausgezeichneter Menschenkenner? Und Sie teilen natürlich seine Ansicht, nachdem Sie sich während des ganzen Abends von ihm bearbeiten ließen?"

„Nein! Ich denke vielmehr, er thut dem Herrn Olasson mit seinen Besorgnissen viel zu viel Ehre an. Es reizt mich nur, zu erfahren, was denn eigentlich Interessantes hinter ihm steckt, daß Sie vorhin so vertraulich und ich möchte beinahe sagen zärtlich mit ihm verkehren konnten."

„Er hat eine schöne Stimme, Herr von Falkenrode!“

„Ja, und er singt die Kompositionen Ihres Vaters! Das mag ihn in Ihren Augen etwas angenehmer erscheinen lassen, aber es ist doch noch immer keine Erklärung für einen so intimen Verkehr.“

„Und außerdem ist er ein alter Bekannter, der die Aufrichtigkeit seiner freundschaftlichen Gesinnung wiederholt durch die That bewiesen hat. Sie werden mir zugestehen, daß man solchen Leuten einige Rücksichten schuldig ist.“

„Und das ist wirklich alles, Julia?“ fragte er mißtrauisch. „Sie hegen nicht etwa eine wärmere Empfindung für den norwegischen Bären?“

Die Schauspielerin bewegte verneinend den schönen Kopf.

„Sagte ich Ihnen denn nicht, daß Sie auf ihn nicht eifersüchtig sein dürfen? Jens Olafson wird niemals ein Weib lieben, und daß er keiner von den Männern ist, die zu bloßem Zeitvertreib einer Frau den Hof machen, hätten Sie ihm leicht genug ansehen können.“

„Das klingt wieder so gewichtig und bedeutsam, als hätte es mit diesem Herrn Olafson wirklich etwas ganz Besonderes auf sich. Was treibt er denn eigentlich und was ist im Grunde sein Beruf?“

„Er lebt seinen Wissenschaften, und dann schreibt er auch, wie ich Ihnen schon sagte, für eine Reihe von

Zeitschriften. Wenn Sie übrigens mein Freund bleiben wollen, müssen Sie Ihre Vorurteile gegen ihn ganz und gar ablegen. Er ist ein bescheidener Mensch und treu wie Gold."

„Nun, man muß Ihnen wohl glauben. Aber seine Protektion wird mir wenig nützen können. Welcher Art könnten die Korrespondenzen sein, die ich einer Zeitschrift zu liefern vermöchte!"

„O, ich zweifle nicht, daß sich geeignete Stoffe finden würden. Sie könnten ja über militärische Dinge schreiben, die Ihnen doch gewiß am nächsten liegen. Diese Notizen werden sogar, wenn ich nicht irre, am besten bezahlt, und desto besser, je weniger allgemein bekannt der Gegenstand ist, welchen sie behandeln. Olafson äußerte gelegentlich, daß seinen Redaktionen selbst einfache Abschriften aus wenig zugänglichen militärischen Werken willkommen wären und hoch honorirt würden."

Falkenrode blickte nachdenklich vor sich hin. Die Zukunftspläne, welche Julia für ihn hatte, nahmen da eine überraschend feste und greifbare Gestalt an, und er konnte sich nicht verhehlen, daß sie sehr viel Verlockendes hatten. Er dachte an die sekreten Schriften, welche er bei Tannhausen in der Hand gehalten. Solche Bücher konnte er sich bei seinen Verbindungen in den Kreisen der Kameraden auch als verabschiedeter Offizier noch leicht genug verschaffen, und wenn er sich mit dem Abschreiben einiger natürlich ungefährlichen

Stellen, die für Olassons wissenschaftliche Zeitschriften von Interesse waren, wirklich eine ergiebige Einnahmequelle eröffnen konnte, so wäre es sicherlich sehr thöricht gewesen, diesen bequemen Verdienst von der Hand zu weisen. Der Gedanke, sein Brot in einer untergeordneten Stellung mit schmalem Einkommen zu suchen, erschien ihm selber jetzt ganz unerträglich, und die Aussicht, das drückende Joch, welches ihm die Abhängigkeit von Tannhausen auf die Schultern legte, vielleicht schon in kurzer Zeit abschütteln zu können, hatte einen mächtigen, unwiderstehlichen Reiz.

Noch einmal, wenn auch weniger stürmisch als vorhin, küßte er Julias Hand.

„Sie werden mein guter Genius sein!“ sagte er. „Sind Sie doch nicht nur die schönste und gütigste, sondern, wie mir scheint, auch die klügste aller Freundinnen, die jemals einem armen, verabschiedeten Lieutenant zur Seite gestanden! Was kann ich Besseres thun, als daß ich Ihnen gehorche!“

Es war spät geworden, und er stand auf, um sich zu verabschieden. Während sie in den Salon zurückkehrten, flüsterte ihm Julia noch zu:

„Ist es Ihnen übrigens unangenehm, mit Olasson über geschäftliche Dinge zu verhandeln, so will ich gern dauernd die Vermittlung übernehmen. Dann können wir uns ja einbilden, daß Sie wirklich in meinem Dienst ständen.“

Falkenrode warf ihr einen heiß beredten Blick der Dankbarkeit zu und näherte sich dann dem Diwan neben dem Klavier, wo Stanislaus Galewski noch immer in sich zusammengesunken dasaß, als ob er schliefe. Aber er war nicht eingeschlummert, denn bei dem leisen Geräusch, welches der Schritt Falkenrodes auf dem weichen Teppich erzeugte, wandte er sein Totengesicht nach ihm um.

„Ich habe die Geduld Ihrer Tochter ungebührlich lange in Anspruch genommen, Herr Galewski, und ich habe vielleicht auch Sie um eine Stunde Ihrer Nachtruhe gebracht. Lassen Sie mich für diese Sünde auf Ihre Verzeihung hoffen."

Der Alte überließ ihm seine eiskalte Knochenhand und schüttelte den grauen Kopf.

„Sie haben meine Nachtruhe nicht verkürzt. In meinem Alter braucht man davon nicht allzu viel. Die Zeit der Arbeit beginnt für mich erst nach Mitternacht."

„Das ist auch eine seiner fixen Ideen!" dachte Falkenrode, denn er glaubte natürlich nicht an die „Arbeit" Stanislaus Galewskis. Aber er hütete sich sehr wohl, einem derartigen Zweifel Ausdruck zu geben. Mit einigen Worten der Bewunderung und des Dankes für den hohen musikalischen Genuß des Abends verabschiedete er sich von dem Komponisten, und seine Stimmung war so zuversichtlich und freudig gehoben, daß er dem Dienstmädchen Julias unten an der Hausthür einen Thaler in die Hand drückte, wie wenig er

selber auch augenblicklich von diesen schätzbaren Münzen besaß.

Hätte er zwei Stunden später einen Blick in die Wohnung der Schauspielerin werfen können, so würde er gesehen haben, daß es doch mehr als die fixe Idee eines schwachsinnigen Alten gewesen sei, als Stanislaus Galewski von seiner Arbeit gesprochen hatte, die erst nach Mitternacht beginne.

Neuntes Kapitel.

Nora hatte ihrer Schwester einen Besuch gemacht und wie es immer der Fall zu sein pflegte, wenn sie Thea allein sprechen konnte, hatte sie ihr unendlich viel zu erzählen. Dreimal schon war sie im Begriff gewesen, aufzubrechen und immer war ihr noch im letzten Augenblick eine wichtige Neuigkeit eingefallen, deren Mitteilung durchaus nicht unterbleiben konnte. Freilich hätte Thea, wenn sie nicht gerade heute sehr unaufmerksam und zerstreut gewesen wäre, durch das Benehmen ihrer Schwester leicht auf die Vermutung geführt werden können, daß Nora das Abschiednehmen nur hinaus zögerte, weil ihr etwas auf dem Herzen lag, das sie nicht auszusprechen wagte. Wie hätte sie sonst auf die gleichgiltigsten und fernliegendsten Dinge geraten können, wenn es nicht in der Absicht geschah, damit noch eine kleine Frist zu gewinnen!

„Erinnerst Du Dich noch des Abenteuers, das mir oder vielmehr meinem armen Percy vor einigen

Wochen zustieß?“ fragte sie unter anderem. „Wahrscheinlich hast Du die unbedeutende Geschichte vergessen, denn es handelte sich dabei im Grunde um nichts anderes, als daß ein Offizier einen Thaler für mich bezahlte und sich dafür das Recht nahm, mir einige unglaubliche Ungezogenheiten zu sagen. Es war ein Premierlieutenant von Tannhausen, der zur Dienstleistung beim großen Generalstab kommandirt ist.“

„Du hast Dir seinen Namen sehr genau gemerkt, liebe Nora!“

„O nein! Ich bin nur zu meiner unangenehmen Ueberraschung durch Mama wieder an ihn erinnert worden. Wie fein sich Papa damals mit ihm abgefunden, habe ich Dir doch erzählt?“

„Ich muß leider gestehen, Darling, daß ich mich dessen nicht mehr entsinne.“

„Nun, es ist mit drei Worten gesagt! Ich wollte natürlich, daß ihm der geliehene Thaler durch den Diener in aller Form wieder zugestellt würde. Papa meinte aber, das wäre nicht höflich, und im Grunde hatte er auch wohl recht. So zahlte er an den Wohlthätigkeitsverein Bethesda dreihundert Mark, ließ auf der Quittung ausdrücklich bemerken, daß diese Zuwendung in Berichtigung einer Schuld an den Herrn Premierlieutenant von Tannhausen erfolgt sei, und sandte dem aufgeblasenen Herrn diese Quittung mit einem äußerst verbindlichen Dankschreiben zu. Ich erwartete eigentlich, daß er uns darauf hin einen Besuch

machen würde, aber ich glaube, er hat es nicht einmal als der Mühe wert erachtet, dem Papa zu antworten. Nun, daß ich der im Sand verlaufenen Bekanntschaft keine Thräne nachgeweint habe, kannst Du Dir wohl denken! Vorgestern aber erfreute mich Mama durch die angenehme Neuigkeit, daß wir den Herrn Lieutenant morgen unter unseren Gästen sehen würden. Ich erfuhr erst bei dieser Gelegenheit, daß er schon einmal vor jener Heldenthat im Tiergarten in unserem Hause gewesen sei und daß er eine später an ihn gerichtete Einladung sehr kühl abgelehnt habe. Mama aber war nach meiner Erzählung der Ansicht gewesen, daß ihr der Verkehr mit einem so ungewöhnlichen Menschen, welcher wildfremden Damen bei der ersten Begegnung mit der Ungenirtheit eines Beichtvaters die Wahrheit sagt, der Originalität halber eine interessante Abwechslung bereiten müsse. Sie wollte sich diese neue Zerstreuung nicht entgehen lassen, und sie bestürmte den Gegenstand ihres Verlangens mit einer zweiten Einladung, welcher er allem Anschein nach nicht hat widerstehen können. Mit zwei Zeilen hat er zugesagt, so kurz und kühl, als es nur immer möglich war, ohne geradezu unhöflich zu sein. Ich war nahe daran, zu weinen, als ich es erfuhr, denn ich bin sicher, daß mir der ganze Abend verdorben ist, wenn ich gezwungen sein soll, fortwährend das spöttisch überlegene Lächeln dieses Menschen zu sehen."

„Nun, Du wirst ja Gelegenheit haben, ihm aus

dem Weg zu gehen, wenn er Dir wirklich so unerträglich ist. Wer weiß auch, ob er sich viel um Dich kümmern wird!"

„Es sähe ihm freilich ganz ähnlich, wenn er mich vollständig ignorirte! Aber ich denke doch, ihm zu zeigen, daß ich nicht mehr das Kind bin, für welches er mich zu halten schien."

Sie hatte abermals nach ihrem kleinen Pelzmuff gegriffen, wie wenn es ihr fester Entschluß sei, jetzt endlich zu gehen. Doch nach einem kurzen Kampf, der sich deutlich auf ihrem hübschen Gesichtchen ausprägte, legte sie ihn mit einer energischen Bewegung wieder beiseite.

„Nein, Thea, ich kann es nicht für mich behalten! Irgend einen muß ich um Rat fragen, wenn es mir nicht das Herz abdrücken soll! Ich habe eigentlich geglaubt, daß Du es mir ansehen würdest."

Die Baronin Palma richtete sich aus ihrer müden Haltung auf.

„Ist Dir etwas Unangenehmes widerfahren, liebste Nora? Oder hast Du ein Herzensgeheimnis?"

„Ach, ich weiß selbst fast nicht, ob es das eine oder das andere ist! Jedenfalls bin ich in einer schrecklichen Situation."

Wie ernsthaft das auch gesprochen war, mußte es Thea doch nicht besonders beunruhigen, denn sie zog die Schwester lächelnd neben sich nieder.

„Mache mich zu Deiner Vertrauten, kleine Nora!"

sagte sie. „Ich denke, es wird sich irgend ein Ausweg finden lassen aus Deiner schrecklichen Lage."

„Du hast es leicht, mich zu verspotten, Du, die über diese Dinge so — so — ja, wie soll ich mich nur ausdrücken! — so ungewöhnliche Anschauungen hat! Vielleicht wäre es jetzt besser für mich, wenn ich mich daheim ebenfalls unfrei und unglücklich fühlte!"

Das Lächeln auf dem Antlitz der Baronin war verschwunden.

„Du mußt deutlicher sprechen, wenn ich Dich verstehen soll," erwiderte sie beinahe streng. „Was für Dinge sind es, über welche ich ungewöhnliche Anschauungen haben soll?"

„Nun, das Heiraten natürlich! Du hast Baron Palmas Werbung angenommen, weil Du frei sein wolltest; ich aber will neben der Freiheit auch Glück haben, unermeßliches, unbeschreibliches Glück!"

Dabei breitete sie beide Arme weit aus, wie wenn sie damit die Größe der Seligkeit andeuten wollte, auf welche sie Anspruch erhob. Es war gut, daß diese Bewegung sie hinderte, Thea ins Gesicht zu sehen, denn der düstere Ausdruck, welcher bei ihren unbedachten Worten auf die schönen, kalten Züge getreten war, würde ihr sofort die Befürchtung geweckt haben, daß sie eine große Dummheit ausgesprochen.

„Es wäre fürchterlich, wenn ich mich nachher in dieser Hoffnung auf das Glück getäuscht sehen sollte," plauderte sie weiter. „Ich liefe doch ganz gewiß gleich

wieder fort, und darum ist es wohl besser, die Sache vorher recht reiflich zu überlegen."

„Sollte jener Offizier, der Dich für ein Kind ansah, wirklich so ganz unrecht gehabt haben?" fragte Thea. „Jedenfalls sprichst Du wie ein Kind von dem Entschluß, welcher der bedeutsamste und folgenschwerste Deines ganzen Lebens sein wird. Und nun sage mir vor allem, um was es sich handelt, oder vielmehr — um wen!"

„Um den Grafen Selbitz — Du weißt doch, den hübschen Lieutenant von den Ulanen! Er pflegte während des Sommers Mama und mich auf unseren Spazierritten zu begleiten."

„Und ich war bisher der Meinung, daß seine Huldigungen mehr der Mutter als der Tochter gälten."

„Ja, das glaubte ich, offen gestanden, auch, aber die Thatsachen beweisen, daß wir uns damit beide im Irrtum befanden."

„Hat er Dir denn eine Erklärung gemacht?"

„Nein! Er war glücklicherweise taktvoll genug, das zu unterlassen. Es wäre auch eine schöne Verlegenheit für mich gewesen! Himmel, mir wird ganz ängstlich, wenn ich nur daran denke. Fürchte ich mich doch noch jetzt, wo man mir so viel Zeit zum Ueberlegen gelassen hat, vor dem Augenblick dieser Erklärung wie vor einer Operation. Nur mit dem Papa hat er bisher gesprochen, und von diesem empfing ich die ersten Andeutungen. Morgen abend aber wird Selbitz

mein Kavalier sein, und wer weiß, ob er da nicht eine günstige Gelegenheit erspäht, meine Antwort zu fordern."

„Und wirst Du dann darauf vorbereitet sein, ihm dieselbe zu geben?"

„Ja, wenn ich das wüßte, Thea! Papa hat ja verschiedene gute Worte für ihn eingelegt; ich glaube, er würde es recht gern sehen, wenn ich Ja sagte. Aber was kann er am Ende davon verstehen? Es wäre mir sehr viel wertvoller, wenn meine liebe, kluge Schwester sich herbeilassen wollte, mir einen Rat zu geben."

„Empfindest Du denn eine wirkliche Zuneigung für den Grafen?"

„O, ich glaube wohl! Ganz sicher ist man dessen niemals, sagt die Mama, und ich glaube beinahe, darin hat sie ausnahmsweise recht. Manchmal ist mir's, als ob ich ihn liebte, und manchmal auch wieder nicht. Auf unseren Spazierritten würde ich ihn sehr ungern entbehren, und ein Ball ohne ihn wäre sicherlich nur das halbe Vergnügen. Alle Tage in seiner Gesellschaft zuzubringen und noch dazu vom Morgen bis zum Abend — das stelle ich mir nun freilich, wenn ich ganz ehrlich sein soll, ein bißchen langweilig vor, und jedesmal, wenn meine Gedanken bis zu diesem Punkt gekommen sind, steigen wieder einige Zweifel in mir auf."

Thea hatte nicht mehr Zeit zu antworten, denn

eben erschien die schmächtige Gestalt des Gesandten in der offenen Thür. Er begrüßte die junge Schwägerin, welche ihr Mißvergnügen über seinen ungelegenen Eintritt nicht ganz zu verbergen vermochte, in seiner würdevoll höflichen Weise und reichte Thea einen verschlossenen Brief.

„Dies Billet befand sich unter verschiedenen anderen, die mir soeben eingehändigt wurden," sagte er. „Man hat wahrscheinlich übersehen, daß es Deine Adresse trägt, da man versäumte, es Dir direkt zuzustellen."

„Ich danke Dir für Deine Bemühung!" sagte die Baronin gleichgiltig, indem sie das Briefchen aus seiner Hand entgegennahm, um es scheinbar achtlos neben sich auf den Tisch zu legen. „Vermutlich eine Einladung oder sonst eine bedeutungslose Mitteilung!"

Baron Palma verweilte nur wenige Minuten. Vielleicht war es Noras ungeduldige Miene, die ihn so bald wieder verscheucht hatte, vielleicht auch sprach er die Wahrheit, wenn er zu seiner Entschuldigung dringende Geschäfte vorschützte. Kaum aber hatte er sich aus dem Gemach entfernt, als Thea sich hastig erhob und nach dem Brief griff, den sie noch vor fünf Minuten so nachlässig behandelt hatte.

„Vergib mir, Nora!" sagte sie mit merkwürdig erregt klingender Stimme. „Es ist doch möglich,

daß es sich da um eine dringende Angelegenheit handelt."

Zur Verwunderung und ein wenig wohl auch zum Verdruß ihrer Schwester ging sie mit dem Billet zu demjenigen Fenster, welches am weitesten von Noras Sessel entfernt war. Durch die schweren Vorhänge war sie dem erstaunten Blick des jungen Mädchens fast ganz entzogen.

Und es war ohne Zweifel etwas anderes als das Bedürfnis nach größerer Helligkeit, welches sie dahin geführt hatte. Ihr Busen hob sich in rascheren Atemzügen, ihre Lippen waren fest zusammengepreßt und die schlanken Finger, die sich bemühten, den einfachen weißen Umschlag des Briefes zu lösen, waren von so nervösem Ungeschick, daß sie einer geraumen Zeit für die kunstlose Verrichtung bedurften.

Nun hielt sie das Blatt in der Hand und ihre weit geöffneten, glänzenden Augen flogen wie mit gieriger Hast über die feinen, fast frauenhaft zierlichen Schriftzüge dahin.

Der Absender des Briefes hatte ihr geschrieben:

„Gnädige Frau!

„Der Umstand, daß dies demütige Gnadengesuch eines schuldigen Sünders nicht mehr aus Rom datirt ist, erspart mir ein Geständnis. Ja, ich bin wortbrüchig geworden. Ich habe meinen Verbannungsort verlassen trotz Ihrer brieflich wiederholten strengen Weisung, mindestens bis zum Frühling dort zu

verweilen. Und meine Entschuldigungsgründe? Ich habe deren tausend, und doch ist nicht ein einziger darunter, den ich diesem Papier anvertrauen könnte. Oder vielleicht ist es auch nur ein einziger, den Sie in all den tausend verschiedenen Gestalten wieder erkennen würden — einer, den ich Ihnen aussprechen, aber nicht schreiben darf, wenn ich der häßlichen Möglichkeit aus dem Weg gehen will, meine trostvollste Hoffnung durch ein triviales Mißverständnis zerstört zu sehen. So sende ich denn diesen Brief meiner armen, ruhelosen Person vorauf, lediglich damit er mir ein Fürsprecher sei für einen gütigen Empfang. Es ist der Fluch der guten That, der sich an Ihnen erfüllt. Sie haben sich der undankbaren Aufgabe unterziehen wollen, einem Kranken zu helfen, welcher nur zu wohl gegründete Ursache hat, sich selber für unheilbar zu halten, und Sie haben damit einen Lebensdurst in ihm geweckt, der am gefährlichsten ist, wenn er sich eines Hoffnungslosen bemächtigt. Weil die erste Arznei, welche Sie mir reichten, ihre Wirkung versagte, habe ich jetzt die Kühnheit, Sie um ein neues Heilmittel zu bitten, und Sie haben die Natur Ihres Patienten inzwischen vielleicht zur Genüge erkannt, um diesmal das rechte zu treffen. Sind Sie aber der Behandlung bereits müde geworden, so will ich wenigstens aus Ihrem eigenen Mund mein Urteil hören. Es wäre ein endgiltig entscheidendes Verdikt — ein Urteil in letzter Instanz! Darum ist es demjenigen, der vor

dieser Entscheidung zittert, vielleicht vergönnt, in Demut an Ihre Milde zu appelliren!

„Auf Wiedersehen denn in Berlin!

„Wie ungern richtete ich einst meine Schritte gegen diese geräuschvolle Stadt — und jetzt, wie armselig erscheint mir die Erfindungsgabe der Menschen, die es in der Schnelligkeit ihrer Verkehrsmittel noch nicht weiter gebracht hat als bis zu dem Schneckengang dieser Eisenbahnzüge!

„Wird die Frau des Hauses den müden Wanderer auch diesmal mit einem Lächeln willkommen heißen, mit dem aufrichtigen, sonnigen Lächeln der wunderthätigen Freundschaft?

„Das ist seit vielen Stunden der einzige Gedanke

Ihres unwandelbar ergebenen

Calliano."

„Wie lang muß dieser Brief sein!" dachte Nora, da sie Minuten lang von dem Fenster her nichts anderes vernahm als das leise Knistern des Papiers. „Und welch ein Unglück, daß er gerade in diesem Augenblick kommen mußte!"

Aber Thea hatte trotz der Unterbrechung nicht vergessen, wovon sie vor dem Eintritt des Gesandten mit ihrer Schwester gesprochen hatte. Sie schlug den Vorhang, der sie verhüllt hatte, plötzlich fast ungestüm zurück und schlang beide Arme um die Schultern der erstaunt aufblickenden Nora.

„Wenn Du irgend einen Zweifel hast an Deiner

Liebe für den Grafen — wenn Du nicht ganz sicher bist, daß er Deine ganze Seele ausfüllen, daß er Dich die Welt vergessen machen wird mit allem Schönen und Lockenden, das sie enthält — dann sage Nein und hundertmal Nein!"

Da hatte Nora den guten Rat, um welchen sie gebeten hatte, nun freilich erhalten und noch dazu in einer viel bestimmteren Form, als sie es erwartet hatte. Aber gerade um dieser Heftigkeit willen schien sie ein wenig an seiner Unbefangenheit zu zweifeln. Sie schüttelte den Kopf und sah nichts weniger als befriedigt aus.

„Und wenn ich es nachher bereue?" fragte sie kleinlaut. „Ein Freier, der einmal abgewiesen worden ist, pflegt nicht zum zweitenmal zu kommen."

„Du würdest dies Bedauern sehr leicht überwinden, Nora — viel leichter als die schreckliche Enttäuschung, wenn Du Deinen Irrtum erkennen müßtest, nachdem Du Dich auf ewig gebunden hast. Die Art, in welcher Du mir Dein Geständnis machtest, bewies zur Genüge, daß es nicht Liebe ist, was Du für Selbitz empfindest — wenigstens heute noch nicht! Und wie wäre das auch möglich bei einer so oberflächlichen Bekanntschaft!"

„Nun, wenn es nicht möglich ist, sich auf eine oberflächliche Bekanntschaft hin zu verlieben, so werde ich mich ganz gewiß niemals verheiraten. Ehe sich unsere jungen Herren nicht durchweg die Aufrichtigkeit

des Herrn von Tannhausen angeeignet haben, wird man beim gewöhnlichen gesellschaftlichen Verkehr ihre guten und schlechten Eigenschaften schwerlich jemals kennen lernen. Und ein so aufrichtiger Kavalier hätte wiederum sehr wenig Aussichten, mein Herz zu gewinnen."

Sie erhob sich in recht niedergeschlagener Stimmung, und als Thea ihr zum Abschied die Hand reichte, glaubte sie auf dem Grund der glänzenden Augen sogar eine Thräne schimmern zu sehen.

„Habe ich Dich denn betrübt, Nora?" fragte sie. „Glaubtest Du, daß ich Dir einen andern Rat geben könnte als den, Dein eigenes Herz lange und ernst zu prüfen, ehe Du Dich zu einem Schritt entschlössest, der niemals zurück gethan werden kann?"

„Nein! Ich bin Dir ja auch sehr dankbar dafür! Wenn nur das Herz mit einem vernehmlichen Ja oder Nein antworten könnte! Aber es ist so schwer, seine Sprache zu verstehen! — Doch ich will es versuchen, Thea! — Ich habe ja noch mehr als vierundzwanzig Stunden Zeit. Und im schlimmsten Fall bekomme ich Kopfschmerzen und bleibe während der ganzen Dauer der Gesellschaft auf meinem Zimmer!"

Als Nora sich unter derselben Last von Zweifeln und Sorgen entfernt hatte, welche sie mit hieher gebracht, las die Baronin Palma noch einmal den seltsamen Brief, welchen Prinz Leopold an sie geschrieben. Er trug kein Datum und der Poststempel auf dem

Umschlag ließ vermuten, daß er während der Reise an irgend einer kleinen Station geschrieben und aufgegeben worden sei. Es wäre also unmöglich gewesen, ihn zu beantworten, auch wenn Thea den Wunsch gehabt hätte, dem beabsichtigten Besuch des Prinzen durch eine nochmalige dringendere Mahnung vorzubeugen. Tief aufseufzend, faltete sie endlich das Blatt zusammen und verschloß es in ihren Schreibtisch. Sie hatte den Schlüssel noch nicht abgezogen, als ein diskretes Räuspern hinter ihrem Rücken sie erschrocken auffahren ließ. Wieder stand Baron Palma auf der Schwelle.

„Ist Nora schon fort?“ fragte er. „Ich hatte die Absicht, ihr Adieu zu sagen.“

„Sie ging vor etwa fünf Minuten.“

„Das ist um so bedauerlicher, als ich sie bitten wollte, meine Fürsprecherin bei Deinen Eltern zu machen. Ich werde leider verhindert sein, ihrer Einladung für morgen abend Folge zu leisten.“

„Und aus welchem Grunde?“

„Der Staatssekretär des auswärtigen Amtes hat mich für dieselbe Zeit zu einer Besprechung eingeladen, die im Interesse meiner Regierung unerläßlich ist.“

„Hat man neuerdings so Wichtiges mit Deiner Regierung zu verhandeln?“

„Es gilt eine Beschlußfassung über gemeinsame Maßregeln gegen jene immer weiter um sich greifende revolutionäre und anarchistische Propaganda, welche

mehr und mehr zu einer drohenden Gefahr für alle europäischen Staaten wird. Mein Vaterland ist dabei leider ganz besonders interessirt. Aber ich hoffe, liebe Thea, Du wirst Dich durch meine Verhinderung nicht abhalten lassen, die Soirée bei Deinen Eltern zu besuchen."

„Es würde mir in der That an einer genügenden Entschuldigung für mein Ausbleiben fehlen! Deine Geschäfte haben sich übrigens, wie es scheint, während der letzten Zeit sehr stark vermehrt. Du warst in den ersten Wochen nach unserer Rückkehr viel weniger in Anspruch genommen."

„Und ich wünschte von Herzen, daß darin keine Veränderung eingetreten wäre. Aber so lange ich noch auf meinem Posten bleibe, muß ich wohl die Pflichten erfüllen, welche mit ihm verbunden sind."

Thea sah verwundert zu ihm hinüber.

„So lange Du noch auf Deinem Posten bleibst?" wiederholte sie. „Trägst Du Dich denn mit dem Gedanken, ihn aufzugeben?"

„Mein Gesundheitszustand nötigt mich, einen solchen Gedanken ins Auge zu fassen. Professor Hernsheim rät mir dringend, mich so bald als möglich von den Geschäften zurückzuziehen."

„Schon für einen nahen Termin also hattest Du an Deinen Rücktritt gedacht? Und ich erfahre das nebenher wie etwas ganz Bedeutungsloses?"

„Es war meine Absicht, Dich in diesen Tagen

davon zu unterrichten. Auch würde unsere Uebersiedlung natürlich erst erfolgen können, nachdem Schloß Erla in vollkommen wohnlichen Zustand versetzt worden ist."

„Unsere Uebersiedlung? Ich soll Berlin verlassen, soll mich vielleicht gar inmitten eines fremden Landes zur einsamen Gefangenschaft auf einem alten Landschlosse verurteilen lassen? Das wird, wie ich annehme, nicht im Ernst Deine Absicht sein."

Sie sprachen beide mit vollkommener Ruhe und in jenem höflich kühlen Ton, der vom ersten Tag ihrer Ehe an jeder ihrer Unterhaltungen eigen gewesen war. Das gelbe, faltige Gesicht des Gesandten war undurchdringlich wie immer, die Wangen der jungen Frau aber zeigten eine auffallende Blässe.

„Das Unerwartete der Neuigkeit ist es, das Dich zu Uebertreibungen verführt, liebe Thea!" erwiderte Baron Palma gemessen. „Du wirst auf Schloß Erla die Gebieterin, nicht eine Gefangene sein, und das ehrwürdige Stammhaus meiner Familie wird Dich trotz seines Alters keine der Bequemlichkeiten vermissen lassen, an welche Du gewöhnt bist."

Verächtlich zuckte es um die Lippen des schönen jungen Weibes.

„Und durch solche Versicherungen gedenkst Du, meine Zustimmung zu erlangen?"

„Ich glaubte dieser Zustimmung schon in dem Augenblick sicher zu sein, da ich Dir von dem Gutachten meines Arztes Mitteilung machte."

„Hältst Du es für erforderlich, mich an meine Pflichten als Gattin zu erinnern? Ich bin bereit, jedes Opfer zu bringen, welches durch die Rücksicht auf Deine Gesundheit geboten wird, aber ich meine, für einen solchen Grad von Selbstverleugnung wäre eine Notwendigkeit noch nicht vorhanden."

„Willst Du dann die Güte haben, mir zu sagen, was ich thun soll?"

„Du könntest zu Deiner Erholung einen längeren Urlaub nehmen."

„Auch ich dachte an eine solche Möglichkeit, doch Hernsheim ist der Ansicht, daß mir damit wenig geholfen wäre."

„Und Du willst es nicht einmal auf einen Versuch ankommen lassen? Du beharrst dabei, mich in jene Verbannung zu führen?"

Ihre Sprache wurde rascher und heftiger, ihr kaltes Gesicht belebte sich in der Erregung, die mehr und mehr Besitz von ihr ergriff. Baron Palma stützte sich leicht auf den kleinen Tisch, neben welchem er stand. In seinen Zügen war die tote Unbeweglichkeit einer Wachsfigur.

„Warum nennst Du den Aufenthalt in meinem Vaterland und unter dem Dach meines Vaterhauses eine Verbannung?" fragte er ruhig. „Es gibt kein lieblicheres und friedvolleres Stück Erde als das, welches Du dort kennen lernen wirst."

„Aber ich sehne mich nicht nach einem Frieden,

der für mich nichts Besseres sein würde als der Friede des Grabes. Ich bin zu jung, um in der Einsamkeit zu verkümmern. Ich will Licht und Luft haben, so lange ich im stande bin, mich an ihnen zu erfreuen."

„Und was ist es, das Du darunter begreifst?"

Thea hatte eine rasche Entgegnung auf den Lippen. Sie wandte sich hastig nach ihm um, aber als ihr Blick sein pergamentnes Antlitz streifte, erstarb das heiße Wort in ihrem Mund.

„Weshalb sollten wir über Dinge sprechen, in Bezug auf die es zwischen uns keine Verständigung geben würde?" sagte sie nach einem kurzen Schweigen. „Du hattest sonst nicht den Wunsch, Dich über die Natur meiner Empfindungen zu unterrichten."

Und er machte dazu auch jetzt keinen weiteren Versuch. Es war unmöglich zu erkennen, ob ihre herbe Zurückweisung ihn verletzt habe. Er drückte sein Taschentuch an die Lippen, um den Husten zu ersticken, der seinen gebrechlichen Körper erschütterte. Dann aber, als er die Fähigkeit zu sprechen wieder gewonnen hatte, erwiderte er in seiner unnahbaren, gemessenen Ruhe:

„Ich werde nie ein Vertrauen beanspruchen, das zu gewähren Du kein Bedürfnis fühlst. Vielleicht findest Du es aber verzeihlich, wenn ich bisher in dem Glauben lebte, Du habest Dich mit dem Gedanken an die Möglichkeit des jetzt bevorstehenden Ereignisses schon vor unserer Verheiratung vertraut gemacht."

„Wie hätte ich daran denken können!“ sagte sie mit Bitterkeit. „Ich erinnere mich nicht, daß Du mir die Aussicht, mein Leben fern von der Heimat in ländlicher Stille zu beschließen, jemals so nahe gezeigt hättest.“

„So war ich im Irrtum, als ich es für ein geheiligtes Grundgesetz der Ehe hielt, daß die Frau dem Gatten freudigen Herzens folge, wohin auch immer ihn das Schicksal führen möge?“

Es war durchaus kein Vorwurf in dem Ausdruck seiner Worte, aber gerade die scheinbare Gleichgiltigkeit der bedeutungsvollen Frage traf sie verletzender und aufreizender als eine heftige Anklage oder ein offenbarer Hohn.

„Es kommt wohl darauf an, unter welchen Voraussetzungen eine Ehe geschlossen wurde!“ entgegnete sie rasch, schon während des Sprechens vor der Härte ihrer eigenen Antwort erschreckend. Es geschah zum erstenmal, daß sie sich ihrem Gatten gegenüber vergaß, und sie sah scheu zu ihm hinüber, weil sie fühlte, daß dies ein häßliches, kränkendes Wort gewesen sei. — Doch der, an den es gerichtet war, zeigte sich weder erzürnt noch schmerzlich bewegt.

„Wenn die unserige Deiner Meinung nach zur Voraussetzung hatte, daß Du die Gattin eines Gesandten bliebest und daß Dir von den Freuden des großstädtischen Lebens keine verkürzt werden dürfe, so lange Du in ihnen das Licht und die Lebensluft

Deines Daseins erblickst — wenn Du mir Deine Hand reichtest unter der Voraussetzung, daß ich nie einen Versuch machen würde, Deine Freiheit einzuschränken, und wäre es auch in der besten und redlichsten Absicht — dann habe ich natürlich über die ganze Angelegenheit nichts mehr zu sagen! Du sollst um keine der Bedingungen betrogen werden, Thea, unter denen Du Dich entschlossest, meine Gattin zu werden! Ich werde meinen allergnädigsten Herrn nicht früher um meine Abberufung bitten, als bis Du selbst es wünschest, und von einer Uebersiedlung nach Schloß Erla ist nicht mehr die Rede."

Wie seltsam war es doch, daß sein plötzlicher, vollständiger Verzicht auf die Erfüllung der eigenen, durch so triftige Beweggründe erzeugten Wünsche weder das Gepräge der Nachgiebigkeit noch dasjenige einer gereizten Empfindlichkeit trug. Seine gelassene Ausdrucksweise versetzte Thea ebensowenig in die Notwendigkeit, sich zu verteidigen, als sie ihr einen Vorwand gegeben hätte, sich beleidigt zu zeigen. Es war eine einfache Anerkennung ihrer Rechte — ohne Bitterkeit und ohne Hinterhalt — ein Zugeständnis, welches unmöglich kühler und leidenschaftsloser gemacht werden konnte.

Und doch hatte sie nie zuvor eine tiefere Beschämung, eine peinvollere Unzufriedenheit mit sich selbst empfunden als in diesem Augenblick. Wahrlich, sie hätte nicht unglücklicher sein können, wenn Baron

Palma sie statt dieser bedingungslosen Unterordnung unter ihre Wünsche gezwungen hätte, schon morgen mit ihm zu reisen. Was war es denn auch im Grund, das sie mit so unzerreißbaren Fäden hier festhielt — das ihr die Vorstellung eines einsamen Lebens an Palmas Seite plötzlich zu einer so herzbeklemmenden, unerträglichen machte? Die inhaltsleeren gesellschaftlichen Zerstreuungen Berlins waren es gewiß nicht, denn schon als junges Mädchen hatte sie von ihnen sehr gering gedacht. Und die Kunst, deren sonniges Reich sie oft in trüben Stunden aufgesucht, sie stand ihr, wenn auch in bescheideneren Formen als hier, selbst in dem entlegensten Erdenwinkel noch als willkommene Trösterin zur Verfügung. — Ein Anderes, Mächtigeres mußte es sein, das sie mit starken Banden fesselte, ein Etwas, für das sie selber keinen Namen hatte und das zu ergründen sie sich fürchtete, wie wenig sie es auch hätte vermissen mögen.

Und dies geheimnisvolle Empfinden war stärker als die beschämende Wirkung von Palmas Worten, stärker als der peinigende Selbstvorwurf, der sie herzlos und egoistisch schalt, weil sie ihr unklares Sehnen und Wünschen höher stellen konnte als die Gesundheit und vielleicht sogar das Leben ihres angetrauten Gatten. Sie vermochte das Wort nicht auszusprechen, das seinen Verzicht zurückwies, sie war nicht im stande, ihm mit freier Stirn zu erklären, daß auch sie ihm freudigen

Herzens überallhin folgen wolle, wie es die Pflicht des Weibes sei!

Eine tiefe, bedrückende Stille folgte der Erklärung des Gesandten. Er stand in unbeweglicher Steifheit an seinem kleinen Tisch, die Augen unverwandt auf den Kupferstich geheftet, der an der Wand ihm gegenüber hing. Thea hatte sich weit in den niedrigen Sessel zurückgelehnt und ihre Finger spielten mechanisch mit dem kleinen Schlüssel des Schreibtisches, in welchem sie bei Palmas Eintritt den Brief des Prinzen Leopold verborgen hatte.

Und nun erschrak sie wie eine ertappte Sünderin, da die müde, beinahe klanglose Stimme des Gatten von neuem an ihr Ohr schlug.

„Ist Dir der Aufenthalt Seiner Hoheit des Prinzen Leopold bekannt, da Du mit ihm in Korrespondenz stehst?“ fragte er.

Es war gewiß kein Grund für Thea vorhanden, ihm die Wahrheit zu verschweigen, und doch fragte sie in heller Verwirrung, zu keinem andern Zweck, als um eine kurze Frist zur Ueberlegung zu gewinnen:

„Ich — in Korrespondenz mit dem Prinzen? — Wie kommst Du auf diese Vermutung?“

„Ich glaubte die Züge seiner Hand in der Aufschrift des Briefes zu erkennen, welchen ich Dir vorhin überbrachte. Oder war es nur eine zufällige Aehnlichkeit, welche mich da täuschte?“

Thea schaute angelegentlich vor sich nieder. Sie

wußte jedenfalls nicht, um wie viel höher ihre Wangen sich gerötet hatten.

„Ja, es war eine zufällige Aehnlichkeit," sagte sie mit der Unsicherheit der wenig gewohnten Lüge, zornig über die eigene Schwäche, doch willenlos einem fast instinktiven Antrieb gehorchend.

„In der That? — Das Schreiben rührte nicht von Seiner Hoheit her?"

Das beabsichtigte Nein wollte nicht über ihre Lippen und so schüttelte sie statt der Antwort nur den Kopf. Als sich dann aber der Gesandte zum Gehen wandte, stand auch Thea hastig auf. Das Bewußtsein des Unrechts, dessen sie sich soeben schuldig gemacht, legte sich mit erdrückender Schwere auf ihre Brust. Wie heiß auch immer die Kämpfe gewesen sein mochten, welche sie in der verschwiegenen Stille ihres Herzens gerungen — sie war bis dahin doch rein und schuldlos gewesen vor ihrem eigenen Gewissen. Nun aber hatte sie aus Gründen, die sie selber kaum begriff, etwas gethan, das ihr im ersten Schrecken bereits wie eine schwere Versündigung erschien an ihrer ehelichen Pflicht. Sie machte zwei rasche Schritte, um ihrem Gatten zu folgen. Das Geständnis der begangenen Sünde lag ihr fast auf den Lippen.

Da wandte sich Baron Palma auf der Schwelle um.

„Wünschtest Du mir noch etwas zu sagen, Thea?"

Sie sah in sein gelbes, regungsloses Gesicht und dabei überkam sie ein Gefühl namenloser Furcht —

eine Empfindung, daß dieser Mann nichts verzeihen würde, was man gegen ihn gefehlt.

„Nein!“ erwiderte sie, kaum vernehmlich — und mit starren Blicken folgte sie seinen langsamen, würdevollen Bewegungen, als er sich entfernte.

Dann aber schlug sie wie in heißer Scham beide Hände vor das zuckende Gesicht.

Zehntes Kapitel.

Mit etwas befremdender Pünktlichkeit erschien Bernd von Tannhausen als einer der ersten auf der Soirée des Geheimerats von Ellerndorf, und die Dame vom Hause hatte eine ganze Viertelstunde hindurch Gelegenheit, sich mit dem „ungewöhnlichen“ Mann bekannt zu machen. Von einem Nebenzimmer aus, in das sie eilig geflüchtet war, hörte Nora mit einer aus Aerger und Schadenfreude gemischten Empfindung zu, wie überreich die Stiefmama das Füllhorn ihrer Liebenswürdigkeit über den neuen Gast ausschüttete und wie geringes Verständnis sie allem Anschein nach für diese großmütigen Gunstbezeugungen fand. Die Konversation kam nicht über die gleichgiltigsten Gegenstände hinaus, und wenn sich Frau von Ellerndorf, gleichsam um eine „bedeutende“ Aeußerung ihres Gastes herauszufordern, zu sehr gewagten Behauptungen über weit hergeholte Dinge versteigen wollte, erhielt sie höflich ausweichende Antworten, wie auch andere sie

zu geben pflegten, die ihr an Bildung und Kenntnissen überlegen waren.

Und doch wäre es so leicht gewesen, ein paar zierliche Komplimente für die liebenswürdige Dame zu finden. Die zweite Frau des Geheimerats von Ellerndorf trug ihre zweiunddreißig Jahre mit einer Grazie, welche ihr einen anerkannten Platz unter den Schönheiten der Berliner Gesellschaft gesichert hatte. Ihr rundes Gesicht, dessen unveränderlich frische Farben von gläubigen und respektvollen Gemütern für ein gütiges Geschenk der Natur gehalten wurden, war zwar keineswegs von klassischer Regelmäßigkeit, aber es besaß in seinem weichen Kinn, seinem allerliebsten Stumpfnäschen und seinen allezeit lachenden braunen Augen pikante Reize, denen es an lebhaften — ja, wie einige meinten, an allzu lebhaften — Bewunderern unter den Besuchern des Hauses keineswegs gebrach. Ihr angenehmes, von unversieglichem Frohsinn und lustiger Gesprächigkeit übersprudelndes Temperament wäre zudem auch bei noch geringerer äußerer Schönheit hinreichend gewesen, die außerordentliche Beliebtheit zu erklären, welche sich die junge Frau Geheimerätin trotz manchen ungünstigen Vorurteils erworben hatte, das man ihr anfänglich entgegen gebracht.

War man doch über ihre Herkunft und ihre Vergangenheit in der Berliner Gesellschaft nur sehr mangelhaft unterrichtet und wußte man darüber doch eigentlich nichts weiter, als daß sie aus einer dänischen oder

norwegischen Familie stamme und daß der Geheimerat sie von einem mehrmonatlichen Aufenthalt in England, wo in aller Stille die Trauung erfolgt sein sollte, als seine Gattin mitgebracht habe. Natürlich hatten unter solchen Umständen allerlei Gerüchte entstehen müssen, und das dauerhafteste derselben war, daß Ellerndorf seine nachherige Gemahlin als Erzieherin oder dergleichen in einem englischen Hause kennen gelernt habe und daß er der zierlichen, koketten Person etwas plump in die geschickt ausgeworfenen Netze gegangen sei.

Doch wie kühl und beinahe abweisend sich daraufhin auch im Anfang die Gesellschaft gegen den zweifelhaften neuen Zuwachs verhalten hatte, Frau Gina von Ellerndorf hatte trotzdem mit den einfachsten Waffen in spielender Leichtigkeit alle Hindernisse überwunden. Sie kümmerte sich nicht im mindesten um die kalten und hochmütigen Gesichter der Damen, die ihre Besuche mit wortkarger Zurückhaltung empfingen und zuweilen sogar zu erwidern vergaßen. Sie lachte und plauderte mit der reizendsten Natürlichkeit von der Welt, hatte niemals etwas Ungünstiges über irgend jemand zu sagen und war vielmehr stets voll der wärmsten, neidlosesten Bewunderung der Vorzüge anderer, selbst wenn diese Vorzüge in dem schönen Gesicht, der eigenartigen Toilette, der eleganten Equipage einer ihrer erklärten Gegnerinnen bestanden. Man konnte unmöglich einen andern Eindruck von ihr gewinnen, als daß sie das Herz immer auf der Zunge trage und daß dieses Herz

ohne Arg sei wie dasjenige eines Kindes. Einer so liebenswürdigen Eigenart konnte man auf die Dauer unmöglich widerstehen, und wenn der männliche Teil der Gesellschaft schon von vornherein wenig Neigung gezeigt hatte, sich um das gegen die reizende junge Frau bestehende Vorurteil zu kümmern, so gaben sich endlich auch die Damen ihrer siegreichen Eroberungskunst gefangen.

Und seitdem durfte Frau Gina thun, was ihr gefiel, ohne von ihrer Beliebtheit etwas zu verlieren. Sie hatte aus dem stillen Hause des Geheimerats, dem ja seit einer Reihe von Jahren die Herrin gefehlt hatte, eine Stätte frohlebiger Gastlichkeit gemacht, und in ihrer unmittelbaren Umgebung konnten steife Förmlichkeit und Gezwungenheit so wenig gedeihen, daß bald genug jede gesellige Veranstaltung bei den Ellerndorfs den Eingeladenen für eine sichere Gelegenheit galt, sich wirklich zu amüsiren. Niemand empfing selbst auf der Höhe der Saison so wenig Absagen als Frau Gina und niemand wurden kleine Verstöße gegen das Herkommen oder selbst bedenkliche Herausforderungen der allezeit bereiten Klatschsucht so bereitwillig verziehen als ihr.

Es mochte in der That nur selten geschehen, daß ein neuer Bekannter der anmutigen jungen Frau so wenig Verständnis für ihre mit liebenswürdigstem Freimut gespendeten Gunstbeweise an den Tag legte als der Premierlieutenant Bernd von Tannhausen.

Die lauschende Nora, die sich begreiflicherweise im Anfang über das Aufheben, das man mit dem unhöflichen Menschen machte, sehr geärgert hatte, beruhigte sich immer mehr, je länger die Bemühungen ihrer Mama, den Premierlieutenant in Flammen zu setzen, erfolglose blieben.

„Nun wird sie doch wohl zu der Erkenntnis gekommen sein, daß nichts Ungewöhnliches an ihm ist," dachte sie, „und ich werde in Zukunft mit seiner Gesellschaft verschont bleiben."

Das Ende des Gesprächs konnte sie freilich nicht abwarten, denn sie vernahm plötzlich einen Ausruf der Freude hinter ihrem Rücken und wäre um ein Haar mit dem Grafen Selbitz zusammen geprallt, als sie sich nach dem Urheber dieses Ausrufs umwandte. Es war nur natürlich, daß sie in der ersten Ueberraschung sehr rot wurde, und es war am Ende auch kein Wunder, daß der hübsche Ulanenoffizier diesem Erröten eine tiefere und für ihn selbst nicht gerade ungünstige Bedeutung beimaß.

„In diesem stillen Winkel also muß man Sie finden, mein gnädiges Fräulein," sagte er. „Wissen Sie auch, was man vermuten darf, wenn eine junge Dame anfängt, die Einsamkeit zu suchen? Der Dichter sagt —"

Lachend wehrte Nora ab.

„Ich will es nicht wissen, Herr Graf — schon um Ihnen eine Verlegenheit zu ersparen. Denn ich

wette, Sie sind in den Ställen Ihrer Kaserne besser zu Haus als im deutschen Dichterwald."

„Den Teufel auch, da könnten Sie recht haben!" gab er heiter zurück. „Ueber das Notwendigste gehen meine Kenntnisse kaum hinaus. Einen Dichter zu citiren aber müssen Sie mir dennoch gestatten. Ich kann wirklich nichts dafür, daß er schon vor mir in Worte gekleidet hat, was ich bei Ihrem Anblick empfinde."

„Nun, ich sehe wohl, daß Sie sich auf diesen poetischen Eingang vorbereitet haben. Seinem Schicksal kann niemand entgehen! Was sagt also Ihr Dichter?"

Graf Selbitz legte die Hand auf das Herz und deklamirte:

„Du bist wie eine Blume,
So hold — so schön und rein —"

Wie zur Abwehr hielt Nora den aufgeschlagenen Fächer vor das Gesicht.

„Ums Himmels willen, hören Sie auf! Sie könnten sonst wie der selige Heine zuletzt noch auf den Gedanken kommen, mir die Hände aufs Haupt zu legen — und dagegen möchte ich schon um meiner frischen Blumen willen protestiren."

„Aber es ist mir viel ernster, als Sie glauben! Kann man zarter, duftiger, blumenhafter aussehen als Sie?"

„Ein geistreicher Mann wiederholt sich niemals,

Graf Selbitz! — Lassen wir es also mit der einen Anleihe aus dem ‚Buche der Lieder' genug sein."

„Wohl — es sei denn, daß Sie mich zwängen, Ihnen mit jenem Mohammed aus Yemen, den die schöne Sultanstochter gar zu lang an dem plätschernden Springbrunnen schmachten ließ, zuzurufen: Mein Stamm sind jene Asra, welche sterben, wenn sie ohne Erhörung lieben müssen."

„Das ist eine sehr traurige Neuigkeit!" sagte Nora mit scherzendem Bedauern, obwohl ihr das Herz doch bedenklich klopfte. „Aber Sie müssen schon viel Erhörung gefunden haben, Herr Graf, da ich Sie nicht täglich bleich und bleicher, sondern vielmehr immer blühender werden sehe."

„Es ist die Hoffnung, welche meine Wangen rötet," versicherte er. „Ein Reif in der Frühlingsnacht kann alles vernichten! Aber Sie sind zu gütig, Fräulein Nora, als daß Sie die zarten Blaublümelein meiner Liebe so grausam behandeln könnten."

Sie war ihm wirklich recht gut in diesem Augenblick. Er sah so treuherzig bittend aus und dabei so ritterlich frei und stolz, daß man das Gefühl haben mußte, unter seinem Schutz sicher zu sein gegen jede Gefahr. Es war doch wohl Liebe, was sie für ihn empfand, aber sie stand noch zu sehr unter dem beängstigenden Eindruck von Theas leidenschaftlicher Warnung, als daß sie das entscheidende Wort schon jetzt hätte aussprechen können. Und es war ja auch

im Grund ein ganz lustiges Spiel, das da zwischen ihnen getrieben wurde.

„Es sind bedenkliche Reiterstückchen, welche Sie auf dem Pegasus ausführen, Herr Graf," sagte sie mit einem Lächeln, das keineswegs entmutigend auf ihn wirken konnte. „Ich fürchte, er wird am Ende mit Ihnen durchgehen und mich für den Rest des Abends meines Ritters berauben. Bringen Sie mir also zu meiner Beruhigung das Opfer, aus den Regionen der höheren Dichtkunst herabzusteigen und mich in den Speisesaal zu führen!"

„Ist das Ihre Antwort auf eine so herzbewegliche Bitte?"

„Wir müssen uns ein wenig Unterhaltungsstoff auch noch für später aufsparen, Graf Selbitz! Ihre Blaublümelein werden darüber hoffentlich nicht erfrieren."

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und ließ es geschehen, daß er dieselbe zärtlich an sich drückte. Als sie Seite an Seite aus dem kleinen Gemach traten, streifte ihr duftiges weißes Kleid fast den Premierlieutenant von Tannhausen, der sie ernsten Gesichts mit einer stummen Verbeugung begrüßte. Nora warf das Köpfchen stolz in den Nacken und begegnete ihm mit einem beinahe herausfordernden Blick. Heute hatte sie ja bessere Waffen zur Verfügung als an jenem unglückseligen Vormittag im Tiergarten, und sie wollte keine derselben unbenützt lassen, um ihm zu

imponiren oder ihn, wenn es sein konnte, recht empfindlich zu demütigen.

Vorderhand freilich schien sie von der Erreichung dieses Zieles noch recht weit entfernt, denn man konnte die kriegerische Miene und den kampfesmutigen Blick einer schönen jungen Dame unmöglich gleichgiltiger und gelassener aufnehmen, als es dieser fischblütige Premierlieutenant that.

Dann ging man zu Tisch. Das Licht, die Wärme, der Wein und die berauschende Gegenwart schöner Frauen lösten die Zungen. Die Wangen der Gäste glühten, ihre Augen leuchteten, heitere Worte und fröhliches Lachen klangen hinüber und herüber.

Ganz gegen ihre Gewohnheit mußte sich Nora diesmal sehr wenig um die Tischordnung gekümmert haben, denn wie hätte sie es sonst geschehen lassen können, daß der verhaßte Herr von Tannhausen gerade ihr gegenüber seinen Platz erhalten hatte. Sie wurde freilich sehr wenig durch ihn gestört, denn er unterhielt sich ausschließlich mit seiner Tischnachbarin, einer älteren, stillen Dame, und mischte sich nicht in die fröhlichen Gespräche, deren Mittelpunkt Nora und Graf Selbitz waren. Aber seine Zurückhaltung war in den Augen der jungen Widersacherin nur eine neue feindselige Demonstration. Er wollte sie entweder wirklich ignoriren, wie es Thea vorausgesagt hatte, oder er vermied einen Zusammenstoß, weil er fürchtete, auf dem veränderten Kriegsschauplatz nicht der Sieger,

sondern der Geschlagene zu sein. Da er nicht einmal zu ihr herüber sah, gingen leider auch all die triumphirenden und vernichtenden Blitze, welche Noras glänzende Augen auf ihn schleuderten, völlig wirkungslos verloren.

Das Diner ging bereits seinem Ende entgegen, als in dem kleinen Kreise, den das klingende Organ des Ulanenoffiziers beherrschte, von einem in jüngster Zeit viel besprochenen Tagesereignis die Rede war. Ein fremdländischer Diplomat, der wahrscheinlich mit der Feder besser umzugehen verstand als mit der Flinte, hatte auf der letzten großen Hofjagd das Unglück gehabt, einen der Treiber schwer zu verwunden. In den Zeitungen war des Vorfalls nicht Erwähnung gethan worden; desto mehr Stoff zu allerlei scherzhaften Bemerkungen über die Geschicklichkeit des unglücklichen Schützen lieferte er aber den eingeweihten Kreisen der guten Gesellschaft. Auch Graf Selbitz nahm das Ereignis durchaus von der humoristischen Seite.

„Man ist bei diesen großen Jagden wahrhaftig keinen Augenblick seines Lebens sicher,“ spottete er, „und ich kenne einige sonst sehr verehrungswürdige Herren, die in ihrem ganzen Jägerleben noch nichts anderes getroffen haben als die Beine der Treiber. Man sollte auch zu dem harmlosesten Lappjagen keinen einladen, der nicht durch wohl bestandenes Examen bewiesen hat, daß er noch auf dreißig

Schritte einen Bauernjungen von einem Hasen unterscheiden kann."

In der Umgebung des Grafen lachte alles, Tannhausen allein ausgenommen, der mit ernster Miene vor sich hin sah. Nora ärgerte sich darüber natürlich von neuem, und diesmal konnte sie sich's nicht versagen, selber zum Angriff überzugehen.

„Das ist ein Antrag, den Sie gewiß unterstützen werden, Herr Premierlieutenant," sagte sie, „denn bei Ihrer menschenfreundlichen Gesinnung muß es Ihnen ja als ein fürchterliches Verbrechen erscheinen, die armen Treiber solchen Gefahren auszusetzen."

Etwas überrascht durch die unerwartete Anrede, erhob er den Blick und heftete seine klaren Augen ruhig auf Noras rosig überhauchtes Gesichtchen.

„Ich freue mich, daß Sie eine so gute Meinung von mir haben, mein Fräulein," erwiderte er, „doch würde ich allerdings noch erheblich weiter gehen als der Herr Graf."

Heiter wandte sich Selbitz dem Sprechenden zu.

„Lassen Sie hören, Herr Kamerad! Wer weiß, ob ich nicht für meine eigenen Treibjagden aus Ihren Vorschlägen einigen Nutzen ziehen kann."

„Man sollte auf diese Art von barbarischen Vergnügungen ein für allemal Verzicht leisten," klang Tannhausens gelassene Entgegnung. „Mir scheint, sie hätten herzlich wenig Anspruch darauf, unter die Bethätigungen eines ritterlichen Sinnes gezählt zu werden."

Die lachenden Gesichter rings umher verwandelten sich in erstaunte. Man wußte wirklich nicht, ob eine so ketzerische Rede im Mund eines Offiziers von altem Adel überhaupt ernsthaft zu nehmen sei. Selbitz aber wahrte sich als ein Mann von ausgezeichneter Erziehung seine liebenswürdige Heiterkeit auch diesem unerwarteten Ausfall gegenüber.

„Das nenne ich allerdings radikal!" rief er voll Laune. „Schade nur, daß Ihre Auffassung noch einigermaßen vereinzelt dasteht; die vierfüßigen Bewohner unserer Wälder würden Ihren Namen sonst sicherlich in unsterblicher Dankbarkeit bewahren, nachdem sie alle unsere Aecker und Wiesen leer gefressen und uns zu langsamem Hungertod genötigt hätten."

Zustimmendes Lachen der Nachbarschaft lohnte ihm die witzige Abfertigung; Nora aber sah gespannt auf Tannhausen, der gar nicht die Miene eines Geschlagenen hatte.

„Nicht dem Aufhören der Jagd habe ich das Wort geredet," sagte er, ohne seine gemessene Haltung zu verlieren, „sondern der endlichen Beseitigung jener Massenschlächtereien und jener tierquälerischen Hetzen, die ein späteres Geschlecht wahrlich mit sehr geringer Hochachtung für unsere Geistes- und Herzensbildung erfüllen müssen. Ich selber bin oft und mit wahrem Weidmannseifer auf dem Birschpfade gewesen, und ich weiß sehr wohl, als eine wie vortreffliche Schule der Ausdauer, Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit gerade

die Jagd mit bestem Recht gelten darf. Aber was haben Ihre Lappjagen, Ihre Kesseltreiben und Ihre Sauhatzen überhaupt mit der Jagd zu schaffen? Bedarf es irgend welcher besonderen ritterlichen Eigenschaften, irgend welches persönlichen Mutes oder auch nur eines nennenswerten Geschicks, um von einem bequemen und gut gedeckten Standort aus in das Wild hinein zu feuern, das herdenweise so nahe als möglich vorbei getrieben wird? Oder beschleicht Sie wirklich ein Gefühl stolzer Genugthuung, wenn Sie auf den erlegten Eber blicken, den man zuvor um der größeren Sicherheit des Jägers willen seiner einzigen armseligen Verteidigungswaffe brutal beraubt hat? Wenn wir nicht mehr das sichere Auge und die stählernen Muskeln unserer Vorfahren haben, denen ein einfacher Spieß Waffe genug gegen den stärksten Keiler war, und wenn — wie ich gern zugebe — unsere Ritterschaft ihr Leben heute für bessere Dinge einsetzen kann, als es das gefährliche Vergnügen eines so betriebenen Weidwerks wäre, warum in aller Welt müssen wir uns zu der Hantirung eines Metzgers verstehen, nur um den jämmerlichen Schein einer mittelalterlichen Ritterlichkeit zu wahren? Mit stundenlanger Unermüdlichkeit einen Hirsch zu belauern, bis man ihn schußgerecht vor das Rohr gebracht hat, mag hie und da angemessene Zerstreuung sein, wenn schon ich mich aus Hochachtung vor meinem Stand dagegen verwahren möchte, eine besonders glänzende Aeußerung ritterlichen

Sinnes darin zu erblicken; das erhebende Bewußtsein aber, innerhalb einiger Viertelstunden hundert Hasen oder so und so viele Dutzend Fasanen zur Strecke geliefert zu haben, sollte wahrhaftig in einer Zeit der hoch entwickelten Kultur nicht mehr den Ehrgeiz gebildeter und gesellschaftlich hoch stehender Männer bilden dürfen."

In stummer Verlegenheit hatten die Umsitzenden zugehört. Man fand diese lehrhafte Auseinandersetzung, die sich erkältend auf die allgemeine Fröhlichkeit gelegt hatte, überaus taktlos und unangebracht, denn der Premierlieutenant hätte sehr wohl wissen müssen, daß er für solche Ansichten hier nirgends Zustimmung finden würde. Niemand hatte Lust, den unerquicklichen Gegenstand noch weiter zu führen; nur Graf Selbitz war offenbar nicht willens, seinem Gegner das letzte Wort zu lassen.

„Herr Kamerad würden meiner unmaßgeblichen Meinung nach sehr wohl thun, dies schwungvolle Plaidoyer bei passender Gelegenheit — vielleicht bei der nächsten größeren Hofjagd — an zuständiger Stelle zu wiederholen. Unser allerhöchster Kriegsherr und Vorgesetzter wäre für die Belehrung wahrscheinlich nicht minder dankbar als ich! Oder," und ein häßliches, sarkastisches Lächeln spielte dabei um die Lippen des Ulanen, „trägt man im Hofmarschallamt der Abneigung des Herrn Kameraden gegen diese schändlichen Vergnügungen etwa schon dadurch Rechnung, daß man

jede Einladung zur Teilnahme an denselben unterläßt?"

Die Frage war im höflichsten Ton gestellt, aber die Absicht, zu beleidigen, trat nichtsdestoweniger für jeden deutlich erkennbar zu Tage. Auch die Hineinziehung des höchsten Kriegsherrn in ein ganz allgemein gehaltenes Gespräch war sicherlich ein sehr unritterlicher Fechterkniff. Jede Antwort Tannhausens, die seine früher betonte Anschauung bestätigte, mußte dadurch einen bedenklichen Charakter erhalten, und es schien fast, als habe der Herr Graf die wenig kameradschaftliche Absicht gehabt, seinen Widersacher zu einer unvorsichtigen Aeußerung hinzureißen.

Aber der Premierlieutenant kam nicht einmal dazu, überhaupt etwas zu erwidern. Schon bei Selbitz' letzten Worten hatte sich Nora mit einer vertraulich geflüsterten Frage und einem freundlich bittenden Blick ihrer lustigen Schelmenaugen an ihren Nachbar zur Rechten gewendet, und ehe Tannhausen im stande gewesen war, die Lippen zu öffnen, ertönte ihre heitere, frische Stimme.

„Meine Herrschaften, ich bitte um Aufmerksamkeit für den Herrn Professor von Stengel!"

Dabei klopfte sie mit dem Messer an ihr Glas, daß der helle Klang das Geschwirr der hundert Stimmen übertönte und daß angesichts der plötzlich eintretenden Stille dem elegant gekleideten Herrn mit dem wohlgepflegten schwarzen Vollbart nichts anderes übrig

blieb, als sich zu einem seiner berühmten Trinksprüche zu erheben, deren witzige Bonmots so improvisirt klangen und den Herrn Professor doch nach der Behauptung boshafter Leute viel mehr Zeit kosten sollten als alle seine wissenschaftlichen Werke.

In Hochrufen und Gläserklingen verhallten die letzten unangenehmen Nachklänge des kleinen Wortwechsels zwischen den beiden Offizieren. Tannhausen beteiligte sich an der weiteren Unterhaltung nicht mehr und Graf Selbitz schien jetzt in noch besserer Laune als zuvor.

Auch gab schon nach einer Viertelstunde die liebenswürdige Hausfrau das Zeichen zur Aufhebung der Tafel, und damit schien jede Gefahr einer Fortführung des Streites endgiltig beseitigt.

Der weißhaarige Ministerialdirektor, welcher die Ehre gehabt hatte, die Baronin Palma zu Tisch zu führen, trat in feinfühliger Diskretion sofort zurück, als der Geheimerat von Ellerndorf sich jetzt seiner Tochter näherte. Eine lange Thätigkeit im Staatsdienst hatte den Beamten die Kunst gelehrt, aus den Mienen hochstehender Persönlichkeiten selbst ihre leisesten Wünsche zu lesen, und auf dem runden, bartlosen, gütig lächelnden Gesicht des künftigen Ministers hatte für ihn ganz deutlich der Wunsch gestanden, für einige Zeit unbelauscht mit seiner Dame zu plaudern.

„Ich vermisse mit Bedauern Deinen Gatten, liebe

Thea," sagte Herr von Ellerndorf, als sie sich ein wenig zurückgezogen hatten. „Aber seine Entschuldigung ist allerdings eine stichhaltige. Die Verhandlungen, welche ihn fernhalten, sind von großer Bedeutung."

„Ohne Zweifel, Papa! Es ist nicht Palmas Art, sich leerer Ausflüchte zu bedienen."

„Gewiß nicht! Er ist ein Mann von den vortrefflichsten Eigenschaften. Aber Du siehst blaß und angegriffen aus, mein Kind! Befindest Du Dich nicht wohl?"

„Etwas Migräne, Papa! Du wirst mir's nicht verübeln, wenn ich einen günstigen Augenblick benütze, mich zu empfehlen."

„Du sollst Dir in Deinem Vaterhause gewiß keinen Zwang auferlegen. Aber eine Frage hätte ich doch zuvor. Weißt Du etwas von dem Gerücht, das in Bezug auf Deinen Gatten im Umlauf ist?"

„Ein Gerücht — über ihn? Wie sollte ich etwas davon wissen?"

„Man spricht davon, daß er die Absicht habe, sich von seinem Gesandtschaftsposten zurückzuziehen."

„Ah, ist es das? Ich erfuhr allerdings gestern aus Palmas eigenem Mund, daß er sich mit solcher Absicht trage."

„Wahrhaftig? Das ist ja ein sehr überraschender Entschluß und einer, der mir herzlich wenig Freude bereitet."

„Dir, Papa? Und aus welchem Grund?"

Der Geheimerat streichelte mit seinen weichen, wohlgepflegten Fingern ihren Handschuh und lächelte zärtlich.

„In erster Linie natürlich, weil ich damit mein liebes Töchterchen auf eine lange, ungewisse Zeit aus meiner Nähe verlieren würde. Daneben aber auch noch aus verschiedenen anderen Gründen. Wir leben in einer ereignisreichen Zeit, mein Kind, und hinter den Coulissen der Weltbühne geschehen zuweilen noch wichtigere Dinge als auf der offenen Scene. Steht man zufällig für eine Weile außerhalb des Getriebes, so braucht man zuverlässige Freunde, um auf dem Laufenden zu bleiben und um auch wohl hie und da ein eigenes Fädchen in das Gewebe zu bringen. Dein ausgezeichneter Gatte, liebste Thea, war mir ein solcher Freund, und die Gerüchte von seinem Rücktritt mußten mich darum auf das lebhafteste beunruhigen. Ist seine Gesundheit denn in der That eine so schlechte geworden?"

„Professor Hernsheim hat ihm dringend geraten, sich von den Geschäften zurückzuziehen."

„Ach, Hernsheim ist wegen seiner übergroßen Aengstlichkeit bekannt. Wir müssen jedenfalls versuchen, Palmas Sinn zu ändern — schon um Deinetwillen, mein Kind. Ein Winter in Berlin wird ihn nicht umbringen. Glaubst Du, daß es zu seiner Beruhigung genügt, wenn ich unserem Medizinalrat, der immer gefällig ist, die erforderlichen Instruktionen gebe und

ihm denselben dann gelegentlich zur Konsultation zusende?"

„Du magst Dir die Unbequemlichkeit ersparen, Papa! Palma hat seinen Entschluß bereits wieder aufgegeben."

„Ah — ist es möglich? Hat ihn der König dazu bewogen?"

„Nein — er that es auf meinen Wunsch."

Mit wirklicher Bewunderung sah der Geheimerat in das schöne, kalte Gesicht seiner Tochter.

„Er ist also das Muster eines Gatten," sagte er lächelnd. „Bei seiner immer gleichen, kühlen Unnahbarkeit scheint es sonst fast unmöglich, Einfluß auf ihn zu gewinnen. Der siegreichen Macht einer liebenswürdigen jungen Frau aber kann natürlich auch er nicht widerstehen."

Die schmeichelhaften Worte berührten Thea viel eher peinlich als angenehm.

„Ich habe niemals versucht, in irgend einer andern Angelegenheit Einfluß auf ihn zu gewinnen," erwiderte sie kühl. „Zu einer Uebersiedlung nach Schloß Erla konnte ich mich freilich nicht ohne weiteres entschließen."

„Und Du hast recht daran gethan, mein Kind," versicherte der Geheimerat eifrig. „Palma ist Deiner Jugend und Deinen Ansprüchen an das Leben Rücksichten schuldig, um die Du Dich nicht betrügen lassen darfst. Du wirst unter keinen Umständen in eine solche Uebersiedlung willigen, nicht wahr?"

„Mein Gatte wird voraussichtlich nicht so bald auf seinen Wunsch zurückkommen, Papa.“

„Wenn er es aber dennoch thäte, so wirst Du meine kluge, treffliche Tochter sein und wirst Dich erinnern, daß Deinem Vater viel, sehr viel daran gelegen ist, den Baron hier zu behalten. Ich entschlage mich darüber fortan jeder Besorgnis, denn eine wichtige und delikate Aufgabe kann ja nirgends besser aufgehoben sein als in Deinen Händen. Doch wie bleich Du bist, mein armes Kind! So ungern ich Dich entbehre, so wenig kann ich Dich doch aus Rücksicht auf mich leiden sehen. Wünschest Du, daß ich Deinen Wagen vorfahren lasse?“

„Er ist auf eine spätere Stunde bestellt, Papa! Aber ich wäre Dir allerdings dankbar, wenn Du für eine Droschke sorgen wolltest.“

„Sie soll in zwei Minuten zu Deiner Verfügung sein! Gestatte mir, Dich selbst hinaus zu geleiten. So wird Deine Entfernung am wenigsten auffallen.“

Mit einem Seufzer der Erleichterung nahm die junge Frau seinen Arm, um die heißen, lichterfüllten Räume zu verlassen.

Unmittelbar, ehe er sich von der Tafel erhob, hatte Graf Selbitz hastig noch einige Gläser Champagner geleert. Dann reichte er Nora, die ihren heißen Wangen eifrig Kühlung zufächelte, seinen Arm und führte sie in den Musiksalon, in welchem sich die

bunte, glänzende Tischgesellschaft zu zwanglosen Gruppen aufgelöst hatte.

„Wie viel Menschen!“ klagte er mit einem komischen Seufzer. „Wie viel neugierige Gesichter! Wollen wir uns nicht ein stilleres Plätzchen für die Fortsetzung unserer vorigen Unterhaltung suchen?“

Aber sie zeigte befremdlicherweise jetzt viel weniger Neigung als vorhin, auf seine trotz ihrer scherzhaften Form so ernst gemeinten Andeutungen einzugehen.

„Man würde das sehr auffallend finden,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen, „und wir können ja auch vorderhand recht gut von etwas anderem plaudern.“

Wie um seiner Antwort zuvor zu kommen, blieb sie bei einer kleinen Gruppe, in welcher anscheinend sehr lustige Dinge verhandelt wurden, stehen und wandte sich, indem sie ihre Hand von dem Arm des Grafen herabgleiten ließ, einer ihrer vertrauteren Freundinnen zu. Auch Selbitz wurde von seiner Umgebung in Beschlag genommen, und als er sich mit einigen seiner immer bereiten Scherze losgekauft hatte, flogen seine Blicke vergebens nach Nora umher. Sie war nicht nur aus dem kleinen lustigen Kreise, sondern überhaupt aus dem Saal verschwunden, und nachdem er sie in allen ihm zugänglichen Räumen ohne Erfolg gesucht hatte, stellte sich Graf Selbitz mit einer Wolke wirklichen Unmuts auf dem sonst so heiteren Gesicht neben dem Flügel auf.

Und doch hätte er auf seiner Forschungsreise nur

den Vorhang einer Zimmerthür beiseite zu schieben brauchen, um die Vermißte zu finden. Seit dem Zusammenstoß zwischen den beiden Offizieren, dem nur ihr glücklicher Appell an Professor von Stengels Eitelkeit eine vielleicht bedenklich scharfe Spitze abgebrochen hatte, wurde Nora von einer merkwürdigen Unruhe und inneren Hitze gepeinigt, welche sich inmitten der vielen Menschen beständig zu steigern schienen. Der Zwischenfall hatte sie viel mehr erregt, als sie es ihrer Umgebung hatte zeigen wollen, und nun sehnte sie sich inbrünstig nach einigen Minuten des Alleinseins in einer stilleren, kühleren Umgebung. Den ersten günstigen Moment zur Flucht benützend, suchte sie denjenigen Raum auf, in welchem sie ihrer Ueberzeugung nach am wenigsten eine Störung zu befürchten hatte, nämlich das an das Arbeitskabinet des Geheimerats anstoßende Bibliothekzimmer, welches die Familienmitglieder scherzend das Museum zu nennen pflegten.

Tief aufatmend, setzte sie sich in einen der hochlehnigen, mit gepunztem Leder überzogenen Stühle. Wie froh war sie, daß niemand ihr Entwischen gehindert hatte und daß es ihr sogar gelungen war, die eifersüchtige Aufmerksamkeit des Grafen zu hintergehen. Bis hieher würde er sie sicherlich nicht verfolgen. Nur wenige Besucher des Hauses kannten ja das Museum, und der schwere, faltige Thürvorhang versperrte allen spähenden Blicken das neugierige Eindringen in den matt erhellten Raum. So

still war es hier, so anheimelnd dämmerig und so behaglich kühl, daß Nora die Füßchen weit von sich streckte und den Kopf zurücklehnte, wie wenn sie sich nicht so bald aus ihrem Schlupfwinkel aufscheuchen lassen wollte.

Nun fühlte sie erst, wie rasch das Blut in ihren Pulsen klopfte. Aber nicht die feurigen Weine, von denen sie genippt hatte, und nicht des Grafen Selbitz offene und verstohlene Huldigungen trugen die Schuld daran. Sie hatte ganz deutlich empfunden, wie es ihr vom Herzen aus heiß zum Kopf und durch die Glieder strömte, als der Premierlieutenant von Tannhausen mit seinem mannhaften, ruhigen Gesicht und seiner klaren, eindringlichen Stimme die spöttische Bemerkung des Grafen Selbitz durch seine vernichtende Kritik eines für durchaus vornehm und standesgemäß geltenden Zeitvertreibs erwidert hatte. Anfänglich war sie selber im unklaren gewesen, ob es Beschämung, Zorn oder auch nur die Furcht vor einem Skandal sei, was da mit einemmal so große Gewalt über sie gewann; dann aber hatte sie sich ehrlich eingestanden, daß ihr Tannhausens Benehmen trotz ihrer großen persönlichen Abneigung gegen ihn ungleich würdevoller und imposanter erschienen war als die Witzeleien des Grafen. Es wäre ihr gewiß herzlich lieb gewesen, wenn er mit schlagenden Beweisgründen abgeführt worden wäre; aber die boshafte Erwiderung des Ulanenoffiziers, die sich in eine sehr durchsichtige

Anspielung auf Tannhausens Armut zuspitzte, verletzte sie wie eine Beleidigung, die man ihr selber zugefügt hätte. Sie hätte ihrem schmucken, galanten Kavalier solche Kriegführung nimmermehr zugetraut, und sie fühlte, daß es ihr nicht leicht werden würde, ihm das zu vergessen. Jedenfalls war es ihr für heute ganz unmöglich geworden, ihm die ersehnte, günstige Antwort auf seine Erklärung zu geben, und in der abgeschiedenen Stille des Museums kam sie zu dem unwiderruflichen Entschluß, für den Rest des Abends jedes Alleinsein mit dem Grafen sorgfältig zu vermeiden.

So gewappnet war sie eben im Begriff, wieder zu der Gesellschaft zurück zu kehren, als sie ganz in der Nähe die heitere Stimme ihrer Stiefmutter und die tiefere, ernste eines Mannes vernahm. Wie ein erschrecktes Eichkätzchen flüchtete sie in die Tiefe des Museums zurück. O, sie kannte diese ruhige, sonore Stimme gut genug, sie würde sie überall aus hundert anderen herausgefunden haben. Aber sie wollte Tannhausen nicht noch einmal Gelegenheit geben, absichtlich über sie hinweg zu sehen. Eher wollte sie noch eine Stunde lang in ihrem freiwillig gewählten Gefängnis bleiben, als daß sie ihm auch nur den kleinsten Anlaß zu der Vermutung lieferte, sie suche absichtlich seinen Weg zu kreuzen.

Sie trat an die Fensterwand des Zimmers, deren eigenartige Ausschmückung dem Gemach seinen hochklingenden Namen verschafft hatte. Da befand sich

teils in hohen Glasschränken, teils zu gewaltigen Trophäen zusammengestellt die Waffensammlung des Geheimerats — ein mit vielem Eifer, großen Kosten und wenig Geschick herbeigeschafftes Durcheinander von wertvollen und wertlosen, echten und stümperhaft nachgeahmten Dingen, das einem Sachverständigen auf den ersten Blick verraten hätte, wie dilettantisch der Geheimerat seine Liebhabereien betrieb.

Nora hatte niemals ein besonderes Interesse für ihres friedfertigen Papas Streitäxte und Morgensterne, für die kunstvoll tauschirten japanischen Schwerter und die alten Wallbüchsen gehabt, die wie Gewehre aussahen und deren Läufe doch beinahe bis an den Plafond hinauf reichten. Heute aber vertiefte sie sich so angelegentlich in die Betrachtung dieser unheimlichen Erzeugnisse einer mörderischen Erfindungsgabe, als könne sie ihre Gedanken damit wirklich von einem andern Gegenstand losreißen, der sie doch ganz und gar gefangen nahm.

Und zum Glück fiel ihr Auge auf einige Dinge, die in der That ein wenig ihre Neugierde reizten.

Da hing neben einem mehr als mannslangen, einfachen Bogen ein sonderbarer, aus Baumrinde und ungegerbtem Leder sehr primitiv gefertigter Behälter. Und als Nora den lose aufliegenden Deckel abnahm, um sich von seinem Inhalt zu unterrichten, sah sie, daß es der Köcher mit den zu dem Bogen gehörigen Pfeilen sei. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen,

eines dieser Mordinstrumente heraus zu ziehen, und sie mußte über die naive Art seiner Herstellung lächeln, die es wie von Kinderhänden verfertigt erscheinen ließen. An das obere Ende eines fingerdicken Rohrstäbchens war ein spitzzulaufender Knochen gebunden und ein winziges, dreieckiges Eisenplättchen, welches in diesen Knochen eingesetzt war, bildete die Spitze des Pfeils.

Nora war ziemlich sicher, daß ihr Papa mit dieser glorreichen Erwerbung das Opfer eines Betruges geworden sei, denn dies war in der That eher ein Spielzeug als eine Waffe. Die Eisenspitze schien so rostig und stumpf, daß es schwierig sein mußte, damit überhaupt eine Wunde zu verursachen, und gleichsam um sich davon durch einen Versuch zu überzeugen, drückte Nora dieselbe in die weiße Haut ihres Armes, da wo er oberhalb des langen schwedischen Handschuhs ohne Hülle war. Aber sie hatte die Berührung des kalten Metalls noch kaum verspürt, als sie ihre Hand mit festem Druck ergriffen und zurückgezogen fühlte.

„Es ist ein bedenkliches Spielzeug, das Sie sich da ausgesucht haben, mein Fräulein!“ sagte eine ruhige, sonore Stimme, und ehe Nora in ihrer Ueberraschung zum Bewußtsein dessen gekommen war, was da geschah, hatte ihr Tannhausen den Pfeil aus der Hand genommen, um ihn sehr aufmerksam zu betrachten. Die junge Dame wich einen Schritt zurück

und blickte den Verwegenen mit noch mehr Staunen als Entrüstung an.

„Sie legen eine Besorgnis für mich an den Tag, Herr Lieutenant, welche ich weder erwartet noch erbeten habe," sagte sie mit dem schlecht gelungenen Versuch, einen sehr kalten und hoheitsvollen Ton anzuschlagen. „Oder hielten Sie dies Rohrstöckchen für eine Granate, die in meinen ungeschickten Händen krepiren könnte?"

„Als Soldat konnte ich mich eines solchen Irrtums kaum schuldig machen," erwiderte er mit unverändertem Ernst. „Aber würden Sie vielleicht die Güte haben, Fräulein von Ellerndorf, mich Ihren Arm sehen zu lassen?"

Hellflammender Zorn loderte in Noras Augen auf.

„Mein Herr!"

„Oder sich doch schleunigst selbst zu überzeugen, ob Ihnen die Spitze dieses mörderischen Dinges auch nicht den allerwinzigsten Riß beigebracht hat. Ich bitte Sie darum!"

Er sprach rasch, dringend und — wie es Nora zu ihrem Erstaunen scheinen wollte — mit einem kaum verhehlten Ausdruck wirklicher Sorge. Sie wurde unsicher in ihrer Entrüstung und folgte halb widerwillig der sonderbaren Aufforderung, welche er an sie gerichtet hatte.

„Ich sehe nichts!" sagte sie. „Aber das ist ja lächerlich! Was würde es mir denn geschadet haben, wenn ich mich wirklich geritzt hätte?"

Ehe sie es hatte verhindern oder auch nur voraussehen können, war er nahe an sie herangetreten und hatte sich auf ihren Arm herab gebeugt. Nora warf den Kopf stolz in den Nacken, fest entschlossen, diese unerhörte Kühnheit mit einem niederschmetternden Wort zurückzuweisen. Aber das Wort blieb ungesprochen angesichts des seltsam freudigen Aufleuchtens, das sie jetzt, als er sich wieder empor richtete, in seinen Zügen sah.

„Gott sei Dank — es ist in der That nichts!“ kam es von seinen Lippen. „Nun bleibt mir nur noch übrig, wegen meiner vermeintlichen Zudringlichkeit um Verzeihung zu bitten.“

Sein Benehmen wurde ihr immer unbegreiflicher. Von jedem andern würde sie angenommen haben, daß er unter dem Einfluß des Champagners stehe, diesen Herrn von Tannhausen aber, welche üblen Eigenschaften er sonst auch in ihren Augen haben mochte, konnte sie sich unmöglich als berauscht vorstellen.

„Wollen Sie mir nicht wenigstens sagen, was das alles bedeutet?“ fragte sie zögernd, und bereitwillig kam er ihrem Verlangen nach.

„Betrachten Sie diese Pfeilspitze noch einmal genau, mein Fräulein,“ sagte er, „aber, ich bitte dringend, ohne sie zu berühren! Sehen Sie die schwarze, angetrocknete Masse an den Rändern des Eisenplättchens?“

„Allerdings! Das ist Rost.“

„Nein! Es ist etwas viel Schlimmeres, es ist —

wie sich fast mit Gewißheit annehmen läßt — jenes gefürchtete und furchtbare Pfeilgift, dessen sich süd-afrikanische Buschmänner bedienen, wenn es sich um die Erlegung ihrer menschlichen und tierischen Feinde handelt. Zufällig habe ich Waffen, welche diesen hier auf das genaueste glichen, in der Sammlung eines Afrikareisenden gesehen, der mir als ehemaliger Regimentskamerad befreundet ist, und aus seinen Mitteilungen weiß ich, daß selbst eine geringfügige Verletzung mit solchen vergifteten Pfeilen hinreicht, dem Verwundeten innerhalb weniger Stunden den Tod zu bringen. Ihr Herr Vater ahnte sicherlich nichts von der gefährlichen Beschaffenheit seines Besitzes, da er ihn sonst wohl sorglicher verwahrt haben würde."

Nora war nicht furchtsam, aber der Gedanke an die schreckliche Gefahr, in welcher sie sich ahnungslos befunden hatte, ließ jeden Blutstropfen aus ihrem Antlitz weichen. Sie zweifelte gar nicht daran, daß Tannhausen nur die volle Wahrheit sprach, und diesmal wenigstens hatte er ihr keinen Anlaß gegeben, ihm böse zu sein. Offen zu ihm aufblickend, reichte sie ihm ihre Hand.

„Ich danke Ihnen, mein Herr! Ihre Dazwischenkunft hat mich vielleicht vor etwas sehr Schlimmem bewahrt."

Er küßte die dargebotene Hand nicht, sondern er behielt sie mit warmem Druck für einige Sekunden in der seinen.

„Frau von Ellerndorf sprach mir von der Waffensammlung Ihres Herrn Vaters," sagte er wie zur nachträglichen Entschuldigung seines Eindringens, „sie hatte die Güte, mir dies Zimmer zu bezeichnen und mich zum Betreten desselben zu ermächtigen. Natürlich würde ich mich ohne weiteres stillschweigend zurückgezogen haben, wenn ich Sie nicht in Ihrer gefährlichen Beschäftigung an dem wohlbekannten Buschmannköcher aus Aloërinde gesehen hätte."

Wie merkwürdig war es doch, daß ihr sein Benehmen und seine Ausdrucksweise gar nicht mehr ungeschickt erschienen! Es setzte sie sogar in Verlegenheit, daß er sich vor ihr entschuldigen wollte.

„Welch ein abscheuliches Volk muß es sein, das sich so schändlicher und hinterlistiger Waffen bedienen kann!" äußerte sie nach einem kleinen Schweigen, während dessen sie ihr errötendes Gesicht wieder von ihm abgewendet hatte. Auf Tannhausens Lippen erschien ein kleines, gutmütig ironisches Lächeln.

„Es steht damit leider nicht ganz vereinzelt da. Auch bei uns schießt man zuweilen mit vergifteten Pfeilen."

„Das ist natürlich bildlich gesprochen, und ich glaube Sie zu verstehen. Sie dachten an Ihre vorige Unterhaltung mit dem Grafen Selbitz."

„Sie würden mir ohne Zweifel von neuem sehr böse sein, wenn ich das bejahte. Graf Selbitz ist Ihr Freund —"

Beinahe heftig fiel ihm Nora in die Rede:

„Wenn er es wäre, müßte ich darum alles gut heißen, was er thut oder spricht? Und wer sagt Ihnen übrigens, daß er mein Freund sei? Sie haben mich schon einmal mit ihm geneckt."

„Geneckt? — Ich? — Wie könnte ich mich dessen erdreisten? Und was sollte mich auch dazu veranlassen?"

Nora fühlte wohl, daß sie sich vergessen habe. Sie wurde verwirrt und zupfte an ihrem Fächer.

„Nun, das ist ja auch nebensächlich!" sagte sie. „Ich möchte nur nicht, daß Sie abermals eine falsche Meinung von mir bekommen, und darum erkläre ich ganz offen, daß ich diesmal gar nicht mit dem Grafen Selbitz einverstanden bin, daß mich seine letzte Erwiderung sogar sehr geärgert hat und daß ich — daß ich durch Ihre Worte ganz und gar überzeugt worden bin. Ich werde nie mehr auf einer Parforcejagd reiten!"

In der mädchenhaften Scheu und Verlegenheit, mit welcher sie ihm, der mahnenden Stimme ihres Gewissens gehorchend, dies Zugeständnis gemacht hatte, sah Nora jedenfalls noch um vieles lieblicher und reizender aus als in ihrem sprudelnden Uebermut und in ihrem kecken, herausfordernden Trotz. Diese Wahrnehmung aber machte außer Bernd von Tannhausen auch ein anderer, dem sie viel geringere Freude zu bereiten schien.

Der Thürvorhang war vorhin hinter dem hastig

eintretenden Offizier nicht wieder zugefallen, und von dem Nebengemach aus sah Graf Selbitz, den die ungeduldige Erwartung noch einmal durch die Zimmer getrieben hatte, die Gesuchte in einer fast demütig schüchternen Haltung, wie sie Nora ihm gegenüber niemals angenommen, vor seinem Kameraden vom großen Generalstab stehen. Wenn er sich auf seine guten Augen nicht gar so sicher hätte verlassen dürfen, so würde er an eine Täuschung geglaubt haben, denn das war doch wahrhaftig kaum noch dieselbe junge Dame, welche vor wenig Stunden sein gefühlvolles Heine-Citat und seine kaum verhüllte Liebeserklärung mit so lustigem Spott aufgenommen hatte.

Er hätte es ziemlich bequem gehabt, die Unterhaltung der beiden zu belauschen, denn sie ahnten offenbar nichts von seiner Nähe. Aber seine anerzogenen Grundsätze gestatteten ihm nicht, sich aus Eifersucht oder verletzter Eitelkeit so weit zu vergessen. Er machte vielmehr kurzweg Kehrt und ging in den Musiksaal zurück, wo eben ein berühmter Pianist mit den Mienen eines Jupiter auf den Flügel zuschritt.

Und doch hätte auch der Schluß des kurzen Gesprächs, das da im Museum geführt wurde, einen Horcher nicht zu fürchten brauchen. Bernd von Tannhausen verstand es entweder sehr schlecht, eine günstige Situation zu seinem Nutzen auszubeuten, oder es war ihm wirklich sehr wenig an der Bekehrung des kleinen

Fräuleins von Ellerndorf gelegen. Ihre demütige Zustimmung hatte keine Veränderung auf seinem Gesicht hervorgebracht und sie schien ihm vielmehr eine Mahnung zu noch gemessenerem Benehmen gewesen zu sein. Als ob er ihre letzte Bemerkung gar nicht gehört hätte, begann er plötzlich von einem schönen Stück der Waffensammlung zu sprechen, das ihm mit einemmal in die Augen gefallen sein mußte, und Nora, die ihm heute durch ihre überlegene gesellschaftliche Gewandtheit so sehr hatte imponiren wollen, fühlte sich so gänzlich außer stande, ihm eine vernünftige Antwort zu geben, daß sie ihn nach einer kleinen Weile schüchtern bat, sie zur Gesellschaft zurück zu führen, falls er nicht vorziehe, die Sammlung noch weiter zu betrachten.

Und Tannhausen war nicht so unritterlich, dies vorzuziehen. Er gab Nora seinen Arm und geleitete sie wieder zu den heiteren, plaudernden Menschen, die sich nach ihrem Gefallen über alle zur Verfügung stehenden Gemächer verteilten, nachdem der Klaviervirtuose zum letztenmal in dankender Verbeugung seine Mähne geschüttelt hatte.

Auf der Schwelle der Thür, die in den Musiksalon führte, stand Graf Selbitz plötzlich vor ihnen. Er wich zwar ein wenig zur Seite, aber er sah sehr aufgeregt aus und fixirte Tannhausen mit einem herausfordernden Blick.

„Pardon, gnädiges Fräulein," sagte er, und es

war schwer zu entscheiden, ob der Zorn oder der Wein seine Zunge schwerer gemacht hatte, „ich möchte mir erlauben, eine kleine Frage an den Herrn Kameraden zu richten. Mir ist, als müßten wir uns schon von früher her, vielleicht aus den Knabenjahren, kennen, Herr Premierlieutenant. Ich erinnere mich dunkel, einen Namen wie den Ihrigen im Hause meines Onkels Walramsegg gehört zu haben."

„Mein Vater war der Besitzer von Lattorf, Herr Graf."

Der Ulanenoffizier zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe.

„Lattorf — Lattorf? — Ah, nun weiß ich. Graf Walramsegg kaufte ein paar Arbeitspferde, als das Inventar Ihres Herrn Vaters meistbietend versteigert wurde! Danke bestens für freundliche Auskunft und bitte nochmals um Entschuldigung, mein gnädiges Fräulein!"

Er verbeugte sich sehr förmlich und ging mit lächelndem Gesicht an ihnen vorüber. Während seiner letzten Worte hatte Nora eine rasche, zuckende Bewegung des Armes gefühlt, auf welchem ihre Hand ruhte, und als sie nun zaghaft zu Tannhausen aufblickte, sah sie ein eigentümliches Beben auch an seinen Mundwinkeln. Und obwohl sein Gesicht sonst ganz ruhig blieb, obwohl er dem Ulanen keine heftige Antwort gegeben hatte, empfand sie doch mit voller Gewißheit, daß auch Graf Selbitz sich soeben eines

vergifteten Pfeiles bedient habe, einer feigen, abscheulichen, aus sicherem Hinterhalt geschleuderten Waffe.

Und wenn bis dahin noch ein letzter Zweifel gewesen wäre in ihrem Herzen, so hatte diese Handlung ihres Bewerbers ihn zerstört. Nun wußte sie mit einemmal, daß sie den Grafen niemals wirklich geliebt habe und daß sie ihn niemals lieben werde.

Dem ernsten Mann an ihrer Seite aber hätte sie gar zu gern ein freundliches Wort gesagt, ein Wort, das ihm beweisen sollte, wie tief sie jede Erbärmlichkeit verabscheue, von wem auch immer dieselbe ausgehen möge. Aber es war so schwer, dies Wort zu finden, und wie sie auch alle Kräfte ihres Geistes zu angestrengtem Nachsinnen vereinigte, es wollte sich doch nicht einstellen.

Die wenigen Sekunden, während deren sie unbelauscht gewesen wären, verstrichen in einem Schweigen, das vielleicht schlimmer war, als wenn sie irgend eine gleichgiltig heitere Bemerkung gemacht hätte. Denn nun konnte Tannhausen ja glauben, daß des Grafen höhnender Hinweis auf ein dunkles Blatt in der Geschichte seiner Familie Noras Verstummen verursacht habe. Wie hätte er auch erraten sollen, daß sie fast verzweiflungsvoll nach einem einzigen kleinen befreienden Wort rang und daß es ihr versagt blieb, es zu finden.

In der nächsten Minute hatten sich andere zu

ihnen gesellt. Tannhausen gab den Arm seiner Begleiterin frei, und obgleich sie bemüht war, ihn zurück zu halten, war er doch bald aus Noras Umgebung verschwunden. Ihre Blicke suchten ihn überall, aber sie suchten ihn vergebens. Fast gleichzeitig mit dem Grafen Selbitz mußte der Premierlieutenant die Gesellschaft verlassen haben.

Er hatte es also verschmäht, ihr ein Wort des Abschieds zu sagen, und sie wußte doch gut genug, daß er niemals wiederkommen werde.

Zum erstenmal seitdem sie in das gesellschaftliche Leben eingeführt worden war, sehnte Nora mit Inbrunst das Ende eines Vergnügens herbei, und noch niemals hatte sie ihr Köpfchen so schwer und traurig in die Kissen gelegt, als nach dieser glänzend verlaufenen Soirée in ihrem väterlichen Hause.

Elftes Kapitel.

Die Besprechung des Barons Palma mit dem Staatssekretär mußte eine sehr eingehende gewesen sein, denn als Thea ihre Wohnung betrat, erfuhr sie von François, daß Seine Excellenz noch nicht nach Hause zurückgekehrt sei.

Im Grunde hatte sie darauf gerechnet, daß es so sein werde, denn sie war der ermüdenden und peinigenden Gesellschaft gleichgiltiger Menschen wahrlich nicht entflohen, um sich eines Alleinseins mit ihrem Gatten zu erfreuen. Ihr Kopf schmerzte sie wirklich, und die Stille des behaglichen Zimmers, in welchem sie sich nun niederlassen durfte, that ihren aufgeregten Nerven unbeschreiblich wohl. Sie hatte die prächtige Robe abgestreift und war in denselben weichen, sammetnen Schlafrock geschlüpft, in welchem Prinz Leopold sie zuerst gesehen hatte. Auch das mild durchwärmte Gemach war ja das nämliche, und ganz wie an jenem Abend summte der silberglänzende Samowar auf dem

seitwärts stehenden Tischchen seine eintönige und doch so traulich anheimelnde Melodie.

Durch die offene Thür des Nebenzimmers konnte Thea, ohne den Kopf zu erheben, das Lenbachsche Porträt des Prinzen sehen, und vielleicht war es keine sträfliche Verirrung ihrer Gedanken, sondern nur eine natürliche Folge all dieser zufälligen Umstände, daß sich ihr Geist nur mit dem Prinzen beschäftigte und mit der quälenden Vorstellung, wie sich jenes erste Wiedersehen gestalten würde, das nach seinem gestrigen Brief unabwendbar schien.

Sie zitterte vor dieser Begegnung, obwohl sie sich hundertmal sagte, daß ihre Furcht eine Thorheit, ja eine Sünde sei. Wie zu ihrer Beruhigung rief sie sich alle Einzelheiten seines ersten Besuches zurück und alle die kleinen Züge, welche in ihrer Gesamtheit das Bild einer so vornehmen und ehrenhaften Gesinnung dargestellt hatten. Was berechtigte sie zu der Besorgnis, daß er diese Gesinnung jemals verleugnen könnte? Hatte er sich nicht Palmas Freund genannt, und wäre seinen vermessenen Wünschen und Hoffnungen nicht schon dadurch eine unübersteigliche Schranke gezogen worden, selbst wenn seine Pariser Umgebung ihn gelehrt haben sollte, über die Heiligkeit und Unantastbarkeit eines Ehebundes wie über ein veraltetes Vorurteil zu spotten? Wahrhaftig, sie war eine Närrin, daß sie sich durch einen Brief, der so unverkennbar den Stempel augenblicklicher Aufwallung trug, stundenlang

ängstigen ließ. Und sie wollte diese kindische Angst endlich abschütteln, damit ihr nicht zum zweitenmal ein Unrecht entspränge, wie es ihre gestrige Lüge gewesen war.

Ein leichtes Geräusch ließ Thea aus ihren Grübeleien emporfahren. Sie blickte auf und sah François' geschmeidige Gestalt in der Thüröffnung stehen.

„Seine Erlaucht der Herr Graf Calliano!“ meldete er wie an jenem ersten Abend mit halb verlegenem und halb pfiffigem Gesicht.

Ihr Erschrecken war ein zu heftiges, als daß sie es vor dem beobachtenden Blick des Dieners völlig hätte verbergen können.

„Warum haben Sie dem Herrn Grafen nicht gesagt, daß Seine Excellenz abwesend sei?“

„Ich nahm mir die Freiheit, Seine Erlaucht davon in Kenntnis zu setzen, doch —“

„Wohl, es ist gut! Führen Sie den Herrn Grafen herein!“

Die Baronin Palma hatte unmöglich eine andere Antwort geben können. Wie vollständig auch das Benehmen des Prinzen allem Herkommen und aller gesellschaftlichen Sitte widersprechen mochte, durfte sie sich doch mit Rücksicht auf seinen Rang und auf die Stellung ihres Gatten nicht für berechtigt halten, seinen Besuch zurückzuweisen. Aber sie war fest entschlossen, ihn schon durch die Art ihres Empfanges nicht darüber im Zweifel zu lassen, daß sie den Mißbrauch seiner Vorrechte wie eine Beleidigung empfinde.

Stolz aufgerichtet erwartete sie ihn mitten im Zimmer. Das schöne, belebende Lächeln, um das Prinz Leopold sie in seinem Brief mit so warmer Dringlichkeit gebeten hatte, trat nicht auf ihr Gesicht, als er die Schwelle überschritt. Mit eiskalter Höflichkeit nur neigte sie das Haupt.

Doch nicht wie ein siegesgewisser Eroberer, sondern wie ein demütig Bittender trat der Prinz auf sie zu. Er war wie damals im Reiseanzug, und sein blasses Gesicht zeigte deutliche Spuren der Abspannung wie nach einer langen, ermüdenden Eisenbahnfahrt. Er machte Thea eine tiefe Verbeugung und fragte mit leiser Stimme: „Werden Sie mir verzeihen können, Frau Baronin?"

Das hoheitsvolle, strafende Wort, welches Thea in Bereitschaft gehabt, blieb ungesprochen. Sie fühlte, daß es ihn tief schmerzlich treffen würde, und sie war nicht stark genug, ihm mit vollem Bewußtsein wehe zu thun. Kaum noch wie ein Vorwurf klang es von ihren Lippen: „Haben Hoheit denn nicht ein Recht auf die Gastfreundschaft dieses Hauses?"

Er schüttelte den Kopf und strich mit einer müden Bewegung das Haar aus der Stirn.

„Das Recht, auf welches ich mich berufen könnte, ist ein ganz anderes, und ich fürchte, gnädige Frau, Sie sind wenig geneigt, es anzuerkennen. Sie halten mich für sehr verwegen oder für sehr närrisch, nicht wahr?"

Thea deutete mit einladender Handbewegung auf einen der Sessel. Es war ein weiter Raum zwischen ihnen, als sie sich niederließen.

„Ich war ja auf den Besuch Eurer Hoheit vorbereitet, und Sie konnten nicht wissen, daß Baron Palma an diesem Abend zufällig abwesend sei."

„Sie bemühen sich, mein Vergehen in einem milderen Licht erscheinen zu lassen; aber Sie bemühen sich umsonst. Ich will nicht, daß Sie besser von mir denken, als ich es verdiene. Ja, ich wußte, daß Sie allein seien! Ich erfuhr es von dem Portier des Hauses, und ich wäre nicht heraufgekommen, wenn ich eine andere Auskunft erhalten hätte."

„Hoheit!"

„O, ich verstehe wohl, was dieser Titel und seine vorwurfsvolle Betonung in Ihrem Mund bedeuten! Wer alles wagt, muß darauf gefaßt sein, alles zu verlieren. Doch ich bitte Sie, nur ein klein wenig Geduld mit mir zu haben. Ich schwöre Ihnen, daß ich auf der Stelle gehen werde, wenn Sie es mir durch ein Wort, einen Wink, ja nur durch einen Blick gebieten! Aber ich hoffe, daß Sie es nicht thun werden. Ich habe Ihnen vorher ja so unendlich viel zu sagen."

„Warten Sie die Rückkehr meines Gatten ab, Hoheit, ehe Sie damit beginnen!"

„Ah, das ist nicht Ihr Ernst! Ich würde Sie niemals richtig beurteilt haben, wenn es Ihr Ernst sein könnte! Sie sind keine von den Frauen, die noch

mit den tiefsten, leidenschaftlichen Empfindungen eines Mannes ihr kokettes Spiel treiben können. Wenn Sie mich jetzt zum Schweigen verurteilen, so verurteilen Sie mich dazu für immer."

Er hatte im Angesicht ihrer berückenden Schönheit die Maske nicht lange festhalten können; eine mächtige Erregung zitterte in seinen Worten, und unverwandt hingen seine glühenden Blicke an ihrer Gestalt. Thea empfand die milde Wärme des Zimmers plötzlich wie eine unerträgliche Schwüle; in den Adern ihres weißen Halses klopfte das Blut, als wenn es sie zerreißen wollte. Aber sie fühlte, daß alles verloren sei, wenn auch ihre Selbstbeherrschung zusammenbrach, und sie zwang sich mit gewaltiger Anstrengung zu äußerer Gelassenheit und Ruhe.

„Das wäre allerdings eine unerhörte Grausamkeit," sagte sie mit einem Versuch, zu scherzen. „Und Hoheit haben doch gewiß viele interessante Dinge zu erzählen von Ihrem kurzen Aufenthalt im schönen Süden."

„Davon — und von manchem andern, Frau Baronin! Wollen Sie mich hören?"

„Gewiß, da ich sicherlich nichts vernehmen werde, das ich nicht hören dürfte."

„Die Mahnung ist verständlich," erwiderte er mit Bitterkeit, „und ich werde mich bemühen, ihrer eingedenk zu bleiben. Ihr Wille ist es, dem ich gehorche, nicht jenes engherzige, thörichte Gesetz einer falschen Schicklichkeit, das ich nicht anerkenne, weil es die

Wahrhaftigkeit in die Fesseln konventioneller Lüge zwingt. Von meinem Aufenthalt im Süden wollen Sie hören? — Wohl! Ich bin Ihnen gehorsam gewesen, ich bin nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt, obwohl ich sterbenskrank war vor Sehnsucht, noch ehe ich diese Stadt im Rücken hatte. Ich hoffte noch auf die Wirkung Ihres Heilmittels, dessen ich nur zu sehr bedurfte, seitdem mich die wenigen Stunden unseres Beisammenseins gelehrt hatten, daß all meine philosophische Resignation nichts anderes gewesen war als ein lächerlicher Selbstbetrug. Ohne Unterbrechung fuhr ich bis nach Rom, und ich suchte mir meine Gesellschaft ganz nach Ihrem Rezept. Fröhliche Menschen mit gesunden Sinnen sollten es ja wohl sein, von denen Sie meine Heilung erwarteten, und in der Künstlerkolonie der ewigen Stadt ist an solchen kein Mangel. Ah, welch ein lustiges Leben war es, das ich da führte! Diese vortrefflichen Leute, denen alle Vorurteile fremd sind, sahen mich fast als ihresgleichen an. Sie ließen mich an ihren harmlosen Zechgelagen ebenso bereitwillig teilnehmen wie an ihren übermütigen Streifereien und an den hundert unschuldigen Tollheiten, die sie in schäumendem Thatendrang vollführten. Sie schlenderten mit mir zu Pinturicchios Fresken nach Santa Maria del Popolo, oder zum Grabe Rafaels in der Rotonda, und sie litten es endlich, daß ich sie in ihren schmucklosen Ateliers besuchte, um ihren Arbeiten zuzusehen oder um auch wohl hier und

da ein Bildchen zu kaufen, wo die Armut gar zu vernehmlich an die Thür pochte. Es fiel keinem von ihnen ein, sich um meinetwillen Zwang anzuthun. Sie fanden, daß meine Gesellschaft sie nicht störe, und darum verziehen sie es mir gern, daß ich mich ohne eine andere Legitimation in ihre Kreise eingedrängt hatte, als sie mein sehr bescheidenes Mäcenatentum mir verschaffte."

„Ich weiß noch immer nicht, Hoheit, ob ich Ihre Schilderung für eine ernsthaft gemeinte nehmen soll."

„Für eine ganz ernsthafte — mein Wort darauf! Es konnte nirgends auf der Welt eine gesündere Atmosphäre geben als diejenige, welche ich inmitten dieses lustigen Zigeunervölkchens atmen durfte."

„Und doch hat es Sie in der heilsamen Umgebung nicht gelitten?"

„Heilsam? Sagte ich denn, daß sie mir heilsam gewesen sei? Man soll einen Käfigvogel, der nur die Temperatur des überheizten Zimmers kennt, nicht in den Wald setzen, wenn man ihn nicht in Gefahr bringen will, im ersten frischen Frühlingswinde kläglich zu verenden. Was sollte er, der in der Gefangenschaft geboren ist, denn auch mit seiner Freiheit beginnen? Weiß er sich doch wahrscheinlich nicht einmal ein Nestchen zu bauen!"

„Das ist eine Bildersprache, Hoheit, deren Sinn ich nicht verstehe."

„Und die Deutung liegt doch, wie ich meine, nahe

genug. Mochten die trefflichen Menschen mich auch ganz wie ihresgleichen behandeln, ich selber fühlte doch nur zu gut, daß ich es nicht war! Mir floß jener köstliche Brunnen nicht, aus welchem sie wie aus einem Born des Lebens Frohsinn und Daseinsfreudigkeit tranken. Da war auch nicht einer unter ihnen, der nicht seine Ideale gehabt hätte, seine hochfliegenden Träume und seine weit gesteckten Lebensziele! Sie arbeiteten nicht zu leerem Zeitvertreib, sondern für einen winkenden Ruhm, für eine künftige Größe! Sie gingen nicht in den Vatikan und in den Palazzo Borghese zu müßigem, unfruchtbarem Genießen, sondern um zu lernen und das Gelernte schaffend zu verwerten! Sie berauschten sich in froher Tafelrunde nicht nur am Wein, sondern noch viel mehr an ihren Hoffnungen; und wenn die Geister des feurigen Falerners verflogen waren, ließen sie ihnen doch keine gähnende Leere in Gehirn und Herzen zurück, denn die Hoffnungen waren ihnen ja geblieben! Begreifen Sie nun, Frau Baronin, warum ihr Lebensmut mich nicht anstecken, warum ihre Fröhlichkeit mich nicht mit sich fortreißen konnte? Oder muß ich Ihnen das hübsche Bild noch weiter ausmalen von dem Käfigvogel, dessen Welt nicht weiter reicht, als die drei Stänglein seines Gefängnisses von einander entfernt sind?!"

Wie hätte Thea vor dem unwiderstehlichen Zauber seiner Beredsamkeit den mühsam erzwungenen Schein einer kalten Zurückhaltung bewahren können!

„Aber das allein war es ja, was ich wünschte!“ rief sie mit leuchtenden Augen. „Gerade das Verlangen nach beglückender, fruchtbringender Thätigkeit sollte dieser römische Aufenthalt in dem Herzen Eurer Hoheit erwecken.“

„Haben Sie die Wirkung Ihres Mittels so trefflich vorausgesehen, so werden Sie auch an das weitere gedacht haben! Wo ist nun die große, die weltbewegende Thätigkeit, die all meine jahrelang aufgespeicherten Kräfte in Anspruch nehmen, die mein heißes, verzehrendes Verlangen ganz befriedigen soll? Mir stehen die Pforten nicht offen in das Reich der freien Kunst, wo der Arbeiter nur nach seinem Wert gilt, nicht nach seiner Geburt! Glaubten Sie etwa, daß ich über Nacht ein Talent entdecken würde, welches so lange in mir geschlummert? Oder wähnten Sie, daß ich Schmetterlinge sammeln und Rennpferde züchten würde, um nun auch ein Tagewerk zu haben wie andere Leute?“

Thea stand auf und nahm ein Buch von dem kleinen Tisch an der andern Seite des Zimmers. Es lag ein Zeichen darin, und sie brauchte darum die Stelle nicht lange zu suchen, nach der sie begehrte.

„Lesen Sie, Hoheit!“ sagte sie, indem sie ihm den aufgeschlagenen Band reichte; aber Prinz Leopold zauderte, ihn aus ihrer Hand zu nehmen.

„Was ist das?“ fragte er. „Wollen Sie mir mit diesen toten, gedruckten Buchstaben antworten auf die

brennendste, verzweiflungsvollste Frage, die ich je in meinem Leben an ein menschliches Wesen gerichtet?"

„Es ist die beste Antwort, welche ich Ihnen zu geben weiß, Hoheit! Wollen Sie sie vernehmen?"

„Wenn sie mir aus Ihrem Mund kommt, ja!"

„Nun wohl! Dies Buch ist ein verbotenes in Ihrem Vaterlande, ein mit Recht verbotenes, wie ich glaube, denn es predigt ein schreckliches Evangelium des Hasses und der Rache auf jeder Seite! Der Verfasser hat sich nicht genannt, doch Palma teilte mir mit, daß es nicht einer Ihrer Landsleute, sondern ein Norweger, Jens Olasson, sei. Trotzdem muß er die Verhältnisse, welche er schildert, gut genug und aus eigenster Anschauung kennen, denn so überzeugend und eindringlich wie seine Sprache ist nur die Sprache der Wahrheit. Und es sind furchtbare Bilder des tiefsten Elends, der empörendsten Härte und Ungerechtigkeit, welche er entrollt! Er macht dem Land, welches die reichste Industrie Europas besitzt, den vernichtenden Vorwurf, daß es seine industriellen Arbeiter ausbeute, bedrücke und mißhandle wie kein anderes Land der Welt. Er erzählt von der Lage dieser Unglücklichen Dinge, welche die düstersten Ausgeburten einer Dichterphantasie weit hinter sich lassen müßten. Er sagt, daß es für sie keine Fröhlichkeit gebe in der Kindheit, keine Seligkeit in der Liebe, keine Elternfreude, kein häusliches Glück am eigenen Herd, kein friedvolles Rasten in den Tagen des gebrechlichen

Alters! Ob es eine Bergwerksgesellschaft ist, der sie mit Leib und Seele zu eigen gehören, der Besitzer einer Glashütte oder ein reicher Fabrikherr, gleichviel, ihr Los ist immer dasselbe! Stöhnend und seufzend wälzen sie von Tag zu Tag ihr jammervolles Leben dahin unter dem zermalmenden Joch einer Arbeit, die ihnen niemals Früchte bringt. Und es ist keiner unter ihnen, der befreit wäre von diesem Joch. Männer und Weiber, Kinder und Greise, Starke und Schwache, sie alle müssen es auf sich nehmen, sei es tief drunten in der ewigen Nacht eines Kohlenbergwerks, sei es in der Glut der Schmelzöfen oder am Räderwerk gifthauchender Maschinen. Und wehe dem Unglücklichen, der unter seiner Last zusammenbricht, ohne zugleich dem erlösenden Tod in die Arme zu sinken! Niemand ist da, der sich seiner annimmt, niemand, der für die hungernden Seinen sorgt! Kein Gesetz gebietet dem, für den er seine Kraft, seine Gesundheit, sein Leben einsetzte, die Gespenster der Verzweiflung und der grimmigen Not von dem Siechbett des Ausgestoßenen, Rechtlosen zu verscheuchen! Das sind die Thatsachen, von denen in diesem Buch die Rede ist, und mit der grausamen Logik eines unerbittlichen Hasses zieht der Verfasser aus ihnen seine Staat und Gesellschaft vernichtenden Konsequenzen. Wehe, wenn die gewaltige Masse der Gepeinigten und Unterdrückten jemals zum Bewußtsein ihrer überlegenen Stärke

gelangt und ihre arbeitsgewohnten Fäuste erhebt, um in der Blindheit des Nachedurstes jene Gedanken ihres Vorkämpfers in Thaten zu wandeln! Selbst ihr Unterliegen würde dann ein gar trauriger Triumph sein für die Sieger! Und muß es dahin wirklich erst kommen? Gibt es keinen in Ihrem Vaterlande, Hoheit, der die Aufgabe, diesen Proletariern zu ihrem bescheidenen Recht zu verhelfen, für eine Thätigkeit ansähe, fruchtbar und bedeutend genug, um einem Menschenleben Richtung und Inhalt zu geben?"

Prinz Leopold hatte keinen Versuch gemacht, sie zu unterbrechen. Er stand neben seinem Sessel und schaute sie an, wie wenn er ihre Schönheit in sich hinein trinken wollte gleich dem Anblick eines erhabenen Naturschauspiels. Und sie war in der That während dieser in selbstvergessener Erregung gesprochenen Worte, die so seltsamen Klang hatten in dem Mund der vornehmen Aristokratin, unendlich viel schöner als das Bild, das er seit ihrem letzten Beisammensein in der kleinen Theaterloge von ihr im Herzen getragen.

Aber da Thea nun schwieg, mußte er ihr eine Antwort geben auf ihre Frage, und wie es auch in seinen Pulsen hämmerte, widerstand er doch der Versuchung, welche lockend und verführerisch vor ihn hingetreten war.

„Die Aufgabe, welche Sie mir zeigen," sagte er mit gedämpfter Stimme, doch mit kaum verhaltener Leidenschaft, „wäre wohl viel mehr als ein einziges Menschenleben wert. Aber Sie könnten ebenso gut

von mir fordern, daß ich meine Schultern gegen den Gotthard stemmen solle, um ihn von der Stelle zu rücken. Der Erfolg würde hier wie dort der nämliche sein. Schande genug für unser Jahrhundert, daß ich Ihnen nicht antworten kann: Ihr Jens Olafson hat gelogen! Nein, was er sagt, kommt der Wahrheit nur allzu nahe! Doch nicht ich, nicht der König und nicht seine Minister können die furchtbare Ungerechtigkeit dieser Verhältnisse beseitigen. Wenn das möglich wäre, hätte man wenigstens den Anfang zur Besserung längst gemacht, denn der König ist gütig und, soweit er der Herr seines Willens ist, gerecht. Aber die Gesetzgebung liegt nicht in seinen Händen, sondern in den Händen derjenigen, deren Reichtum und Wohlleben abhängig ist von dem Fortbestehen des gegenwärtigen verdammenswürdigen Ausbeutungssystems. Kann es da wundernehmen, wenn unter dem billigen Vorwand, die ‚Freiheit der Arbeit' zu schützen, diese Herren beharrlich jeden Versuch zurückweisen, gesetzlich geregelte Zustände zu schaffen, wie sie in England, Deutschland und anderen Staaten Europas längst vorhanden sind? Um ihren Widerstand beiseite zu schieben, müßte ich im stande sein, die Grundsäulen unserer Verfassung umzuwerfen. Um einer Revolution vorzubeugen, müßte ich selber mit einer Revolution beginnen. Und selbst wenn ich es thun wollte, was wäre damit gewonnen? Ich besitze kein Mittel, mir das Vertrauen derer zu erringen, für die ich kämpfen soll. Sie würden

mich so wenig verstehen wie den Forscher, der sich selber einen verderblichen Giftstoff in die Adern spritzt, um der Wissenschaft und der Menschheit zu nützen. Ich wäre in ihren Augen ein Heuchler und Betrüger, wenn ich für die Besitzlosen einträte, während ich selber mich reichen Besitzes erfreue; aber sie würden mich ebenso sicher für einen Narren halten, wenn ich mich dieses Besitzes um ihretwillen bis auf den letzten Pfennig entäußern wollte! Man kann vielleicht einen einzelnen an Uneigennützigkeit und selbstlose Hingebung glauben machen, doch niemals eine große Masse! Denn wie rein auch das Streben des einzelnen sein mag, die Bewegungen der Masse werden stets von niedrigen Instinkten geleitet, und nur derjenige, der sich diesen Instinkten anzupassen versteht, kann daran denken, ihre Führerschaft zu behalten. Niemals — und setzte ich auch hundertmal mein Leben für sie ein — würden mir die Arbeiter meines Vaterlandes auch nur einen winzigen Bruchteil des Vertrauens entgegenbringen, das sich der erste beste aus ihrer Mitte oder ein namenloser Agitator wie jener Jens Olafson vielleicht im Fluge gewinnt."

Bestürzt und niedergeschlagen sah Thea zu ihm auf.

„Steht es so?" fragte sie traurig. „Und ich fühlte mich glücklich in dem Gedanken, Sie auf ein großes Werk verweisen zu können!"

Prinz Leopold atmete tief. Er sah in dem hellen, reich geschmückten Zimmer nichts mehr als Theas



— „... Auf der Via Appia am Grabe der Cäcilia Metalla.“ (S. 261.)

schöne, in der faltigen sammetnen Hülle noch edler und königlicher erscheinende Gestalt.

„Und haben Sie niemals daran gedacht, daß es auch noch ein anderes Mittel geben könnte, mich dem Leben zu gewinnen?“ fragte er, mit zwei raschen Schritten den Raum verringernd, welcher sie von ihm trennte. „Darf ich Ihnen sagen, was mir am letzten Abend meines römischen Aufenthaltes geschah und was mich bestimmte, die Reise nach Berlin anzutreten trotz aller Verbote und auf jede Gefahr?“

Thea sah das Beben seiner Lippen und die Glut in seinen Augen. Sie wich vor ihm zurück, so weit sie es vermochte, und wie abwehrend erhob sie ihre Hand. Aber Prinz Leopold wartete nicht erst ihre verneinende Antwort ab, sondern fuhr mit leiser, fast klangloser Stimme und mit heißem Atem fort:

„Es war eine mondhelle Nacht, und ich stand mit einem der jungen Maler, die mir während der wenigen Wochen meines Aufenthalts näher getreten waren, auf der Via Appia am Grabe der Cäcilia Metella. Mein sonst so heiterer Begleiter war schweigsam und bedrückt, so daß ich ihn endlich aufforderte, mir die Ursache seines Kummers zu nennen. Und sein Herz war so voll, daß es leicht genug überfloß. Er war ein armer Bursche und hatte sich durch eine harte Jugend kämpfen müssen, um endlich der Verwirklichung seines seligsten Traumes nahe zu kommen — des Traumes, ein Künstler zu werden. Ein wohlwollender Gönner,

den die zähe Energie seines Fleißes gerührt, hatte ihm die Mittel zu einem Studienaufenthalt in Rom gewährt, in der Voraussetzung natürlich, daß das Talent des jungen Mannes die Hoffnungen rechtfertigen würde, welche er auf ihn gesetzt. Nun hatte der Maler sein erstes größeres Bild vollendet. Er hatte es seinem Gönner gesandt, und die Antwort desselben war die Entziehung des bisher gewährten Stipendiums gewesen. Das Urteil aller Sachverständigen stimmte darin überein, daß die Arbeit eine verfehlte und das Talent ihres Urhebers ein zu geringes sei, um eine weitere Unterstützung zu rechtfertigen. Der schöne Traum war verflogen, die seligste Hoffnung seines Lebens lag kläglich zertrümmert vor den Füßen des Armen, und über seine Wangen rannen Thränen des bittersten Schmerzes, während er es mir erzählte. Um ihn zu trösten, bot ich ihm für die Zukunft meine Hilfe an, aber zu meiner Ueberraschung lehnte er sie mit Festigkeit und Bestimmtheit ab. ‚Ich weiß ja jetzt, daß ich nicht zu den Berufenen gehöre,‘ sagte er, ‚und meine Pflicht ist es, mir nun aus eigener Kraft ein neues Leben aufzubauen.‘ Was ich auch vorbrachte, um ihn zur Annahme meines Vorschlages zu bewegen, es blieb umsonst, und als ich ihn daran mahnte, daß er es leicht bereuen würde, alle Aussichten auf Ruhm und Ehren in dieser Stunde der Verzweiflung trotzig von sich gewiesen zu haben, da ging es plötzlich wie ein sonniges Lächeln über sein eben noch so bekümmertes

Gesicht und er drückte mir mit Feuer die Hand. ‚Ich bin nicht trotzig und ich bin auch nicht verzweifelt!‘ rief er aus. ‚Daß ich meinem verlorenen Künstlerruhm ein paar heiße Thränlein nachgeweint, wer wollte mich darum schelten? Aber ich weiß mir noch ein anderes Glück als dies, und ich denke, das zu erringen habe ich Talent genug! In meiner Vaterstadt am Neckar wartet ein liebes Wesen treu und geduldig auf den Tag, an welchem ich sie als die Gefährtin meines Lebens heimholen kann an meinen eigenen Herd. Und sie wird mir freudig folgen, wie bescheiden es auch immer um diesen Herd und seine Umgebung bestellt sein mag. Ist das nicht des Glückes genug für ein Menschenleben? Oder glauben Sie, daß die schöne Schwiegertochter des Triumvirn Crassus freiwillig auch nur eine einzige Stunde ihres Liebeslebens dahingegeben hätte für diesen majestätischen Rundbau, der nun ihren Namen durch die Jahrhunderte lebendig erhält? Was sind denn Ruhm und Ehre im Grund anderes als dieser mondbeschienene Steinhaufen, den die Fremden andächtig das Grab der Cäcilia Metella und die Italiener so pietätlos Capo di Bove nennen? Der Adler, der über die höchsten Felskuppen empor zur Sonne fliegt, ist gewiß zu beneiden; aber der Zaunkönig, der sein Weibchen neben sich auf dem Zweig und seine zwitschernde Brut im Nest hat, braucht darum nicht minder glücklich zu sein.‘ — Sie werden es mir glauben, daß ich nach dieser

Begründung kein Wort mehr über meine abgewiesenen Anerbietungen verlor. Der junge Maler aber war sicherlich gewaltig erstaunt, daß ich ihn beim Abschiednehmen in stürmischer Dankbarkeit umarmte. Er konnte ja nicht ahnen, einem wie trostlosen, aufreibenden Kampf in meinem Herzen seine schlichten, ehrlichen Worte für immer ein Ende gemacht hatten! Was für ein armer, verblendeter Narr war ich gewesen, indem ich nach dem Unmöglichen, Unerreichbaren jagte, nach einem trügerischen Schatten von Glück, der unter meinen Händen doch immer wieder in nichts zerfließen mußte, während das wirkliche, echte Glück greifbar und lebenswarm mir schon so nahe gewesen war, daß ich es mit einem einzigen kühnen Entschluß hätte in meine Arme reißen können! Wie hieß doch das erste Heilmittel, Thea, das Sie dem trübseligen Pessimisten empfahlen, als Ihre wundertiefen Augen ihn schon in der ersten Viertelstunde gezwungen hatten, seine Beichte abzulegen? Die Liebe eines edlen Weibes war es, welche Sie mir wünschten, und in der alten Gräberstraße Roms wurde es mir zur Gewißheit, daß ich ohne diese Liebe elend und unstät bleiben würde bis an meinen Tod! Fort mit der thörichten Sehnsucht nach dem blauen Aether hoch über den höchsten Felsenkuppen! Man hat dem Adler frühzeitig die Schwingen gebrochen und er würde nur so lange in ohnmächtigem Mühen von Hügel zu Hügel flattern können, bis er kraftlos in irgend einen Sumpf fiele, um da zu ersticken.

Wollen Sie, daß dies mein Schicksal sei, Thea? Oder wollen Sie, daß der Adler sich seinen Horst baue irgendwo im tiefen, dunklen, traulichen Wald, wohin die neugierigen Blicke der Menschen nicht dringen, wo es still ist und friedvoll, wo kein anderes Gesetz gilt als das herrliche Gebot: Liebet euch unter einander, und keine Weisheit als die, den Tag und die Jugend zu nützen, so lange sie währen? Wollen Sie mir folgen, Thea, in die paradiesischen Gefilde des Glücks? Willst Du mich retten und erlösen, Geliebte, indem Du mein wirst — mein eigen — mein Weib — mein Ruhm — meine Sonne?!"

Wie ein Sturm brauste es über sie dahin, wie etwas Furchtbares, Erstickendes, und doch zugleich wie ein Glutstrom unnennbarer Seligkeit. Sie hörte kaum noch, was er sprach, sie hörte nur den dämonisch bestrickenden Wohllaut seiner Stimme, hörte nur die zitternden, klagenden, jubelnden Töne der Sehnsucht, der Leidenschaft, des beseligten Hoffens. Und sie war keine blutlose Marmorstatue, sondern ein Weib, ein schwaches, liebendes Weib! Wenn sie damit ihr Leben hätte retten können, würde sie doch nicht im stande gewesen sein, abwehrend die Arme auszustrecken, als er sie wie in wahnwitziger Trunkenheit an sich riß und seine brennenden Lippen auf die ihrigen drückte.

Aber die Glut dieses ersten sündigen Kusses war es auch, die den dämonischen Zauber löste. Mit einem erstickten Aufschrei der Scham, des Zornes, des

Entsetzens wand sie sich aus seinen Armen und flüchtete tief in das Zimmer zurück.

Ihr Busen wogte, und die Worte kamen abgerissen von ihren Lippen, wie wenn sie atemlos sei von einer furchtbaren Anstrengung oder einem stürmischen Lauf. Aber es war nichtsdestoweniger eine Bestimmtheit in ihnen, eine gebietende Würde, die keinen Ungehorsam zuließ und kein Zaudern.

„Eure Hoheit haben geschworen, daß Sie mich verlassen würden, sobald ich es wünsche," sagte sie. „Nun wohl, ich wünsche, daß Eurer Hoheit Besuch zu Ende sei."

Totenbleich stand Prinz Leopold vor ihr. Es war, als sei sein Gesicht plötzlich schmaler und hagerer geworden denn zuvor. Aber er sprach kein Wort, und sein unentschlossenes Zögern währte nicht länger als eine einzige Sekunde, dann machte er Thea eine tiefe Verbeugung und ging. In der Thüröffnung wandte er sich noch einmal nach ihr um. Zum letztenmal senkten sich ihre Blicke in einander. Dann fiel die Portière, die er zurückgeschlagen hatte, mit leisem Rauschen herab, und die Baronin Palma war allein.

Der Gesandte fuhr in einer Droschke vom Auswärtigen Amt nach Hause, denn er hatte den Wagen ja seiner Gemahlin zur Verfügung gestellt. In demselben Augenblick, als das Gefährt vor dem Portal mit dem kleinen, kronengeschmückten Wappen hielt, trat eine schlanke Männergestalt aus dem Hause. Das

Licht der beiden Laternen fiel voll auf ihr Gesicht, und der Gesandte, welcher dicht in seinen langen Pelz eingehüllt war, sprang schneller, als er es mit Rücksicht auf seinen gebrechlichen Körper sonst zu thun pflegte, auf das Trottoir. Hastig entblößte er das Haupt, so daß der eisige Windhauch schneidend über sein spärliches Haar dahinfuhr. Doch Prinz Leopold bemerkte den Gruß nicht. Für einen Moment sah er den kleinen Herrn mit weit geöffneten, starren Augen an, dann stürzte er wortlos an ihm vorüber, schon nach wenigen Sekunden in der Dunkelheit der Straße verschwindend. Er hatte den Baron Palma also nicht erkannt, so unbegreiflich dies auch schien, da er kaum mehr als zwei Schritte von ihm entfernt gewesen war.

Langsam ging der Gesandte in das Haus. Er winkte dem Portier, daß er den Kutscher befriedige, und stieg die Treppe empor, schwerfälliger als sonst und auf jeder zweiten Stufe verweilend.

Als ihm François droben den Pelz abnahm, ohne dabei eine Meldung zu erstatten, fragte der Baron, ob während seiner Abwesenheit jemand dagewesen sei.

„Zu Befehl, Excellenz!“ lautete die pflichtgemäße Antwort. „Seine Erlaucht der Herr Graf Calliano!“

„Der Graf war erst soeben hier? Und er hat keine Bestellung für mich hinterlassen?“

„Nein! Erlaucht waren von der Frau Baronin empfangen worden.“

Der Gesandte, welcher eben seinen zweiten Handschuh

abstreifte, hielt für einen Moment in dieser Bewegung inne; aber das gelbe Antlitz, welches er dem Diener zuwandte, zeigte einen ganz unveränderten Ausdruck.

„Was sagen Sie?“ fragte er. „Ist meine Gemahlin denn bereits zurück?“

„Ihre Excellenz kamen vor einer Stunde! Sie hatten den Wagen nicht abgewartet, sondern sich einer Droschke bedient.“

„Und Graf Calliano? Er war erst soeben hier?“

„Seine Erlaucht erschienen vielleicht zehn Minuten später als Ihre Excellenz!“

Monsieur Bertolet, der seine ganze Lehrzeit verloren haben mußte, wenn er sich über die Ereignisse dieses Abends nicht längst seine eigenen Gedanken gemacht hätte, wartete auf weitere Fragen. Aber er wartete umsonst. Steif und würdevoll wie immer, ohne jedes Anzeichen einer inneren Bewegung, trat der Gesandte in den Empfangssalon, von dem aus man in das Theezimmer gelangte. Ein kurzer Wink der Hand bedeutete den gelehrigen François, daß seine Dienste nicht weiter begehrt würden.

Langsam und ohne alle hastende Neugierde schob Baron Palma die Vorhänge auseinander, welche sich erst vor wenigen Minuten hinter dem davoneilenden Prinzen geschlossen hatten. Er sah, daß seine Gemahlin in einem Sessel lag, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend und daß sie jäh emporfuhr bei dem leichten Geräusch, welches sein Eintritt erzeugte.

Vielleicht hatte Thea gefürchtet, daß es Prinz Leopold sei, der noch einmal zurückkehre, denn ihre abwehrend erhobenen Arme sanken schlaff herab, als sie den Gesandten erkannte. Den Ausdruck ihres Gesichts konnte Palma nicht erkennen, da sie es sogleich von ihm fortwandte. Aber wie befremdlich auch dies alles sein mochte, es schien dennoch nicht seine Absicht, eine Erklärung von ihr zu fordern. Er begrüßte sie mit seiner leisen, müden Stimme und gab der Hoffnung Ausdruck, daß es nicht etwa ein Unwohlsein gewesen sei, welches sie bestimmt habe, die Gesellschaft im Hause ihres Vaters schon so früh zu verlassen.

Wohl eine Minute verging, ohne daß er eine Antwort erhalten hätte. Dann kehrte Thea sich ihm plötzlich zu, und indem sie dicht an ihn herantrat, sagte sie mit zuckenden, blutlosen Lippen:

„Ich fuhr nach Hause, weil ich Dich noch heute sprechen wollte. Es war meine Absicht, Dir mitzuteilen, daß ich meinen gestern erhobenen Widerspruch zurücknehme und daß ich bereit bin, Dir nach Schloß Erla zu folgen, wann Du es wünschest. Ich selber bitte Dich jetzt, dem Rat des Arztes Folge zu leisten und alles zu thun, was er für die Wiederherstellung Deiner Gesundheit für erforderlich hält."

Sie sprach hastig, fast überstürzt, und mit einem Ausdruck der Angst, als zittere sie davor, daß ihr Anerbieten jetzt zurückgewiesen werden könnte. Niemals hatte Baron Palma seine Gemahlin so vor sich gesehen.

„Und wodurch ist diese Sinnesänderung bewirkt worden?“ fragte er, ohne seine Stimme zu erheben. „Möchte es nicht sehr wahrscheinlich sein, daß die Gründe, welche Dich in diesem Augenblick bestimmen, schon in der nächsten Stunde ihre Bedeutung für Dich verloren haben?“

Heftig schüttelte Thea den Kopf, und in ihren Augen flammte es auf.

„Nein, nein! Was ich da sage, ist mein fester, unumstößlicher Entschluß! Du hattest recht, als Du mich daran mahntest, daß das Weib dem Mann folgen müsse, wohin auch immer ihn sein Schicksal führe. Gestern trat es zu plötzlich und unerwartet an mich heran; inzwischen aber bin ich zum vollen Bewußtsein meiner Pflichten gekommen, und es ist mein Wille, sie in ihrem ganzen Umfang zu üben. Was berechtigt Dich, an der Ehrlichkeit dieses Willens zu zweifeln?“

„Ich zweifle nicht daran,“ erwiderte er ruhig, „und ich danke Dir für Deine Großmut, Thea! Sie ist mir von großem Wert, auch wenn ich das Opfer heute nicht mehr annehmen kann, welches Du mir da bringen willst.“

„Und warum kannst Du es nicht? Etwa um der kindischen, thörichten Worte willen, die ich gestern gesprochen? Nun wohl, wenn sie Dich beleidigt haben, so bitte ich Dich um Verzeihung und erkläre Dir, daß ich sie aufrichtig bereue. Forderst Du noch eine andere Genugthuung als diese?“

Sie war kaum mehr im stande, sich zu beherrschen. Nicht die demütige Unterwerfung eines liebenden Weibes war es, die aus ihrem Bekenntnis sprach, sondern namenlose Bitterkeit und jene Verzweiflung, die das letzte, Rettung verheißende Auskunftsmittel ergreift, auch wenn es nur um den Preis der Selbstachtung erkauft werden kann.

Baron Palma verriet in seinem Benehmen nicht, ob er ihre Abbitte in diesem Sinn verstand; aber auch er schien jedenfalls nicht geneigt, die Unterhaltung in eine rührende Versöhnungsscene zu wandeln.

„Ich habe eine Satisfaktion überhaupt nicht begehrt," sagte er, „denn Deine gestrige Antwort hat mich nicht beleidigt. Ich sehe ein, daß sie den bestehenden Verhältnissen entsprach."

„Du beharrst also dabei, mein Erbieten zurückzuweisen? Du willst hier in Berlin und auf Deinem Posten verbleiben?"

„So habe ich mich allerdings entschlossen, Thea."

Er hätte in der gleichgiltigsten Konversation nicht gelassener und unbeweglicher sein können, als er es der mühsam unterdrückten Leidenschaft seines schönen Weibes gegenüber blieb. In stummer Verzweiflung preßte Thea die Hände zusammen. Sekundenlang standen sie einander schweigend gegenüber; dann ging die junge Frau langsam zur Thür. Vielleicht hatte sie dennoch erwartet, daß Palma sie zurückrufen, daß er eine Frage an sie richten, daß er kraft seines

Gattenrechtes ihr Vertrauen fordern würde. Und als nichts Derartiges geschah, als er in seiner wächsernen Regungslosigkeit verharrte, blieb sie plötzlich stehen und wandte ihm noch einmal ihr marmorbleiches Antlitz zu.

„Prinz Leopold war an diesem Abend hier!“ sagte sie tonlos.

„Ich traf mit ihm zusammen, als er das Haus verließ.“

„Und Du hast ihn gesprochen?“

„Nein, der Prinz übersah meinen Gruß, da er mich nicht erkannte.“

Wieder ein peinvolles Schweigen! Baron Palma fragte nichts, und Thea zauderte, die Qual ihrer Demütigung freiwillig zu vermehren. Aber war denn irgend eine Buße, die sie sich auferlegen konnte, schwer genug für die Größe ihres Verschuldens?

„Der Brief, den Du mir gestern überbrachtest,“ fuhr sie mit fast versagendem Atem fort, „er war in der That von der Hand des Prinzen Leopold.“

„Die Uebereinstimmung der Schriftzüge gestattete mir von vornherein nicht, daran zu zweifeln. Er wird Dir seinen Besuch angemeldet haben.“

Es geschah nicht zum erstenmal, daß Thea das Wesen ihres Gatten wie etwas Unheimliches, Beängstigendes empfand; aber nie zuvor war dieser Eindruck so stark gewesen als jetzt, wo sie mit Gewißheit ein zorniges Auffahren, ein heftiges Wort des Vorwurfs

erwartet hatte. Wenn diese unerschütterliche Gleichgiltigkeit nichts anderes war als eine Maske, — und ein instinktives Gefühl sagte ihr, daß sie nichts anderes sein könne — was in aller Welt war es denn, das sich hinter dieser Maske verbarg, und was konnte ihn bewegen, sie so lange und so beharrlich festzuhalten!

„Ja," entgegnete sie, fast ohne zu wissen, was sie sprach, und nur von dem Gedanken an dies unheimliche Rätsel erfüllt, „der Prinz hatte mir geschrieben, um mich auf seinen Besuch vorzubereiten."

Daran, daß ihr Gatte diese Antwort mißverstehen, daß er sie in Verbindung mit ihrer vorzeitigen Heimkehr für das Eingeständnis eines hinter seinem Rücken verabredeten Rendezvous halten könnte, dachte Thea nicht einmal. Nichts in seinem Verhalten konnte sie ja auch auf das Vorhandensein eines solchen eifersüchtigen Argwohns schließen lassen. Es fiel ihm nicht einmal ein, zu fragen, wovon bei dem seltsamen Besuch des Prinzen die Rede gewesen sei und warum seine Gattin jenen Brief vor ihm verleugnet habe. Alles, was er zu sagen hatte, war: „Gedenkt Seine Hoheit längere Zeit in Berlin zu verweilen?"

Da vermochte sie den Sturm in ihrem Herzen nicht länger zu bezwingen. In einem Gemisch von Entrüstung, beleidigtem Stolz und leidenschaftlichem Begehr nach Hilfe kam es von ihren Lippen:

„Ich weiß es nicht und ich will es nicht wissen.

Dies Haus — das hoffe ich mit Zuversicht — wird er nicht mehr betreten, so lange ich in demselben weile. Von Dir aber fordere ich, daß Du mich schützest und daß Du mir beistehst! Siehst Du denn nicht, daß ich hier nicht länger bleiben will, nicht länger bleiben kann? Nicht Deinetwegen allein, nein, auch um meinetwillen muß ich fort von hier, so bald als möglich und so weit — so weit es sein kann, am liebsten in die tiefste, entlegenste Einsamkeit. Wenn Dir an meiner Ruhe gelegen ist, an meiner Reinheit und an Deiner Ehre, so laß mich nicht in dieser schrecklichen Gefahr!"

Das Haupt des Barons neigte sich ein wenig nach vorn, und seine hagere Gestalt schien noch mehr in sich zusammen zu sinken. Seine Stimme war ganz heiser und klanglos geworden, als er erwiderte:

„Ich setze mein Vertrauen nicht in die Einsamkeit irgend eines Aufenthaltsortes, sondern in die makellose Tugend der Baronin Palma, und ich würde mich einer unverzeihlichen Beleidigung gegen meine eigene Gemahlin schuldig machen, wenn ich im Ernst an das Vorhandensein solcher Gefahren glauben könnte. Nur eine außerordentliche Erregung konnte Dir solche Worte eingeben, Thea! Gestatte mir, dieselben so lange als ungesprochen zu betrachten, bis Du Zeit zu ruhigerer Ueberlegung gefunden haben wirst. Beharrst Du auch morgen noch auf Deinem Wunsch, so werde ich ihm unweigerlich Rechnung tragen; im andern Fall aber wird nie wieder davon die Rede sein."

Gewiß war es nicht die Liebe für ihren Gatten gewesen, welche Thea das leidenschaftliche Bekenntnis ihres Seelenzustandes abgezwungen hatte; aber wenn er sie nach diesem Bekenntnis in großmütigem Verzeihen an sich gezogen, wenn er sie mit herzlichen Worten seines Schutzes und seiner Hilfe versichert hätte in allen Kämpfen und Stürmen des Lebens, wenn sie aus seinem Benehmen die Ueberzeugung gewonnen haben würde, daß er ihr wirklich ein Hort und eine Zuflucht sein wolle in der Stunde der Not, dann hätte dieser Augenblick vielleicht den Abgrund auszufüllen vermocht, der sie seit dem Tag ihrer Vermählung von ihm trennte. Nun aber, als er, statt in heißer Leidenschaft aufzuflammen, nur eine wohlgesetzte kalte und erkältende Entgegnung in Bereitschaft hatte, nun sah sie diesen Abgrund nur um so düsterer und trostloser zu ihren Füßen klaffen. Die gefalteten Hände, welche sie in flehender Bitte zu ihm erhoben hatte, fielen müde herab, und mit tief gesenktem Haupt wandte sie sich zum zweitenmal von ihm hinweg, diesmal in der Gewißheit, daß es keine Möglichkeit einer Verständigung zwischen ihnen gebe.

„Ich werde auch dann nicht andern Sinnes geworden sein," sagte sie kalt, „und ich nehme also Dein Einverständnis an, wenn ich schon morgen die Vorbereitungen für die Reise treffe. Gute Nacht!"

Seiner ritterlichen Gewohnheit nach wollte ihr

Palma das Geleit geben; aber der Blick, welchen ihm Thea zuwarf, hielt ihn zurück.

„Gute Nacht!" klang es ihr von seinen Lippen nach, während sie sich entfernte, und dieser Gruß hätte nicht höflicher und leidenschaftsloser sein können, wenn sie in aller Freundschaft die gleichgiltigste Unterhaltung mit einander geführt hätten.

Eine Minute später aber brach der Gesandte an der Stelle, wo er stand, zusammen, und sein Haupt schlug schwer gegen eine der Marmorsäulen des Kamins. So fand ihn François nach einer Viertelstunde, und es war kein Wunder, wenn er den Ohnmächtigen auf den ersten Blick für einen Toten hielt. Aber er war ein so wohlgeschulter Kammerdiener, daß er trotzdem nicht daran dachte, Lärm zu schlagen und die übrige Dienerschaft herbeizurufen. Er hatte sich ja über die Vorgänge dieses Abends längst seine eigenen Gedanken gemacht, und seiner Weltkenntnis würde es auch für einen tragischen Abschluß derselben nicht an einer zutreffenden Erklärung gefehlt haben. Aber wenn er die intimen Geheimnisse seines Gebieters zu erforschen suchte, so geschah es keineswegs, um sie an die große Glocke zu hängen. Er wußte, daß mit dem hohen Gehalt, welchen er empfing, nicht nur seine Gewandtheit und sein elegantes Französisch, sondern auch seine Verschwiegenheit bezahlt war, und seinem eigenen Gewissen wäre eine Indiskretion sicherlich nicht minder strafwürdig erschienen, als wenn er

eine kostbare Sèvresvase zerbrochen oder ein Glas Champagner auf die Courschleppe der Frau Baronin gegossen hätte.

So beugte er sich ohne jeden ungeschickten Ausruf des Schreckens zu der regungslosen, gebrechlichen Gestalt auf dem Teppich nieder, und als er sich überzeugt hatte, daß seine erste Befürchtung eine übertriebene gewesen war, schaffte er den Gesandten, jede fremde Hilfe verschmähend, behutsam auf das Ruhebett. Unter seinen Bemühungen öffnete Baron Palma nach einer kleinen Weile die Augen. Er sah verwirrt um sich und fuhr mit der Hand durch das spärliche Haar.

„Was ist das, François? Ich war ohnmächtig? Es hat es doch niemand gesehen?"

„Niemand, Excellenz! Die Frau Baronin hatte das Gemach unzweifelhaft schon vorher verlassen."

Der Gesandte richtete sich empor. Die Miene der Bestürzung war schon wieder der alten Undurchdringlichkeit gewichen.

„Eine unbedeutende Schwäche! Ich danke Ihnen, François! Aber Sie müssen dafür sorgen, daß etwas weniger geheizt werde. Diese Hitze macht mir Schwindel."

Der Kammerdiener verbeugte sich tief. Er hatte schon bei einem echten Fürsten servirt; aber was war all die illustre Vornehmheit jener Durchlaucht gegen die wahrhaft aristokratische Selbstbeherrschung seines jetzigen Gebieters!

Zwölftes Kapitel.

„So ist es unwiderruflich beschlossen, daß Du gehst? Und es gibt nichts mehr, das Dich zurückhalten könnte?"

Julia Malachow war es, welche so zu ihrem Besucher sprach, und dieser Besucher, der da im matten Dämmerlicht des hereinbrechenden Abends vor ihr stand, war der Norweger Jens Olafson.

„Es darf nicht länger aufgeschoben werden," erwiderte er mit seiner weichen, wohlklingenden Stimme, „wie viele größere Pläne auch dadurch für den Augenblick in nichts zerfließen. Ich verspreche mir nicht viel von dieser Bewegung, aber da ich nun einmal für einen ihrer Urheber gelte, ist es auch meine Pflicht, ihr meine ganze Kraft zu weihen."

„Du glaubst also, daß es in der That zum Losschlagen kommen werde, — zu einer großen, das ganze Land umfassenden Revolution?"

Er schüttelte den Kopf, und ein fast wehmütiger Zug trat in seinem Gesicht hervor.

„Mit wie freudigem Herzen wollte ich gehen, wenn darauf zu hoffen wäre! Aber die Erntezeit, die uns solche Früchte in den Schoß wirft, ist noch nicht gekommen, und es wird auch diesmal endigen, wie es in jenem unglückseligen Lande für uns noch immer geendigt hat! Es fehlt an verständigen Führern und — was viel schlimmer ist — an jeder Organisation der Massen. Die Möglichkeit eines gemeinsamen, planmäßig vorbereiteten Handelns ist ausgeschlossen. So weit die Stimme eines entschlossenen Mannes reicht und seine Persönlichkeit unmittelbar zu wirken vermag, ist noch etwas zu erreichen; wo aber der Herde die Leitung fehlt, da genügen ein paar Schüsse und ein Dutzend gut angebrachter Stöße mit dem Gewehrkolben, um sie zu zersprengen. Im günstigsten Fall werden einige Fabriken und die Paläste einiger Bergwerksbesitzer in Rauch aufgehen, die große Verlustliste der Freiheit wird um die Namen von so und so viel armen Teufeln bereichert werden, und nach mehreren Tagen oder Wochen werden Maschinen und Menschen ächzen wie zuvor, die alte Kirchhofstille wird über den Baracken der Arbeiter liegen, und die Bourgeois werden, tief aufatmend, ihre Champagnergläser leeren auf das Wohl des tapferen Heeres, das Ruhe und Ordnung so schnell wiederhergestellt."

Er sprach langsam und vollkommen ruhig. In dem beinahe gelassenen Ton seiner angenehmen Stimme war nichts von düsterem Haß und leidenschaftlichem

Fanatismus. Ein Kaufmann, der die Chancen eines neuen Unternehmens abwägt, würde etwa mit demselben Ausdruck gesprochen haben. Die Augen der Schauspielerin aber hingen mit eigentümlichem Glanze an seinen Lippen.

„Und wenn es so ist, Olafson, wenn Du im vorhinein so fest von der Erfolglosigkeit der ganzen Bewegung überzeugt bist, warum willst Du ihr dann Deine größeren Pläne opfern? Warum willst Du um ein Nichts Deine Freunde der Gefahr aussetzen, auf der großen Verlustliste der Freiheit auch Deinen Namen zu lesen?"

Der Norweger schüttelte den Kopf.

„Ich bin Einer von Hunderttausenden! Ob ich da oder dort falle, gilt ganz gleich, — genug, wenn es irgendwo im Vernichtungskampfe gegen das Bestehende geschah! Selbst der kleine Schrecken, den wir dem blutsaugenden Kapital bereiten werden, ist schon ein Gewinn. Auch wenn die eigene Lunge zu schwach ist, um ein großes Feuer anzublasen, soll man nicht versäumen, Funken auszustreuen. Vielleicht fällt doch einer von ihnen zufällig in ein Pulverfaß. Ich gestehe, daß ich selber mich gern für etwas anderes aufgespart hätte; aber ich bin ja kein Feldherr, sondern nur ein Franctireur. Ueberall, wo es eine sogenannte gesellschaftliche Ordnung gibt, bin ich von meinen Feinden umgeben, — die erste Gelegenheit, wo ich einige von ihnen vor meinen Lauf bringen kann, muß mir auch die liebste sein."

Ein leichtes Erschauern ging über Julias Gestalt. Sie setzte sich und zog ihn an ihre Seite nieder. Seinen Nacken mit ihrem Arm umschlingend, lehnte sie den Kopf an seine Schulter.

„Wie fürchterlich das klingt, Olafson!“ sagte sie leise. „Auch ich kämpfe ja für eine große Sache und ich weiß, daß im Kriege alle Waffen gelten, zumal auf der Seite des Schwachen. Aber Blut und Mord — und um nichts! Das kann ich nicht fassen und am wenigsten, wenn ich mir vorstellen soll, daß Deine Hände zu solcher Verrichtung bestimmt sind. Wie ganz anders sprachst Du damals, als ich zum erstenmal wie eine Verzückte Deinen begeisterten Worten lauschte!“

Er duldete die zärtliche Liebkosung des schönen Weibes; aber er erwiderte sie nicht.

„Ich war ein Narr,“ entgegnete er mit einem kleinen Lächeln, das beinahe liebenswürdig zu nennen war, „aber ich mußte natürlich auch dies Entwicklungsstadium durchmachen, um an mir selber zu erfahren, daß die philanthropischen Träumer und Phantasten der Menschheit tausendmal mehr geschadet haben als ihre Tyrannen und Unterdrücker. Damals war ich mit der weltfremden Weisheit meiner Studirstube naiv genug, zu glauben, daß man dem verborgenen und brutalen System unserer sozialen Ordnungen mit kleinen Flickereien beikommen könne; heute aber darf ich aus eigenster Erkenntnis getrost mit Mephistopheles

sagen: Alles, was entsteht, ist wert, daß es zu Grunde geht — so lange wenigstens, als dies fluchwürdige System zu Gunsten einer lächerlich kleinen, arbeitsuntüchtigen Minderheit seine Herrschaft behauptet."

„Und wenn alles vernichtet werden soll, mein Freund, — werden dann diejenigen jemals glücklich sein können, die das schreckliche Vernichtungswerk vollbracht oder daran mitgearbeitet haben?"

„Niemand kann glücklich sein, der einer Menschheit angehört, wie es die gegenwärtige ist! Wir wollen nichts, als den Boden für die Saat einer Zukunft bereiten, die keiner von uns mit seinen eigenen Augen sehen wird!"

„Aber es muß doch ein Bild von dieser fernen Zukunft, die ich mir nicht vorzustellen vermag, in Deiner Seele leben. Worin wird sie sich von der Gegenwart unterscheiden, die Dir so verdammenswert scheint?"

„Sie wird die geistigen Errungenschaften von vier Jahrtausenden nicht mehr in den Dienst einer unersättlichen, beutegierigen Minorität, sondern in den Dienst der ganzen Menschheit stellen! Diese Gewißheit muß denen genügen, die den Acker bearbeiten. Uns über die Gestaltung der Dinge im einzelnen den Kopf zu zerbrechen, kann nicht unsere Aufgabe sein. Es ist müßig, über die Verwertung der Ernte zu streiten, so lange das Feld noch vom Unkraut überwuchert ist. Wir sind bestellt, das Unkraut auszujäten, und da es so viele Jahrhunderte lang Zeit

gehabt hat, zu wachsen, wird unsere Arbeit nicht von heute auf morgen beendet sein."

„Dein Vorhaben ist selbstlos und edel, Olasson! Ich bewundere Dich, obgleich ich nur mit Entsetzen an die Ausführung Deiner Pläne denken kann. Aber rechnest Du wirklich darauf, die Gefolgschaft der großen Masse zu erhalten, wenn Du sie nur auf eine Zukunft zu vertrösten vermagst, die zu erleben kaum den Kindern ihrer Enkel beschieden sein wird?"

„Nein! Und ich bin kein Betrüger, welcher leere Versprechungen macht. Es genügt mir, die Unterdrückten zur Erkenntnis ihrer Lage zu bringen, ihre Wut zu reizen und den Durst nach Rache in ihnen zu erzeugen. Ich will ja nicht reformiren, sondern ich will zerstören. Mein Ziel ist die Revolution, die Vernichtung des Bestehenden! Ob ich ein paar hundert Arbeiter mit Petroleumkannen und Feuerbränden gegen die Paläste ihrer Peiniger führe, ob ich eine Bombe unter die Räder einer Fürstenkarosse, in den Sitzungssaal eines Parlamentsgebäudes werfe — oder ob ich nach meinen schwachen Kräften dazu beitrage, den Ausbruch eines großen Weltkrieges zu beschleunigen, — mir ist das eine wie das andere gleich wertvoll für meinen letzten Zweck. Die Tragweite der einzelnen Handlung läßt sich im voraus nicht berechnen. Sie kann wirkungslos verpuffen, wie ein blinder Kanonenschuß; aber sie kann ebensowohl auch die Brandrakete sein, welche alles in Flammen

setzt. Darum habe ich kein Recht, zu wählen und mich in überlegener Weisheit von einem Unternehmen fern zu halten, dem ich keine Bedeutung beimesse. Das Entscheidende bleibt schließlich ja doch nur der Zufall, und lediglich an ihrem Erfolge ist der Wert unserer Thaten zu messen."

„Mit so rücksichtsloser Offenheit hast Du mir Deine Anschauungen noch niemals dargelegt, Olasson, und ich weiß es Michael Bakunin wahrlich wenig Dank, daß er Dich zu dieser Lehre vom Segen der Vernichtung bekehrt hat. Es ist gut, daß der Vater nichts von der Wandlung ahnt, die mit Dir vorgegangen ist. Er würde Dich bei seiner Neigung zum Mißtrauen ohne Zweifel für einen Verräter an unserer heiligen Sache halten. Weiß ich doch selber kaum noch, was Dich bestimmen kann, unser Bundesgenosse zu sein."

Der Norweger lächelte wieder.

„Ich bin euer Bundesgenosse nicht, sondern ihr seid die meinigen. Ihr arbeitet an meinem Werke, nicht ich an dem euren! Ich wünsche die Wiederherstellung des Königreichs Polen so wenig, als ich irgend etwas anderes, das zerstört wurde, wieder aufgerichtet zu sehen wünsche; aber euer nächstes Ziel ist ja die Revolution, und bis dahin gebe ich euch bereitwillig das Geleit. Ich unterstütze die Arbeit Stanislaus Galewskis aus denselben Gründen, die mich bestimmen, bei dem Verkauf deutscher Staatsgeheimnisse an fremde Regierungen den Vermittler zu

machen. Ob es Insurrektion oder Krieg oder Revolution heißt, — was kommt am Ende auf den Namen an! Je größer die Umwälzung, desto größer ist auch für den Ancharismus die Hoffnung auf einen Gewinn."

Julia ließ ihre Hand von seiner Schulter herabgleiten, und ihr Blick senkte sich forschend in den seinigen, als sie fragte:

„Und wenn wir nun unser Ziel erreichten? Wenn wir auf dem Boden einer siegreichen Revolution an den Wiederaufbau unseres unglücklichen Vaterlandes gingen, würdest Du dann nicht um Deiner furchtbaren Zerstörungstheorie willen unser Feind werden müssen, wie Du heute der Feind unserer Unterdrücker bist?"

Olasson hielt ihren Blick ruhig aus und seine Antwort erfolgte ohne Zögern und Bedenken.

„Gewiß! — Ein Königreich Polen wäre mir ebenso verhaßt als ein Königreich Preußen oder Norwegen, denn es würde um nichts besser sein als jene."

„Du könntest es also in solchem Fall über Dich gewinnen, gegen uns zu kämpfen, — gegen die Sache, welche Du einst mit Feuereifer zu der Deinigen machtest — gegen Deine Freunde — gegen meinen Vater — gegen mich?"

Sie war aufgesprungen und dicht vor ihn hingetreten, die kleinen silbernen Ketten, welche stets den einzigen Schmuck ihrer weißen Arme bildeten, klirrten in der Heftigkeit der Bewegung, mit welcher sie beide

Hände auf ihre stürmisch atmende Brust gedrückt. Es war ein Gemisch von Zorn und Angst, das aus ihren Worten klang; doch die Erregung machte sie nur noch schöner.

Mit seinen klaren, kalten Augen sah Jens Olasson auf das verführerische Weib, als wäre ihm jedes Bewußtsein ihres Geschlechtes verloren gegangen. Ihre Leidenschaft fand unverkennbar nicht den leisesten Widerhall in seiner eigenen Brust.

„Wenn ich eine Förderung meiner letzten Ziele darin sehen könnte, so würde ich es ohne Zweifel thun!“

Man konnte nicht ruhiger und nicht mit dem Ausdruck größerer Wahrhaftigkeit sprechen, als er es that. Wie gelähmt von Entsetzen starrte Julia in sein gleichmütiges Gesicht.

„So vollständig also ist alles in Deinem Herzen ausgelöscht, was uns einst beglückt hat?“ fragte sie nach einer Weile mit bitterem Vorwurf. „Es ist ein Unglück für mich, daß mein Gedächtnis besser ist als das Deinige. Ich erinnere mich noch mit voller Deutlichkeit jenes Abends, da Du in einer armseligen Pariser Mansarde vor mir auf den Knieen lagst und mir mit den heißesten Worten, die über eines Mannes Lippen kommen können, gelobtest, fortan nur mir angehören zu wollen und der heiligen Sache meines unglücklichen Vaterlandes! Ich klage Dich nicht an, daß Du dies letztere Gelöbnis brechen willst; denn

Du bist ja kein Pole, und wenn ich Deinem schrecklichen Gedankenfluge auch nicht bis an sein letztes Ziel zu folgen vermag, so kann ich doch begreifen, daß ein Mann von Deiner Art seiner besseren Erkenntnis selbst seine Treueschwüre zum Opfer bringt. Was aber konnte Dich zwingen, auch an mir zum Verräter zu werden? Womit habe ich verschuldet, daß an die Stelle einer Leidenschaft, deren Glut mich fast erschreckte, eine Eiseskälte getreten ist, die Dich, wie Du selber ohne Zögern aussprichst, unter Umständen sogar in den Stand setzen könnte, mich zu vernichten? Hat eine so kurze Zeit hingereicht, Deine Liebe in Gleichgiltigkeit zu wandeln? Oder fordert etwa Deine Sache von Dir, daß Du aufhörst, ein Mensch zu sein?"

„Solche Forderung wäre unerfüllbar, weil sie das Unmögliche verlangte. Ich bin ein Mensch geblieben, Julia, doch ich bin einer, der nicht mehr sich selber angehört, und ich müßte meine Mission sehr oberflächlich und leichtfertig erfassen, wenn ich schonungslos verfahren wollte gegen alles, was besteht, ausgenommen gegen mich selbst! Wie es Michael Bakunin von dem wahren Revolutionär verlangt, so erkenne ich es rückhaltslos als meine Pflicht, alle verweichlichenden und entkräftenden Empfindungen, mögen sie nun Freundschaft, Liebe, Dankbarkeit oder wie sonst immer genannt werden, in mir zu ersticken, so weit dies eben einem Menschen möglich ist. Mit

Romantik und Empfindsamkeit kann man wohl einem sogenannten Ideal nachstreben, wie es eure erträumte Wiederherstellung Polens ist, niemals aber einer Aufgabe gleich der meinigen genügen."

Die Schauspielerin stand noch immer unbeweglich vor ihm, die Hände auf die Brust gelegt, mit blassem Gesicht und glänzenden Augen.

„Du hast also, wenn ich Dich recht verstehe, Deine Liebe von Dir abgethan, wie ein Soldat den Mantel ablegt, der ihm im Handgemenge hinderlich sein kann. Und Du erwartest, daß ich daran glaube, Olafson? — Entweder waren all Deine einstigen Versicherungen frevelhafte Lügen, oder Du liebst mich noch heute wie an jenem Abend unserer seligen Weltvergessenheit in Paris. Warum willst Du mir die Wahrheit verschweigen? Warum soll nicht wenigstens rückhaltslose Aufrichtigkeit sein zwischen denen, die sich frei gemacht haben von den engherzigen Gesetzen der landläufigen Moral?"

Der Norweger sprang auf; er legte seinen Arm um das schöne Weib und zog sie an sich, als ob er ihre verführerische Gestalt zerbrechen wolle. Seine Lippen dicht an ihr Antlitz bringend, sagte er:

„Was soll Dir die Wahrheit, Julia, da Du sie doch nicht begreifst? Oder verstehst Du mich etwa, wenn ich Dir erkläre, daß ich Dich kaltblütig mit meinen eigenen Händen erwürgen könnte, wenn ich in Dir ein Hindernis sähe für die Verwirklichung meiner Pläne, — und daß ich doch Stunde um Stunde

die härtesten Kämpfe führen muß gegen die Versuchung, alles daran zu geben für die Wonne Deiner Liebe? Gibt es überhaupt ein Weib, das dies verstände?“

Sie umschlang seinen Kopf mit ihren Händen, zog sein Antlitz an das ihrige und küßte mit heißer Inbrunst seinen Mund. Wie heller Jubel klang es trotz des gedämpften Flüsterns aus ihren Worten, als sie erwiderte:

„Ja, ich verstehe Dich, mein Geliebter, und ich bin stolz auf Dich, wie auch immer das Ende sein möge!“

Doch Olafson ließ sich nicht hineinziehen in den Taumel ihrer Leidenschaft. Schon nach wenig Sekunden gab er sie frei.

„Du hast meine Antwort, Julia,“ sagte er ruhig, „laß uns künftig nicht mehr darauf zurückkommen!“

Mit einem tiefen Aufseufzen ließ sie die Arme schlaff an ihrem Körper herabsinken.

„Es ist also unmöglich, daß Deine Reise noch einen Aufschub erfahren könnte, Olafson?“

„Unmöglich!“

„Und Du wirst auf dem kürzesten Wege an den Herd der Bewegung eilen?“

„Nein! Ich weiß, daß man mich beobachtet und daß die deutschen Behörden meine Ankunft signalisiren würden, wenn ich die gerade Route einschlüge. Ich habe mich noch nicht für einen bestimmten Reiseplan entschieden.“

„Vielleicht wirst Du Paris berühren, — Dich möglicherweise eine kurze Zeit dort aufhalten?“

„Das ist allerdings nicht ausgeschlossen. Es könnte mir von Wichtigkeit sein, den einen oder den andern Genossen zu sprechen.“

„Und Deine Freunde sind gut unterrichtet, nicht wahr? Sie werden Dir wahrscheinlich Auskunft geben können über eine Persönlichkeit, für die ich mich sehr lebhaft interessire und die ich zu meinem Bedauern neuerdings aus den Augen verloren habe. Vielleicht ist jene Person unter den gegenwärtigen Verhältnissen auch für Dich von einiger Bedeutung. Ich meine den Prinzen Leopold, von dem ich Dir wohl damals bei unserer Pariser Begegnung gesprochen habe.“

„Ich erinnere mich sehr wohl! Du hegtest große Hoffnung, den hochgeborenen Herrn für eure Sache zu gewinnen.“

Die Brauen der Schauspielerin zogen sich finster zusammen, als sie fortfuhr: „Ja, ich war thöricht genug, mich um seiner philanthropischen Tiraden willen solchen Hoffnungen hinzugeben, und die Eroberung, die wir an ihm gemacht hätten, schien mir jeden Preises wert. Ich vermag die Verblendung, in der ich mich damals befand, heute kaum noch zu begreifen, unverwischbar ist mir nur ins Gedächtnis geschrieben, daß ich nicht nur als Polin, sondern noch viel mehr als Weib von diesem Manne die schimpflichste Demütigung erfuhr, die mir überhaupt zugefügt werden konnte.“

„So sinnst Du darauf, Dich an ihm zu rächen?“

„Ich habe keinen heißeren Wunsch als diesen! Wäre es zwischen Dir und mir noch so, wie es damals in Paris gewesen, so würde ich es als einen Beweis Deiner Liebe fordern, daß Du ihn vernichtest!“

„Solche Beweise wirst Du allerdings nicht mehr verlangen dürfen; denn in meinem Lebensprogramm ist für persönlichen Haß und eigensüchtige Rache so wenig Platz, als für Freundschaft und Liebe. Aber es könnte trotzdem sehr wohl geschehen, daß ich dem Prinzen Leopold einmal als Rächer gegenüber träte. Es gab eine Zeit, in welcher nicht nur trauernde Polen, sondern auch andere Unterdrückte in ihm einen Bundesgenossen und Vorkämpfer gefunden zu haben glaubten, eine Zeit, in welcher die unglücklichen Proletarier seines Vaterlandes zu ihm aufblickten wie zu dem Messias, von dem ihnen Heil und Erlösung kommen sollten. Nun, wie es am Ende vorauszusehen war, wurden die Erwartungen der einen ebenso vollständig zerstört, als die der anderen! — Seine Hoheit hatte in irgend einer Anwandlung von Verdrießlichkeit gegen die erlauchte Verwandtschaft ein wenig Arbeiterschutz und Demagogie getrieben, wie man eben in diesen Kreisen einen neuen, interessanten Sport betreibt. Als er zu der Erkenntnis kam, daß dies doch wohl etwas ernsthafter sei als eine Fuchshetze, und daß die schwachen Händchen eines beliebigen Aristokraten die Fäden einer mächtigen Bewegung nicht nach Belieben

leiten könnten wie die Zügel vom Bock eines Phaeton, da warf der edle Prinz die ganze lästige Geschichte beiseite und ging ins Ausland, um der Regierung seines hohen Verwandten desto freiere Hand zur Beseitigung des angerichteten Wirrwarrs zu lassen. Und die Regierung ließ den günstigen Augenblick nicht entgehen. Sie machte gründlich reinen Tisch, und ein halbes Dutzend der armen Verführten, die unter dem vermeintlichen Schutze seiner Hoheit gewagt hatten, freier und rückhaltsloser als sonst für die Abschaffung einer zum Himmel schreienden Sklaverei einzutreten, büßt für jene närrische Leichtgläubigkeit noch heute im Gefängnis. Man hat dem Prinzen Leopold in seinem Vaterlande diese feige Verräterei nicht vergessen, und leicht genug könnte darum der Tag kommen, an welchem ich, wenn auch nicht in Deinem Namen, so doch im Namen von hunderttausend armen Betrogenen, Abrechnung mit ihm zu halten hätte."

Mit angehaltenem Atem hatte ihm die Schauspielerin gelauscht. Die ganze Furchtbarkeit des Hasses, welchen sie gegen den Prinzen empfand, loderte auf dem Grunde ihrer Augen.

„Laß mich dies wie ein Versprechen nehmen, Olasson! — Und wenn jener Tag gekommen ist, wenn Du ihm Auge in Auge gegenüberstehst, oder wenn Du einen Plan zu seinem Verderben schmiedest, so wirst Du trotz Deiner blinden Unterwerfung unter Bakunins fanatisches Gebot nicht vergessen, daß jener

Mann das Weib, welches Du liebst, beleidigt und erniedrigt hat, wie ein Weib nur immer erniedrigt werden kann."

Er wurde der Notwendigkeit überhoben, ihr zu antworten, denn ehe er noch das erste Wort hatte sprechen können, öffnete sich die Thür, um Stanislaus Galewskis hagere, von dem kaftanähnlichen, schlotternden Gewand umhüllte Gestalt einzulassen. Aus den tiefliegenden Augenhöhlen des Komponisten flog ein rascher, forschender Blick zu dem Norweger hinüber, dann reichte er ihm zum Gruß die knochige Hand.

„Julia sagt, daß Du uns verlassen willst, Olafson! Gehst Du in unserer Sache?"

„Wir streben ja immer nach dem nämlichen Ziel," lautete die gelassene Entgegnung, deren ausweichende Zweideutigkeit Julia erst jetzt vollkommen begriff. „Die Hauptsache ist, daß ich hier vorderhand ziemlich überflüssig bin, nachdem die wichtigsten Verbindungen geknüpft sind, deren wir bedürfen. Du wirst für alles Weitere meiner Unterstützung gewiß entraten können."

Stanislaus Galewski hatte sich auf dem Sofa niedergelassen und stützte den mächtigen Kopf in die Hand.

„Ja!" sagte er, und es war wie ein dumpfes Grollen in seiner Stimme. „Aber es gefällt mir nicht, was Du mir da aufgezwungen hast. Ich wiederhole Dir zum hundertstenmal, daß es mir nicht gefällt."

„Ich hätte auch einen andern dafür gefunden.

Wie konnte ich ahnen, daß Du so ängstlich geworden seist?!"

„Aengstlich?!" Der Komponist erhob das Haupt und schüttelte wie ein gereizter Löwe seine graue Mähne. „Wagst Du mir das zu sagen, Knabe — mir, der zehnmal sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, ehe Deine Kinderlippen den Namen Polens zu stammeln vermochten? Ich habe meine Hände in mancher Verschwörung gehabt und bin es gewöhnt, im Dunkel der Nacht hinter verschlossenen Thüren zu arbeiten. Wenn einer gegen tausend steht, muß er wohl seine Zuflucht zum Minengraben nehmen. Aber meine Ehre ist rein geblieben! Ich war ein Patriot, doch niemals ein Verräter."

Der Norweger zuckte ein wenig mit den Achseln. Galewskis Erregung konnte seinen kühlen Gleichmut nicht erschüttern.

„Das sind leere Wortklaubereien," erwiderte er. „Michail Murawjews Kriegsgericht verurteilte Dich nicht als Patrioten, sondern als Verräter zum Tode, und ein Landesverräter bist Du nach deutschem wie nach russischem Gesetz Dein Leben lang gewesen."

„Was kümmern mich diese Gesetze, die auf keinem andern Recht begründet sind als auf dem Recht des Stärkeren! Ich trage die Gesetze der Ehre in meiner eigenen Brust, und vor diesen gedachte ich makellos dazustehen bis an meinen Tod. Du trägst die Schuld daran, Jens Olafson, wenn ich nicht mehr mit reinem Gewissen in die Grube fahren kann!"

„Wenn man unter der Herrschaft phantastischer Ueberschwenglichkeit steht und sich von weichherziger Sentimentalität beeinflussen läßt, ist man freilich wenig geeignet, praktische Aufgaben zu erfüllen. Wer sich freiwillig einen Platz außerhalb der bestehenden Ordnung gewählt hat und doch alle Thorheiten und Vorurteile dieser sogenannten Ordnung wie drückende Ketten mit sich herumschleppt, der ist weder ein Rebell noch ein Märtyrer, sondern einfach ein Narr!“

„Und für einen solchen Narren hältst Du also auch mich, weil es mich bis in den Grund der Seele mit tiefstem Abscheu erfüllt, in gemeinem Schacher die kleinen Geheimnisse eines Landes an ein anderes zu verkaufen? Es mag nicht ehrlos sein, sich in das Haus eines Feindes zu schleichen und dem Starken, dem wir sonst nicht beikommen können, ungesehen die Dynamitpatrone mit der brennenden Zündschnur unter die Lagerstätte zu schieben, aber es ist sicherlich ehrlos und erbärmlich, unter dem Schutz des Gastrechts und vielleicht gar unter der Maske der Freundschaft in die Geheimnisse dessen einzudringen, den wir mit Hilfe dieser Geheimnisse zu verderben gedenken! Das ist nicht mehr die durch die Not gebotene Kriegführung des Schwachen, sondern die jämmerliche Kampfesweise des Feiglings!“

Jens Olafson schloß mit einer Bewegung der Ungeduld die Knöpfe seines Ueberrockes und sah sich nach seinem Hut um.

„Was sollen uns derartige akademische Erörterungen! Ich werde Dir die Verantwortung von der Seele nehmen, indem ich sie auf stärkere Schultern lege. Ich kann nicht mit Leuten arbeiten, die an Gewissensbissen leiden.“

Er schien wirklich entschlossen, zu gehen, doch Julia vertrat ihm den Weg.

„Ihr dürft nicht im Unfrieden von einander scheiden,“ sagte sie bittend. „Im Grund ist es ja doch nur ein Mißverständnis, das euch entzweien will. Wir sind schon viel zu weit gegangen, als daß der Vater jetzt noch daran denken könnte, zurückzuweichen.“

„Freilich!“ knurrte Stanislaus Galewski, finster vor sich nieder auf den Teppich schauend. „Und Du hast redlich das Deinige gethan, Julia, um es dahin zu bringen! Ist Dir noch nie eine Anwandlung von Reue gekommen bei dem kläglichen Schauspiel, das dieser Herr von Falkenrode bietet? Für das Glück, von Dir am Narrenseil geführt zu werden, verkauft er ahnungslos sein Vaterland.“

„Es hat damit bisher nicht allzu viel auf sich gehabt,“ fiel Olasson sarkastisch ein, „denn der Herr Lieutenant hat für die Bezahlung, die er empfängt, bis heute herzlich wenig geleistet. Seine Mitteilungen waren fast ohne Ausnahme wertlos, und ich werde nicht lange mehr in der Lage sein, das Geld der französischen Regierung für so unbrauchbares Material

wegzuwerfen. Es stehen eurem Hausfreund augenscheinlich die besten Quellen zur Verfügung; aber er verfährt bei seinen Abschriften mit einer Vorsicht, die den Wünschen unserer Auftraggeber ganz und gar nicht entspricht. Will er nichts Besseres liefern, so muß ich auf seine weitere Mitarbeiterschaft verzichten."

Mit einem kleinen Lächeln hörte ihm Julia zu.

„Nur noch ein wenig Geduld, und er wird uns alles verschaffen, was ihm überhaupt zugänglich ist. Aber ich muß seiner natürlich vollkommen gewiß sein, ehe ich ihm den Glauben nehmen darf, daß er für eine harmlose Zeitschrift arbeitet. Wäre ich mit der Thür ins Haus gefallen, so hätten wir ihn niemals für uns gewonnen."

„Und das wäre bei weitem das Beste gewesen!" brummte der Komponist. „Es ekelt mich an, aus seiner Dummheit für unsere Sache Nutzen zu ziehen; aber es würde mir vollends unerträglich werden, eine mit Bewußtsein begangene Schurkerei in unserem Interesse auszubeuten. Julia hat recht, ich kann nicht mehr zurück, und da wir ja in Wahrheit unsere letzten Hoffnungen auf Frankreich setzen müssen, so will ich mich um eines einstigen französischen Sieges willen mit meiner Verräterrolle abfinden, so gut ich's vermag; doch ich schwöre Dir, Olasson, daß von allen Diensten, die ich meinem unglücklichen Vaterland geleistet, von allen Opfern, die ich ihm während eines langen Menschenlebens gebracht, dies das bitterste und schwerste ist."

Es wurde zweimal rasch nach einander an der Thürglocke gezogen, und Julia sagte mit einiger Bestürzung:

„Das ist Falkenrodes Zeichen; aber es muß eine außergewöhnliche Veranlassung sein, die ihn herführt, denn wir verabredeten gestern abend ausdrücklich, daß er nicht vor morgen wiederkommen solle. Ich darf ihn natürlich nicht abweisen lassen.“

In der That meldete das Mädchen den Herrn von Falkenrode, und ohne ihren Bescheid abzuwarten, folgte ihr dieser fast auf dem Fuß nach. Er war in eleganter bürgerlicher Kleidung, und das dunkle Haar wie der stattliche Schnurrbart waren nicht minder sorgfältig behandelt wie in jenen Tagen, da er noch die Uniform eines vornehmen Regiments tragen durfte. Aber sein hübsches Gesicht erschien auffallend blaß, und eine unangenehme Enttäuschung malte sich sehr deutlich in seinen Zügen, als er sah, daß er nicht der einzige Besucher Julias sei.

Er nahm die dargebotene Hand der Schauspielerin, ohne sie wie sonst an seine Lippen zu führen, und er verbeugte sich stumm gegen die beiden anderen. Der Blick, mit welchem er den Norweger streifte, war sicherlich nichts weniger als der Ausdruck einer freundschaftlichen Gesinnung.

„Ich kam, Sie um eine kurze Unterredung zu bitten, mein Fräulein,“ sagte er; „aber es scheint, daß ich einen ungelegenen Zeitpunkt dafür gewählt habe.“

„O nein, Herr von Falkenrode,“ erwiderte sie mit ihrem unwiderstehlich bezaubernden Lächeln. „Unser lieber Freund Olafson war bei Ihrem Eintritt im Begriff, sich zu verabschieden, und ich werde sogleich ganz zu Ihrer Verfügung sein.“

Der Norweger hatte in der That dem Komponisten die Hand gereicht und sich zum Gehen gewendet; aber Falkenrode selbst war es, der ihn zurückhielt.

„Auch an Sie, mein Herr, wünsche ich noch heute in einer Angelegenheit, die für mich von großer Bedeutung ist, einige Fragen zu richten. Wollen Sie mir gefälligst den Ort unseres Zusammentreffens bestimmen!“

Die Anrede glich mehr einem herrischen Befehl als einer höflichen Bitte; doch Jens Olafson beantwortete sie nichtsdestoweniger mit vollkommener Ruhe.

„Ich werde Sie um neun Uhr im Café Bauer erwarten, und wenn sich erweist, daß ich Ihre Fragen überhaupt zu beantworten vermag, können wir uns von dort in meine Wohnung oder in die Ihrige begeben.“

Er entfernte sich mit stummem Gruß, und gleich nachher stand auch Stanislaus Galewski auf, um langsamen, schlurfenden Schrittes das Gemach zu verlassen. Die Thür des Nebenzimmers hatte sich noch kaum hinter ihm geschlossen, als Falkenrode seinen Hut von sich schleuderte und mit einer ungestümen Bewegung hart vor die Schauspielerin hintrat.

„Ich habe eine Erklärung von Ihnen zu fordern, Julia!“ sagte er, nach seiner Gewohnheit eine etwas theatralische Haltung annehmend. „Sie sind nicht aufrichtig gegen mich gewesen!“

Mit einer gut gespielten, hoheitsvollen Verwunderung blickte die so stürmisch Angeredete zu ihm auf.

„Das ist ein sehr inquisitorischer Ton, mein Freund! Hat mein Verhalten Sie wirklich berechtigt, so zu mir zu sprechen?“

„Ich werde Sie um Verzeihung bitten, wenn Sie im stande sind, meinen Argwohn zu entkräften. Aber ich erwarte, daß ich wenigstens jetzt volle Klarheit erhalte. Wozu sind die Notizen und Abschriften verwendet worden, die ich in Ihrem Auftrag anfertigte und die mir von Ihrem Vater honorirt wurden?“

„Sie wissen, daß dieselben für die Redaktion einer ausländischen Zeitschrift bestimmt waren.“

„So sagten Sie mir, Julia; aber Sie sagten mir damit nicht die Wahrheit. Ich habe heute die Gewißheit erhalten, daß von meinen angeblich so hoch willkommenen Beiträgen noch nicht eine einzige Zeile in jener Zeitschrift veröffentlicht worden ist.“

„Nun, und was wäre damit bewiesen? Man wird genötigt gewesen sein, dringenderen Angelegenheiten den Vorrang einzuräumen.“

„Das dünkt mich wenig wahrscheinlich, um so weniger, als die eingehende Behandlung militärischer Spezialfragen gar nicht in das Programm der Zeit-

schrift gehört. Sie werden meinen Verdacht mit solchen Ausflüchten nicht beseitigen können, Julia!“

„Ihren Verdacht? Das klingt so ernsthaft, als ob ich vor einem Richter stände. Worauf — wenn ich darnach fragen darf, mein Herr von Falkenrode — richtet sich denn eigentlich dieser furchtbare Verdacht?“

„Sie müssen mich für sehr thöricht gehalten haben, da Sie glaubten, mich dauernd täuschen zu können. Diese meine angeblichen Arbeiten, die für niemand in der Welt irgendwelchen Wert haben konnten, sie dienten Ihnen nur als Vorwand für die Bethätigung einer Großmut, die verzweifelte Aehnlichkeit mit einer Beschimpfung hat. Ich gebe zu, daß die Form, welche Sie für die mir zugewendete Unterstützung wählten, ebenso originell als zartfühlend war; aber ich hatte diese Unterstützung nicht begehrt, und ich frage Sie, mit welchem Recht Sie mich so zu beleidigen vermochten!“

Das stolze Befremden, welches sich im Beginn ihrer Unterhaltung auf Julias schönem Gesicht ausgeprägt hatte, wich plötzlich einem sehr heiteren Lächeln.

„Sie glauben also im Ernst, mein Freund, daß Ihre Honorare aus meiner Tasche geflossen seien und daß ich mir auf diese etwas kostspielige Art die Annehmlichkeit unseres weiteren Verkehrs gesichert hätte? Nun, ich muß gestehen, daß ich auf eine solche Auslegung am allerwenigsten vorbereitet war.“

Sie schien so aufrichtig belustigt, und ihr silberhelles Lachen klang so wenig erkünstelt, daß Falkenrodes richterliche Strenge ein wenig ins Wanken geriet.

„Ich wäre mit meiner Vermutung demnach in einem Irrtum gewesen?“ fragte er unsicher. „Sie können mir Ihr Ehrenwort geben, daß ich mich getäuscht?“

„Nicht nur mein Ehrenwort, sondern auch die feierlichsten Eide, die Sie mir nur immer auferlegen wollen!“ sagte sie, noch immer lachend. „Weder die spärlichen Einkünfte meines Papas, noch meine ziemlich bescheidene Gage würden mir gestatten, in aller Stille eine Rettungsanstalt für pensionirte Offiziere zu begründen.“

Das hübsche Gesicht des verabschiedeten Lieutenants hatte in diesem Augenblick einen nicht gerade geistreichen Ausdruck.

„Wenn aber das Geld nicht von Ihnen kam,“ sagte er nach kurzem Nachdenken, „von wem in aller Welt kam es denn sonst?“

„Sie sind also ganz sicher, daß es nicht die Redaktion ist, welche Ihre Arbeiten bezahlte?“

„Ich bin dessen so sicher, Julia, als wenn ich darum bei der Zeitschrift selber angefragt hätte, und ich bitte Sie von Herzen, mir das fatale Rätsel zu lösen.“

„Sie werden mir wahrscheinlich in aller Form

Ihre Freundschaft kündigen, wenn ich mich dessen weigere?"

„Ich bin wenigstens der Ansicht, daß unter Freunden volle Aufrichtigkeit herrschen müßte."

„Eine Ansicht, welche Sie nicht hindert, vor mir allerlei Geheimnisse zu haben."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel das große Geheimnis Ihrer Verlobung! Ich erinnere mich nicht, daß Sie mir jemals davon gesprochen hätten!"

Falkenrode errötete wie ein ertappter Schulknabe. Er wagte nicht mehr, zu der Schauspielerin aufzusehen, wie hinreißend schön sie ihm auch gerade jetzt erschien.

„Sie sehen mich beschämt, Julia," sagte er leise. „Aber wie um des Himmels willen konnten Sie das erfahren?"

„Nehmen wir an, daß ein anonymes Schreiben mich davon unterrichtet hätte! Sie scheinen nicht gesonnen, die Thatsache in Abrede zu stellen."

„Nein, ich will Sie nicht belügen. Aber Sie müssen meine Rechtfertigung hören, ehe Sie mich verdammen."

„Wie käme ich dazu, Sie zu verdammen? Ist es nicht vielmehr meine Pflicht, mich Ihres Glückes zu freuen? Und Sie sind doch hoffentlich recht glücklich, Herr von Falkenrode?"

Was sie sagte, klang gar nicht spöttisch, sondern

wie der Ausdruck einer ehrlichen Teilnahme. Sie mußte ihrer unbeschränkten Herrschaft über ihn vollkommen sicher sein, da sie sich darin gefallen konnte, so grausam mit ihm zu spielen.

„Glücklich?" wiederholte er mit schneidender Bitterkeit. „O, es gibt kein Wort in unserer Sprache, das Ihnen schildern könnte, wie namenlos elend mich diese Sklavenkette macht! Ich muß die Uebereilung einer Stunde mit meinem Herzblut bezahlen."

„So lieben Sie das Mädchen nicht, das Sie zu Ihrer Gattin machen wollen?"

„Ob ich es liebe? Und das können Sie mich fragen, Julia, Sie? — Wahrhaftig, ich muß Ihnen sehr gleichgiltig sein, wenn Sie über den Zustand meines Herzens noch immer so wenig unterrichtet sind!"

Die Schauspielerin hatte sich in einen Sessel niedergelassen, und mit einem leichten Aufseufzen senkte sie bei seinen letzten Worten das Köpfchen. Falkenrode glaubte ein feines Rot auf ihren Wangen zu sehen und einen schmerzlichen Zug um ihren Mund. Es kostete ihn Anstrengung, ihr nicht zu Füßen zu fallen und ihre herrliche Gestalt in seine Arme zu reißen. Aber er bezwang die ungestüme Wallung seines Blutes und wartete auf ihre Antwort.

Nach einem langen, klug berechneten Schweigen erst sagte Julia mit leise bebender Stimme:

„Habe ich nicht versprochen, Ihnen ein guter Kamerad zu sein? Dürfen Sie es Gleichgiltigkeit

nennen, wenn ich im Bewußtsein Ihrer heiligen Verpflichtungen jetzt noch mehr als zuvor darauf bedacht bin, unsern Verkehr in den Grenzen der Freundschaft zu halten? Ich glaube vielmehr, daß ich Ihnen keinen besseren Dienst erweisen kann als diesen — Ihnen und mir!"

Sie hatte die wehmütig resignirten Worte mit den weichsten Lauten gesprochen, über die ihr schönes, biegsames Organ verfügte, und Falkenrode lauschte ihnen mit namenlosem Entzücken. Niemals war eine ihrer Aeußerungen so ermutigend gewesen als diese, welche dazu bestimmt schien, ihn jeder Hoffnung zu berauben.

„So brauche ich Ihnen denn nicht erst zu sagen, Julia, warum ich jene andere nicht lieben kann, heute so wenig, als ich sie jemals lieben werde! Ich weiß nicht, welche Verblendung über mich gekommen war, als ich in ihr einen begehrenswerten Besitz zu erblicken glaubte, und vielleicht ist das überhaupt niemals der Fall gewesen. Es war eine gedankenlose Tändelei, von der das Herz so wenig wußte als der Verstand, und nur eine unglückliche Verkettung von widrigen Zufällen vermochte dies Ende herbeizuführen. Ich bin der Sklave eines leichtfertig hingeworfenen Wortes und noch viel mehr der Sklave meiner Armut. Können Sie begreifen, wie elend ich mich in dieser zweifachen Knechtschaft fühle?"

„Ich begreife es, aber Sie dürfen nicht erwarten,

daß ich Sie bemitleide! Nicht jeder Mann hat die Kraft, sich zum Herrn seines Schicksals zu machen; aber es sollte doch jeder die Kraft haben, das Unabänderliche mannhaft zu tragen."

„Und sehen Sie nicht, daß ich im vollen Kampf gegen dies unbarmherzige Schicksal begriffen bin, daß ich wie ein Verzweifelter daran arbeite, mich zu seinem Herrn zu machen?"

Sie erhob den Kopf, und wieder spiegelte sich lebhaftes Erstaunen in ihren Mienen.

„Nein, mein Freund, davon habe ich bisher nichts gesehen!"

Falkenrode preßte die Zähne in die Unterlippe. Ihre Aufrichtigkeit verletzte doch ein wenig sein Selbstgefühl.

„Sie konnten es freilich nicht wahrnehmen, weil Ihnen die Verhältnisse fremd sind, unter denen ich leide. Und ich will Ihnen die traurige Geschichte nicht erzählen, wie ich in die elendeste Abhängigkeit von einem Freund gekommen bin, der sich mit kluger Berechnung zu meinem Retter aus schwerer Bedrängnis machte, weil damit die Schlinge des Netzes vollends zugezogen wurde, in das ich wie ein leichtsinniger Tölpel geraten war. Denn dieser vortreffliche Freund ist zugleich der Bruder meiner Verlobten. Wie darf ich daran denken, jenes unerträgliche Verlöbnis zu lösen, so lange ich dem Herrn Schwager im eigentlichsten Sinn meine ganze Existenz verdanke!"

„Ein unabhängiges Dasein also ist es, um das Sie kämpfen?"

„Ja! Ich muß mich zuvor von der einen Verpflichtung losgekauft haben, ehe ich im stande bin, die andere mit männlichem Entschluß von mir abzuschütteln."

„Und haben Sie günstige Aussichten, dahin zu gelangen?"

In bitterer Selbstverhöhnung lachte Falkenrode auf.

„Günstige Aussichten? Wenn Sie das Leben kennen würden, Julia, so würden Sie auch wissen, daß ein verabschiedeter Offizier, der kein Vermögen besitzt, das zweckloseste und überflüssigste Geschöpf auf Gottes ganzem Erdboden ist. Woher in aller Welt soll ich mit einemmal die Kenntnisse und Fähigkeiten nehmen, um einen Platz auszufüllen, der mich ernährt und der zugleich meiner Geburt wie meiner gesellschaftlichen Stellung entspricht? Ich kann doch nicht Stadtreisender für Schmieröl oder der Vertreter einer Gesellschaft für Schweineversicherung werden."

„Nein — denn Sie würden den Anforderungen solcher Stellungen nicht einmal zu genügen vermögen. Um so schlimmer aber, daß Ihre schriftstellerische Laufbahn nun ebenfalls zu Ende sein soll."

Ihre Worte erfüllten Falkenrode sichtlich mit einiger Bestürzung.

„Muß sie zu Ende sein, Julia? Beharren Sie wirklich auf Ihrer Weigerung, mir die Herkunft jener

geheimnisvollen Honorare zu nennen, deren angebliche Quelle ohne Zweifel eine fingirte war?"

„Nehmen Sie an, daß es mir verboten sei, Sie darüber aufzuklären! Wir werden eben auf etwas anderes sinnen müssen!"

Es entstand eine kleine Pause, und Falkenrode machte ein paar ungeduldige Schritte durch das Zimmer.

„Ich kann die Beweggründe für dies unwürdige Versteckensspiel nicht begreifen," fuhr er endlich heraus, vor der Schauspielerin stehen bleibend. „Fast möchte ich glauben, daß Sie nur mit Freuden eine Gelegenheit ergreifen wollen, mich von sich abzuschütteln."

Verneinend bewegte Julia das Haupt, und der schmerzliche Zug an ihren Mundwinkeln trat seiner Meinung nach noch schärfer hervor.

„Wie unbarmherzig ist es, mich zu einer Verteidigung gegen solche Anklagen zu zwingen! Ich hatte es wahrlich gut mit Ihnen im Sinn, nun müssen Sie durch Ihr Ungestüm alles verderben! Vergaßen Sie so schnell, daß Sie mir versprochen hatten, mich eine kleine Weile als Ihre Vorsehung walten zu lassen? Ich hätte Ihnen einen Weg gebahnt, der Sie binnen kurzem fast mühelos zur Freiheit geführt haben würde. Kaum einer Anstrengung Ihrerseits hätte es bedurft, Ihre Einkünfte zu verdoppeln — nein, sie zu verzehnfachen! Für die Arbeit weniger Stunden wären Ihnen vielleicht große Summen zugeflossen, Summen, die hinreichend sein mußten, Ihren sehnlichsten Wünschen

Erfüllung zu verschaffen! Und ich war selbstsüchtig genug, im Grunde meines Herzens bei alledem auch ein wenig an mich zu denken, ich träumte — doch es ist thöricht, jetzt noch von meinen Hoffnungen zu reden."

Mit einem wehmütigen Seufzer hatte sie ihre verlockende Schilderung unterbrochen, gerade in dem Augenblick, in welchem Falkenrodes leidenschaftliche Spannung auf das Höchste gestiegen sein mußte. Ihm war, als habe sich plötzlich der Himmel mit all seinen Seligkeiten vor ihm aufgethan, und seiner selbst kaum mächtig warf er sich neben der verführerischen Komödiantin auf die Kniee.

„Nein, es ist nicht thöricht, Julia," flüsterte er, ihre Hände ergreifend und den heißen Blick zu ihrem Gesicht erhebend. „Oder willst Du unbarmherzig genug sein, mir ein Paradies zu zeigen, nur um mich für immer von seiner Schwelle zu verstoßen? Kannst Du denn leugnen, was Du schon wider Deinen Willen verraten hast? Kannst Du leugnen, daß all unser ehrbares Freundschaftsspiel nur eine klägliche Farce war, daß wir vergehen vor Sehnsucht, einander anzugehören, nicht als gute Kameraden, sondern als Mann und Weib?"

Ihre Augen flammten in die seinigen, und ihr warmer Atem streifte seine Wange.

„Quäle mich nicht, mein Freund! Zwischen uns liegt ein Abgrund, und Du hast die Brücke zertrümmert, die Dich hätte hinüberführen können."

„Ist es denn zu spät, sie von neuem aufzubauen? Mag doch alles beim alten bleiben und mag das elende Geld, dessen ich nun einmal nicht entraten kann, meinetwegen vom Teufel selber kommen! Ich will ihm dermaleinst gern meine arme Seele dafür geben, wenn ich nur Dich gewinnen kann, Geliebte! Führe mich, wohin Du willst, und ich schwöre Dir, daß Du Ruhe haben sollst vor meinen thörichten Fragen."

Er wollte sie umarmen, doch Julia wehrte seinen stürmischen Liebkosungen und schüttelte traurig den Kopf.

„Das Gelöbnis kommt zu spät!" sagte sie. „Ich kann nicht mehr daran glauben, daß Du im stande wärst, es zu halten. Nach dem ersten Rausch würde Dein Argwohn nur um so stärker erwachen, und Du würdest unablässig bemüht sein, ein Geheimnis zu erforschen, das zu ertragen es Dir doch an Kraft gebräche!"

Ihr Widerstreben entflammte seine gereizten Sinne nur noch gewaltiger. Wie hätte er in seiner Liebestrunkenheit die feinen Fäden des Netzes wahrnehmen sollen, das sich immer fester um ihn zusammenzog.

„Und wenn es das Fürchterlichste wäre," rief er aus, „ich will es lachend hinnehmen, so wahr ich lebe! Kein Preis ist so hoch, daß ich ihn nicht mit Freuden für meine Freiheit und für unser Glück bezahlte."

In den Augen der Schauspielerin war jenes katzenhafte Funkeln, das ihres Vaters Blick zuweilen zu einem so unheimlichen machte.

„Und was bürgt mir dafür, daß ich wagen darf, mich Dir rückhaltslos anzuvertrauen?“

„Meine Liebe, Julia, und meine Ehre!“

„Deine Ehre? Ist das etwas anderes als ein leeres Wort, als ein Begriff ohne Sinn?! Was Du Deine Ehre nennst, ist für mich nur ein thönerner Götze, ein ganzes Gebäude von Vorurteilen, Narrheit und Lüge, ein Gegenstand des Mitleids, wenn nicht der Verachtung! Sie bedeutet mir nichts, und ich glaube auch nicht an Dein mannhaftes Ringen nach Freiheit und Glück, so lange Du Dich freiwillig zum Sklaven eines Nichts, eines schemenhaften Schattens machen lässest.“

Er verstand kaum, gegen was sich dieser plötzliche Ausbruch ihres Unwillens richtete; aber er war bereit, alles zu opfern, um sie zu versöhnen.

„Du hast recht!“ sagte er. „Fort also mit dem thönernen Götzen! Laß uns auf nichts anderes mehr schwören als auf unsere Liebe!“

„Wenn es mir nun einfiele, Deine Aufrichtigkeit auf die Probe zu stellen, mein Freund? Wenn ich Dir's zur Bedingung machte, in Deinen Berichten künftig statt wertloser, allbekannter Dinge nur solche Gegenstände zu behandeln, an deren Geheimhaltung Euren Militärbehörden gelegen ist? Würden Deine Versicherungen auch dann noch ihre Giltigkeit behalten?“

Mitten in der Selbstvergessenheit seiner Leidenschaft überkam es Falkenrode doch wie ein Erschauern. In

der Blindheit eines Trunkenen war er bis an den Rand des Abgrunds getaumelt. Nun blickte er unvorbereitet in die schauerliche Tiefe, und das Entsetzen rüttelte ihn auf.

„Was aber sollte mit diesen Mitteilungen geschehen?“ fragte er mit stockendem Atem.

„Sie sollen einem unglücklichen Lande zu seiner verlorenen Freiheit, sollen der Welt zu einem dauernden Frieden verhelfen.“

Es war, als ob er aufspringen wolle, um in einer Regung edlen Zornes die Kette zu zerreißen, die ihn umschlang. Er hatte die dumpfe Empfindung, daß der Boden unter seinen Füßen zu weichen beginne, daß ihm nur noch eine Frist von Sekunden für seine Rettung gegeben sei, wenn er nicht hoffnungslos hinabsinken solle in die dunkle, unergründliche Tiefe. Nicht nur zum Schein kämpfte er gegen die Versuchung, deren Teufelsfratze für einen Moment mit so schreckhafter Deutlichkeit hinter dem schönen Gesicht der verführerischen Komödiantin aufgetaucht war. Er kämpfte hart und verzweifelt — aber er siegte nicht! Eine Minute des Zauderns nur, eine Minute, während deren auch Julias Herz trotz ihrer lächelnden Miene bis zum Zerspringen klopfte, dann verbarg er sein Gesicht in den Falten ihres Kleides, und obwohl er ihr keine Antwort gab, wußte die Schauspielerin doch mit triumphirender Gewißheit, daß er sich nun für immer in ihre Gewalt geliefert habe.

Aus dem Nebenzimmer klang Stanislaus Galewskis krächzender Husten, und Falkenrode fuhr empor. Er war bleich und seine Züge waren schlaff wie nach einer Krankheit oder einer durchschwärmten Nacht. Er forderte keine bestimmtere Erklärung über den Zweck der Arbeiten, die man von ihm verlangte. In wie hochtönende Worte Julia auch immer ihre vorige Erwiderung gekleidet haben mochte, er hatte doch verstanden, daß es galt, sein eigenes Vaterland schimpflich zu verkaufen, und mit der Feigheit des bewußten Verbrechers schreckte er nun vor allen weiteren Enthüllungen zurück. Er wollte nichts mehr wissen, aus Furcht, daß ihn das Uebermaß seiner Schande erdrücken würde, und vielleicht auch in der schwachen, thörichten Hoffnung, daß er vor seinem eigenen Gewissen als minder schuldig dastehen werde, so lange er sich aus Unkenntnis des wahren Sachverhalts an jene nichtssagende Phrase zu klammern vermöge.

„Wirst Du niemals vergessen, was ich damit unserer Liebe zum Opfer bringe?“ fragte er. „Wehe uns beiden, wenn Dir jemals der Gedanke kommen sollte, mich um den Preis zu betrügen!“

Sie schüttelte nur mit einem Lächeln den Kopf, und dies berückende, sinnverwirrende Lächeln war ihm mehr als tausend Schwüre.

„Und wenn es mir dann gelungen ist, mich frei zu machen,“ fuhr er hastig fort, „wenn ein neues Leben vor mir liegt, dann werden wir von hier

entfliehen, nicht wahr, Julia? Wir werden uns weit von hier ein neues Vaterland suchen und werden alles vergessen, was hinter uns liegt!"

„Ja, mein Freund, wir werden es vergessen in unserem Glück!"

Unsanft wurde die Thür aufgestoßen. Der weißhaarige Komponist stand auf der Schwelle.

„Die Modistin ist gekommen, um Dir ein Kleid zu bringen, Julia!" sagte er mit harter, grollender Stimme, und Falkenrode war betroffen von dem funkelnden Blick, den der Alte dabei auf ihn richtete. Die Schauspielerin aber zeigte sich heiter und unbefangen, wie wenn sie eben mitten im lustigsten Geplauder gewesen wäre.

„Eine so allgewaltige Dame darf man freilich nicht warten lassen," sagte sie, sich erhebend, „und ich fürchte, sie wird mir nicht sobald meine Freiheit wiedergeben. Werde ich auf Ihre Nachsicht rechnen dürfen, Herr von Falkenrode?"

Er war froh, durch diese unzweideutige Entlassung der Notwendigkeit eines Alleinseins mit dem unheimlichen Alten überhoben zu sein. Nach alter Gewohnheit bot er auch Galewski zum Abschied seine Hand; aber der Pole wandte sich mit einer fast heftigen Bewegung ab und murmelte ein paar ungeduldige Worte, welche vielleicht die Stelle eines Grußes vertreten sollten. Falkenrode stutzte für einen Augenblick; doch da ihm Julia lächelnd zuwinkte, meinte er dem seltsamen

Benehmen des Greises keine Bedeutung beimessen zu sollen und ging.

Noch klang sein Schritt draußen auf dem Gang, als Galewski, der augenscheinlich die Erregung des vorigen Gespräches noch nicht überwunden hatte, heftig auffuhr:

„Ich habe jedes Wort gehört, und ich sage Dir, das ist offenbare Teufelei! Ist es denn möglich, daß ein Weib ohne jede Regung des Mitleids sei?"

Der Zorn des Alten hatte für die Schauspielerin offenbar sehr wenig Beängstigendes.

„Mitleid?" fragte sie kalt. „Hat man Mitleid mit uns gehabt, Vater? War man barmherzig gegen unsere Landsleute, die in den sibirischen Bergwerken verschmachteten?"

„Nein! Aber das gibt uns nicht das Recht, Verbrechen zu begehen. Und wenn er nun hingeht, uns zu verraten?"

„Er wird es nicht thun, dessen bin ich gewiß!"

Galewski stieß ein heiseres Lachen aus.

„Und er thut doch, was hundertmal schlimmer ist! Verrät er denn nicht sein eigenes Vaterland, er, der berufen wäre, es bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen?"

„Ich aber bin ihm mehr als sein Vaterland, denn er ist jung und er will seine Jugend genießen! Glaube mir, Vater, daß wir auf seine Schwäche sicherer bauen dürfen als auf manches andern Mannes Stärke. Ich

wußte wohl, was sich bei einem Menschen seines Schlages ohne Gefahr für uns und unsere Sache wagen ließ. Doch vergib — die Modistin darf wirklich nicht warten."

Finster blickte der greise Komponist dem schönen Weibe nach.

„Jens Olassons Werk!" murmelte er. „Hundertmal sei er dafür verwünscht! Haben wir keine Waffen mehr als diese, dann ist es wahrlich besser, in die Grube zu fahren, ehe die Früchte reifen."

Er schlurfte zum Klavier. Das mächtige Haupt mit den brennenden Augen sank tief auf die Brust herab, und unter seinen zitternden Fingern hervor quollen die rauschenden Accorde des Polenchors, dessen kampfesfreudige Glut den alten Rebellen wenigstens für die Dauer von Minuten zurückzutragen vermochte in eine ferne, von poesievoller Romantik und himmelstürmender Begeisterung verklärte Zeit.

Dreizehntes Kapitel.

Vor dem Hause in der Moabiter Vorstadt, in welchem der Premierlieutenant von Tannhausen wohnte, stand ein unförmlicher Möbelwagen, und ein paar vierschrötige Gestalten, die eine recht merkliche Branntweinatmosphäre um sich verbreiteten, waren seit einer Stunde damit beschäftigt, allerlei Hausgerät abzuladen und in das dritte Stockwerk hinauf zu tragen. Sie gingen nicht eben sonderlich achtsam damit um, denn es war ihnen darum zu thun, noch vor Einbruch der Dunkelheit fertig zu werden, und so geschah es, daß manchem von den besseren Stücken auf dem Weg bis zu seinem Bestimmungsort recht deutliche Spuren ihrer Eilfertigkeit aufgedrückt wurden.

Und es waren wirklich schöne Stücke darunter, Möbel und Ziergegenstände, denen es auf den ersten Blick anzusehen war, daß sie ursprünglich kaum die Bestimmung gehabt hatten, im dritten Stock eines Moabiter Mietshauses zu paradiren. Sie konnten

noch nicht alt sein, denn sie zeigten zumeist die seltsamen und schrullenhaften Formen einer Stilrichtung, welche durch die launische Mode erst vor wenig Jahren zu neuem Leben erweckt worden war, aber nichtsdestoweniger waren hier und da bereits die Verzierungen abgebrochen und die seidenen Polster eingerissen, wie es nur die Folge einer überaus nachlässigen und unachtsamen Behandlung sein konnte. Und überdies befanden sich jene auffälligen Prunkstücke in einer Gesellschaft deren sie sich wahrhaftig recht von Herzensgrund schämen mußten. Nur die wirkliche Armut pflegt sich heute in Berlin noch so mißgestaltigen, roh gearbeiteten Hausrats zu bedienen, wie er da gleichzeitig mit wahren Meisterwerken des Kunstgewerbes die unbequemen Stiegen hinauf getragen wurde. Am Ende war es gar nicht zu verwundern, wenn die Arbeitsleute einem so sonderbar zusammengestellten Mobiliar keine besondere Ehrfurcht erwiesen und wenn die mit kunstvollen Intarsien geschmückten Renaissanceschränkchen sich infolge dessen eben so derbe Püffe gefallen lassen mußten als die plump zusammengezimmerten Bettgestelle aus rot gestrichenem Tannenholz.

Es wurde ihnen auch von niemand eine größere Sorgfalt ans Herz gelegt. Die Thürflügel der Wohnung, welche derjenigen Tannhausens gegenüber lag, waren weit geöffnet, und man konnte von außen bequem in alle Zimmer sehen. Der Anblick war nicht sehr anheimelnd, denn da lag und stand zwischen den

kahlen Wänden alles in so wirrem Durcheinander, wie es die Träger eben aus der Hand gesetzt hatten, und das trübe Dämmerlicht des zur Rüste gehenden Wintertages, das kalt und glanzlos durch die vorhanglosen Fenster fiel, machte alles noch unbehaglicher, schmutziger und armseliger, als es vielleicht in Wirklichkeit war.

Unter solchem Eindruck mußte wohl auch der Besitzer der ganzen Herrlichkeit stehen, der da als ein verkörpertes Bild verdrießlicher Ratlosigkeit von einem Möbel zum andern und von einem Zimmer in das andere ging. Er war ein noch junger Mann von hoher, etwas hagerer Gestalt; in sein kluges Gesicht hatten sich vorzeitig einige herbe Linien eingezeichnet und das wellige Haupthaar lag wirr über den Schläfen der breiten, edel gebildeten Stirn. Er hatte anfänglich wohl die Absicht gehabt, sogleich eine gewisse Ordnung in das wüste Chaos zu bringen, und er hatte den Arbeitern einige darauf berechnete Anweisungen gegeben. Aber sobald sie einen Gegenstand an den bezeichneten Ort gestellt hatten, war er andern Sinnes geworden, und die Leute, welche angesichts der tannenen Bettstellen ihre Trinkgelderhoffnungen kaum sehr hoch setzen mochten, hatten ihm darauf ziemlich kategorisch den Gehorsam gekündigt. Nun wanderte er mit nervöser Ungeduld umher, bald dieses oder jenes Stück ersichtlich ohne jeden Plan von der Stelle rückend, bald in vollster Hoffnungslosigkeit die Hände auf dem Rücken verschränkend.

Doch seine Habe bestand keineswegs ausschließlich in toten Dingen. Es war auch etwas Lebendiges da, und für dies Lebendige schien sich noch weniger der rechte Platz finden zu wollen als für alles andere. Auf einer niedrigen Bücherkiste im Korridor kauerten sie, stumm und eng aneinander geschmiegt — denn es waren ihrer zwei: ein kleines, blondes, liebreizendes Geschöpfchen von etwa vier Jahren und ein struppiger, häßlicher, lehmfarbiger Hund von einer ganz unbestimmbaren Rasse. Das Mädchen hatte den vierfüßigen Genossen in liebevoller Umschlingung an die kindliche Brust gedrückt; der Kopf des Hundes ruhte auf seinem Arm und unter den verwilderten Haarbüschen hervor glänzten die verständigen schwarzen Augen mißtrauisch und wachsam auf, wenn wieder einer der branntweinduftigen Arbeiter mit seiner Last hart an ihnen vorüber streifte.

Lange Zeit war es, als hätte der Mann das Vorhandensein der beiden ganz vergessen, dann blieb er plötzlich neben der Bücherkiste stehen, und wie er auf die Kleine herabsah, wurden die herben Linien in seinem jungen Gesicht noch schärfer.

„Bist Du hungrig, Mariechen?" fragte er. „Es ist unverantwortlich, daß Frau Eigler Dich noch immer auf Dein Abendessen warten läßt."

Das Kind blickte zu ihm auf, wie wenn es in seinen Zügen lesen wollte, dann schüttelte es, ohne ein Wort zu erwidern, das blonde Köpfchen. Und in

demselben Augenblick ertönte auch schon vom Ende des Ganges her, wo ein heftiges Geklapper mit irdenen Töpfen und blechernem Geschirr die Anwesenheit eines weiteren menschlichen Wesens verriet, eine unangenehm rauhe und tiefe Weiberstimme:

„Also unverantwortlich ist es? — Nun, vielleicht hat der Herr Doktor die Freundlichkeit, mir zu zeigen, wie man es anfängt, hier ein Abendessen herzurichten! Ich habe es, Gott sei Dank, in meinem ganzen Leben nicht nötig gehabt, mich zu plagen, wie ich es jetzt thue, und wenn ich für meine Gutmütigkeit noch obendrein Vorwürfe einstecken soll, so will ich doch lieber —"

Die letzten Worte erstarben in einem erneuten Geklapper, welches bedenkliche Aehnlichkeit mit dem Klirren zerbrechender Porzellangegenstände hatte. Der Mann seufzte tief auf und strich wie in einer Bewegung des Verzweifelns durch das wirre Haar. Dann that er ein paar Schritte nach dem dunklen Hintergrund hin und sagte in einem sanften, begütigenden Ton: „Es war durchaus nicht meine Absicht, Ihnen einen Vorwurf zu machen, beste Frau Eigler, und ich sehe recht wohl ein, wie große Unbequemlichkeit Ihnen dieser Wohnungswechsel verursacht. Aber es läßt sich doch vielleicht ermöglichen, daß das Kind ein Glas Milch und ein Butterbrot erhält."

Der Zorn der unsichtbaren Wirtschafterin war indessen nicht so leicht zu besänftigen.

„Ja, das Kind — immer und ewig das Kind!“ knurrte es aus der Finsternis hervor. „Man sollte glauben, daß ich es verschmachten ließe. Und ob unsereiner vor Mattigkeit umfällt, ist natürlich gleichgiltig, dafür ist man ja nur ein Dienstbote!“

Die beiden Arbeiter, welche eben eine anscheinend sehr schwere Kiste hereinschleppten, grinsten vergnügt. Warum hätten sie es auch dem Mann, von dem kaum ein Trinkgeld zu erwarten war, nicht gönnen sollen, daß seine Haushälterin ihn abkanzelte? Der Doktor sah die unverschämte Grimasse der Leute sehr wohl; die feinen blauen Adern auf seiner weißen Stirn färbten sich dunkler, aber er bezwang sich trotzdem.

„Ich habe Sie meines Wissens nie wie einen Dienstboten behandelt,“ erwiderte er mit gedämpfter Stimme, „und ich bitte Sie ja auch nur, hier irgendwo in der Nachbarschaft etwas zum Abendessen für sich selbst und für Mariechen zu kaufen.“

Das Gebrumm, welches ihm antwortete, war unverständlich. Wenn es aber eine Zustimmung bedeuten sollte, so hatte Frau Eigler es jedenfalls nicht sehr eilig mit der Ausführung ihres Auftrages, denn das Klappern und Klirren dauerte unverändert fort. Die Kleine drückte ihr zartes Kinn in das zottige Fell des Hundes, und der Doktor, welcher augenscheinlich alle Mittel seiner Macht als erschöpft ansah, machte Miene, mit finsterem Gesicht seine ratlose Wanderung von neuem zu beginnen.

Da nötigte ihn etwas völlig Unerwartetes, sich umzuwenden, denn der Klang einer sehr weichen und sehr angenehmen jugendlichen Stimme hatte sein Ohr getroffen und auf der Schwelle der weit geöffneten Wohnungsthür sah er zu seiner Ueberraschung eine schlanke weibliche Gestalt in Hut und Winterjäckchen.

„Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Ihnen zudringlich erscheine!“ sagte Ilse von Tannhausen mit der Unbefangenheit, welche durch eine rechtschaffene Absicht erzeugt wird. „Das Kind läuft Gefahr, sich auf dem zugigen Gang zu erkälten. Wollen Sie mir gestatten, es hier in unsere Wohnung zu nehmen, bis alle Ihre Sachen heraufgeschafft worden sind?“

Aus dem dunklen Hintergrund tauchte ein sehr erstauntes und höchst unwilliges Gesicht über einem kropfigen Halse auf, und vielleicht war es gerade der Blick auf die rohen Züge seiner Wirtschafterin, welcher den Doktor zu einer raschen Antwort bestimmte.

„Sie sind sehr gütig, mein Fräulein,“ erwiderte er, „und wenn ich hoffen darf, Ihnen wirklich keine Unbequemlichkeit zu bereiten, so nehme ich Ihr liebenswürdiges Erbieten mit herzlichem Dank an.“

Das rote Gesicht und der abscheuliche Kropf verschwanden mit zornigem Gemurmel, Ilse aber beugte sich liebevoll über die Kleine herab und sie sah erst jetzt, daß zwei große Thränen auf den runden Kinderwangen zitterten.

„Willst Du mit mir kommen, mein liebes Herz?“

fragte sie. „Nur für eine kleine Weile natürlich, denn in einer halben Stunde schicke ich Dich zum Papa zurück."

Das Mädchen drückte das Gesicht nur noch fester in das struppige Haargewirr seines hündischen Freundes, und erst, als Ilse ihre Frage mit noch freundlicheren Worten wiederholt hatte, kam es leise und zaghaft über die rosigen Lippen: „Ich will nicht von Schrups fortgehen — Schrups weint, wenn ich nicht bei ihm bin."

Es schien, als ob der Vater mit einem befehlenden Wort dem Kind die unartige Weigerung verweisen wollte, aber ein bittender Blick der jungen Dame hielt ihn davon zurück.

Mit mütterlicher Zärtlichkeit hatte Ilse ihren Arm um die Kleine gelegt.

„Schrups — ist das etwa Dein Hündchen, mein Liebling?"

„Ja — ich will nicht von ihm fortgehen."

„Und Du sollst das ja auch gar nicht! Wir werden Schrups mitnehmen und ihm eine Schale Milch oder ein Würstchen geben."

Mariechens große Augen glänzten vor Freude. Ohne jeden weiteren Widerspruch glitt sie von der Bücherkiste herab und reichte Ilse zutraulich die Hand. Die Trennung vom Papa schien ihr durchaus keinen Kummer zu bereiten, und der hagere Mann blickte den beiden mit einem seltsam schmerzlichen Ausdruck nach, wie sie in der Thür der gegenüber liegenden Wohnung verschwanden.

Erst jetzt fiel es ihm ein, daß er die nächstliegende Pflicht der Höflichkeit versäumt und sich der freundlichen Helferin nicht einmal vorgestellt habe, aber er hatte nicht Zeit, sich selber viele Vorwürfe darüber zu machen, denn ein heftiges Gepolter in einem der Zimmer veranlaßte ihn, sich dahin zu wenden, und was er sah, versetzte ihn, den bis dahin so Geduldigen, plötzlich in die heftigste Erregung. Die beiden Arbeiter waren so plump und ungeschickt mit der schweren Kiste umgegangen, daß sich der Deckel gelöst hatte und der Inhalt, aus Büchern und zahlreichen beschriebenen Notenblättern bestehend, in wirrem Durcheinander über den schmutzigen Fußboden verstreut hatte. Achtlos rafften sie mit rohen Händen die Papiere zusammen, als zu ihrer Bestürzung der Doktor zornig zwischen sie fuhr und sie zur Seite stieß. Seine Wangen hatten sich gerötet und seine Nasenflügel bebten in nervöser Aufregung. Er hatte ohne ein Wort des Vorwurfs zugesehen, wie seine kostbarsten Möbel durch das Ungeschick der Leute beschädigt worden waren; jetzt aber gab er seinem Unwillen einen so lebhaften Ausdruck, daß die Schuldigen gar keine Erwiderung wagten und sich davonstahlen, wie wenn sie wirklich ein großes Verbrechen begangen hätten. Und viertelstundenlang kniete der Doktor nun auf den Dielen, um die Notenblätter mit liebevoller Sorgfalt zu sammeln und sie wieder in ihre ursprüngliche Reihenfolge zu bringen. Alles andere schien ihm über dieser scheinbar so

unwichtigen Beschäftigung völlig bedeutungslos geworden zu sein.

Die kleine Marie aber saß unterdessen drüben in dem sogenannten Salon auf einem Fußbänkchen und sah glücklich lächelnd zu, wie der zottige Schrups seine Mahlzeit verzehrte. Ilse war in die Küche gegangen, um selbst ein Abendessen für das Kind zu bereiten, und Wudicke hatte den ebenso ehrenvollen als ungewohnten Auftrag erhalten, dem jungen Gast einstweilen die Zeit zu vertreiben. Mit einem Illustrationswerk, das er vom Tisch genommen hatte, waren sie nicht sehr weit gekommen, da Marie selbst bei den schönsten Bildern den größeren Teil ihrer Aufmerksamkeit dem schmausenden Liebling zuwendete und da ihr überdies die etwas rätselhaften Erklärungen Wudickes keineswegs zu genügen schienen. Nun aber waren sie doch nach Ueberwindung der ersten gegenseitigen Befangenheit in eine recht lebhafte Unterhaltung geraten, und den Gegenstand derselben bildete, wie es nicht anders sein konnte, der lehmfarbige Schrups.

„Es ist ein sehr schöner Hund," versicherte der brave Bursche mit seinem gutmütigsten Grinsen. „Ich hatte 'mal einen, der so ähnlich war, bloß ein bißchen größer und glatthaarig und schwarz. Auf den ließ ich auch nichts kommen; aber mein Freund, der Ede von Büttners nebenan hinter der Kirche, der konnte ihn nich leiden, weil er ihn 'mal in die Sonntagshose gepackt hatte, und der infamigte Lümmel hat ihn denn

auch richtig einen Sonntag mit Rattenpulver und Grützwurst vergiftet."

Mariechen verstand sicherlich nicht die Hälfte dessen, was er sagte; aber es war doch etwas in seiner Erzählung, das sie sichtlich auf das höchste interessirte.

„Vergiftet?" fragte sie. „Was ist das?"

Wudicke lächelte verlegen.

„Vergiftet — das ist, wenn einer was ißt, wovon er krank wird und krep— ich meine stirbt."

Mariechen sann eine Weile nach und schüttelte dann den Kopf.

„Ich weiß nicht, wie das ist, wenn man stirbt. Wie hat denn Dein Hund das gethan?"

„Na — er hat sich ein paarmal herumgedreht und dann is er hingefallen, hat alle Viere von sich gestreckt und war tot."

„Tot? — So wie meine Mama, die fortgegangen ist und nie mehr wiederkommt?"

Wudicke sah das Kind an und seine Mundwinkel zuckten verräterisch nach unten.

„Ja, es wird wohl so sein!" meinte er, mit seiner breiten Tatze vorsichtig das goldige Blondhaar der Kleinen streichelnd. Das junge Gesichtchen aber nahm mit einenmal einen unsäglich traurigen Ausdruck an.

„Wenn Frau Eigler meinen Schrups vergiftet, wird er also auch hinfallen und tot sein — und nie mehr wiederkommen wie die Mama?"

In den großen Kinderaugen schimmerten schon die

Thränen, Wudicke aber schlug sich mit der Hand auf das Knie, daß es schallte.

„I, da soll doch ein Donnerwetter — Ich will keinem raten, daß er sich untersteht, so was zu thun. Wer ist denn Frau Eigler und was kümmert sie sich um Deinen Hund?"

„Er knurrt immer und will sie beißen, wenn sie mir das Haar kämmt, daß es so weh thut. Sie sagt, daß sie ihn nächstens vergiften will, weil sie ihn haßt. Ich weiß nicht, was das ist: haßt — aber es ist ganz gewiß etwas sehr Böses."

„Und hast Du denn keinen Papa, der dieser Frau Eigler für ihre lästerlichen Reden gehörig aufs Dach steigt?"

„O, sie ist so böse! Wir haben so große Furcht vor ihr."

„Was? — Dein Papa auch? Na, das muß ja ein wahrhaftiger Lindwurm und Basilisk sein von einem Weib! Aber ich will Dir was sagen, Mariechen, Du mußt nich weinen! Vorläufig hast Du ja Deinen Schrups noch und Du sollst ihn auch behalten, so wahr, daß ich Wudicke heiße! Wenn das Weib sich an ihm vergreifen will, soll sie's mit einem preuß'schen Füsilier zu thun kriegen, daß ihr alle Giftgedanken gründlich vergehen."

Die Augen der Kleinen öffneten sich weit. Sie sah in das runde Gesicht des Soldaten, wie sie auf eine überirdische, unfaßbare Erscheinung geblickt haben würde.

„Hast Du denn keine Furcht vor ihr?" fragte sie ungläubig und zagend.

„Ne — wahrhaftig nich! — Wer ein reines Gewissen hat, der fürchtet sich nich 'mal vor seinem Unteroffizier, geschweige denn vor einem alten Weibe, und wenn's des Teufels Großmutter wäre! Verlaß Dich nur auf mich — ich will schon aufpassen, daß Dir so wenig was passirt wie Deinem Schrups!"

Die Vorstellung einer so unerhörten menschlichen Tücke hatte ihn wirklich in Harnisch gebracht, und wer weiß, wie lebhaft sich seine Entrüstung noch weiter Luft gemacht hätte, wenn nicht eben Ilse eingetreten wäre und ihn hinausgeschickt hätte. Mariechens Blicke aber hingen an ihm mit demselben Ausdruck maßlosen Staunens, bis sich die Thür des Zimmers hinter seiner bäurisch ungeschlachten Gestalt und seinem noch einmal freundlich nickend zurückgewandten ehrlichen Gesicht geschlossen hatte.

Ilse vermied es mit echt weiblichem Taktgefühl, das Kind durch Fragen mißtrauisch und verwirrt zu machen. Sie begnügte sich damit, zu erfahren, daß es Mariechen Helmer heiße und daß seine Mutter schon vor vielen, vielen Tagen in einem großen gelben Bett fortgebracht worden sei, um nie mehr wieder zu kommen. Es gewährte ihr lebhafte Freude, zu sehen, wie tapfer die Kleine nach Ueberwindung der ersten Scheu dem leichten, schmackhaften Gericht zusprach, und Bernd von Tannhausen, der eine Viertelstunde später von einem

Ausgang heimkehrte, hatte das liebliche Gesicht seiner Schwester seit langer Zeit nicht so rosig und heiter gesehen, als es jetzt während des Geplauders mit dem Kind geworden war.

Er unterdrückte darum auch den leichten Vorwurf, der ihm auf die Lippen treten wollte, als er erfuhr, auf welche Weise die neue Bekanntschaft geknüpft worden sei, und er richtete sogar selbst einige freundliche Worte an die Kleine. Wäre Ilse indessen nicht so ganz durch die liebevolle Sorge um ihren jungen Schützling in Anspruch genommen worden, so hätte sie gewiß bemerkt, daß in dem Benehmen ihres Bruders heute etwas Besonderes, Fremdartiges sei und daß in seinen Worten wie in seinen Bewegungen eine Unruhe zu Tage trat, die seinem Wesen sonst ganz fremd gewesen war.

Nachdem er ein paarmal das Zimmer durchmessen hatte, fragte er plötzlich: „Ist Falkenrode nicht während meiner Abwesenheit da gewesen?“

„Nein,“ sagte Ilse, die ein wenig überrascht schien. „Hast Du ihn denn erwartet?“

„Ja, ich bat ihn um seinen Besuch, da ich ihm etwas mitzuteilen habe. Er hat sich übrigens seit geraumer Zeit fern gehalten, nicht wahr?“

Es war sonst wie auf Grund einer stillschweigenden Vereinbarung zwischen den beiden Geschwistern niemals von Ilses Verlobtem die Rede gewesen, und das junge Mädchen schien denn auch jetzt die Frage als etwas Peinliches zu empfinden.

„Er ist sehr stark beschäftigt, wie ich glaube," erwiderte sie mit niedergeschlagenen Augen, „und ich selbst habe ihn gebeten, sich nicht durch die Rücksicht auf mich in seinen Arbeiten hindern zu lassen."

„Und weißt Du auch, von welcher Art diese Arbeiten sind?"

„Nein! Wir haben darüber nie des näheren mit einander gesprochen."

Tannhausen schwieg. Er war an das Fenster getreten und blickte auf die Straße hinab. Nach einer Weile wandte er sich plötzlich um.

„Ich sehe Falkenrode kommen. Sei mir nicht böse, liebe Ilse, wenn ich Dich bitte, uns allein zu lassen, nachdem Du ihn begrüßt haben wirst. Es ist auch —" und seine Stimme wurde dabei ein wenig unsicher — „des Kindes wegen."

Ilse nickte zustimmend. Wenige Minuten später trat Falkenrode ein. Es war nicht mehr der lächelnde, selbstbewußte, siegessichere Offizier, der mit jedem Blick und mit jeder Bewegung keck die Gegnerschaft einer ganzen Welt herauszufordern schien; es war vielmehr ein finster schauender Mann mit blassem, angegriffenem Gesicht und müdem Gebahren. Selbst in seiner Haltung, die innerhalb weniger Wochen ihre frühere Straffheit verloren hatte, und in seinem Anzug, der viel weniger sorgfältig war, traten die Spuren der auffälligen Veränderung zu Tage. Wohl raffte er sich merklich zusammen, als er das dämmernde

Gemach betrat, aber eine gewisse Befangenheit, welche trotzdem in seinem Wesen zurückblieb, verriet, daß er den Druck, der auf ihm lastete, selbst für eine verhältnismäßig kurze Zeit nicht mehr vollständig abzuschütteln vermochte.

„Ich muß wohl vor allem wegen der Seltenheit meiner Besuche um Entschuldigung bitten," sagte er mit dem Bemühen, einen leichten Ton anzuschlagen, „man ist eben so wenig der Herr seiner Zeit, wenn man erst einmal gezwungen wurde, um das tägliche Brot zu arbeiten. Du hast Dich doch immer gut befunden, liebste Ilse?"

Er ging auf sie zu. Aber das Kind befand sich zwischen ihnen und er konnte ihr darum nur die Hand zum Gruß reichen.

„Ja," erwiderte sie leise, „und ich hoffe, auch Du hast keinen Grund gehabt, unzufrieden zu sein."

Falkenrode hatte die kleine Hand sogleich wieder freigegeben.

„Spanne die Antilope vor einen Pflug und frage sie, ob sie keinen Grund hat, unzufrieden zu sein!" warf er mit einem Achselzucken hin. „Man muß mitunter wahrhaftig erstaunen, wie viel ein menschliches Gehirn auszuhalten im stande ist."

Ilse beugte sich zu der Kleinen nieder und hob sie auf ihren Arm.

„Komm, mein Herz!" schmeichelte sie. „Ich will Dir hinten in meinem Stübchen noch einige schöne Dinge zeigen."

Mariechen schlang die Arme um ihren Hals und flüsterte, während sie das Zimmer verließen, dicht an ihrem Ohr: „Ja, wir wollen zu dem Soldaten gehen, der keine Furcht hat! Ich habe ihn sehr lieb.“

Tannhausen hatte sich bis dahin nicht von der Stelle gerührt. Jetzt, da sie allein waren, sagte er ernst: „Du solltest Dich in Gegenwart meiner Schwester nicht so mißmutig äußern, Falkenrode! Man muß meinem Gefühl nach nicht einmal das Auge der Liebe haben, um zu sehen, daß es ihr wehthut.“

„Habe ich schon wieder ein Unrecht begangen? Nun, wenn Du es wünschest, werde ich Ilse nachher um Entschuldigung bitten, obwohl ich meine, daß sie es für Heuchelei halten müßte, wenn ich mir den Anschein gäbe, sehr glücklich zu sein.“

„Warum das? — Scheinst Du doch eine sehr lohnende Beschäftigung gefunden zu haben!“

Falkenrode, der sich in den Stuhl neben dem altmodischen Schreibbureau niedergelassen hatte, erhob mit einem mißtrauischen Stirnrunzeln das Haupt.

„Wie kommst Du zu dieser Vermutung, Tannhausen?“

„Tobias teilte mir heute mit, daß Du ihm eine größere Abzahlung geleistet hast, und ich darf doch wohl annehmen, daß Du nicht ohne Not neue Verbindlichkeiten eingegangen sein wirst.“

„Ohne Not, sagst Du? Nun, ich könnte trotz Deiner großmütigen Bürgschaftsleistung über das

Vorhandensein einer solchen Notwendigkeit anderer Ansicht sein als Du. Aber Du magst Dich beruhigen! Es ist ein sehr gewichtiger Umstand da, der mich hindert, neue Schulden zu machen, der Umstand nämlich, daß kein Mensch mir etwas leihen würde! Das Geld, welches Tobias von mir empfing, war -- wirklich verdient."

Ehrlich verdient — hatte er sagen wollen, aber das kleine Wort war ihm in der Kehle stecken geblieben. Tannhausens klare Augen ruhten aufmerksam auf seinem Gesicht.

„Deine Gereiztheit ist mir unverständlich," sagte er; „ich freue mich ja von Herzen, daß es Dir so bald gelang, einen angemessenen Platz im bürgerlichen Leben zu finden."

„O, ich zweifle nicht, daß es so ist, und Du hast ja auch guten Grund, Dich zu freuen. Hast Du doch Anteil genug daran, daß ich auf diesen angemessenen Platz — wie Du es so wohlklingend nennst — gelangen konnte!"

„Ist es Deine journalistische Thätigkeit, welche man neuerdings so hoch honorirt?"

„Ja!"

„Ich wünsche Dir Glück dazu und es würde mich aufrichtig interessiren, einmal die eine oder die andere Deiner schriftstellerischen Arbeiten kennen zu lernen."

„Vielleicht wird sich bald Gelegenheit dazu finden. Aber hast Du mich wirklich nur hieher befohlen, um mir diese inquisitorischen Fragen vorzulegen?"

„Du wirst ihre Ursachen verstehen, wenn Du mich weiter gehört hast. Ich habe gerade heute sehr ernste Veranlassung, mich mit der Sorge um die Zukunft meiner Schwester zu beschäftigen."

„Gerade heute, Tannhausen?"

„Ja! Denn es könnte binnen kurzem eine Veränderung eintreten, welche das ganze Gewicht dieser Sorge auf Deine Schultern legt."

Er hatte ganz ruhig, aber mit so tiefem Ernst gesprochen, daß Falkenrode über die Bedeutung seiner Worte nicht länger im ungewissen sein konnte. Und seine Ueberraschung war eine ganz ungekünstelte.

„Wie? Verstehe ich Dich recht? — Du willst Dich schlagen?"

Der Premierlieutenant bedeutete ihn durch eine rasche Bewegung, seine Stimme vorsichtiger zu dämpfen.

„Ja," erwiderte er; „es haben sich Dinge ereignet, welche mich dazu zwingen."

„Das ist wahrlich eine unerwartete Neuigkeit! Und Du wünschest, daß ich den Kartellträger mache?"

Tannhausen schüttelte den Kopf.

„Die Förmlichkeiten sind bereits erledigt. Morgen in der Frühe wird dieser sogenannte Zweikampf vor sich gehen."

„Ah, Du hast es also vorgezogen, Dich an andere zu wenden! Vielleicht weil ich Deines Vertrauens nicht würdig schien?"

„Nicht aus diesem Grund, sondern weil Du im

Fall eines unglücklichen Ausganges volle Freiheit haben mußt, Ilse aufzurichten und ihr beizustehen. Du durftest also auf keine Weise, auch nicht als Sekundant, in die Angelegenheit verwickelt werden."

„Und ich darf denn auch wohl nicht fragen, wer Dein Gegner ist, oder welche Ursachen dies außergewöhnliche Ereignis herbeiführen konnten?"

„Du kennst die bestehenden Gewohnheiten gut genug, um zu wissen, daß ich Dir eine solche Auskunft in der That nicht geben kann. Wenn ich fallen sollte, wirst Du ja auch ohne das auf Grund unserer langen Bekanntschaft Ilse mit gutem Gewissen versichern können, daß ich nie ein Raufbold gewesen bin."

„Freilich! Aber es ist trotzdem eine für mich nicht sehr schmeichelhafte Rolle, die Du mir da zuteilen willst."

„Du wirst sie ja auch nicht um meinetwillen, sondern in der Erfüllung Deiner Pflichten gegen meine Schwester übernehmen. Auch darf ich Dir, ohne mich eines Verstoßes gegen die Gesetze der Ehre schuldig zu machen, sagen, daß ich auf das gröblichste herausgefordert wurde und daß mein Widersacher, statt sein Unrecht einzusehen, dasselbe durch neue, völlig unmotivirte Beleidigungen vergrößerte, als ich eine Erklärung von ihm fordern ließ. Der erste Anlaß des häßlichen Handels datirt schon um eine ganze Reihe von Tagen zurück und nur eine dienstliche Reise meines Gegners hat bisher den Austrag verhindert."

Falkenrode hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Es war ihm fast vom Gesicht abzulesen, welch eine Fülle neuer Aussichten, Hoffnungen und Zweifel die überraschende Eröffnung in ihm wachgerufen hatte.

„Ich will natürlich nicht weiter in das Geheimnis eindringen," sagte er, „aber Du wirst gerade deshalb auch meine grenzenlose Verwunderung einigermaßen entschuldbar finden. Es kommt mir beinahe lächerlich vor, daß jemand Dich provozirt haben sollte, Dich, den ich nur als ein geradezu klassisches Muster zurückhaltender Korrektheit kenne. Ich verlange keine Aufklärung, die Du mir nicht freiwillig geben willst, aber ich kann kaum daran zweifeln, daß Du da eine in aller Stille gemachte Herzenseroberung gegen einen eifersüchtigen Nebenbuhler verteidigen mußt."

Die zunehmende Dunkelheit breitete so tiefe Schatten über Tannhausens Gesicht, daß Falkenrode von der Wirkung seiner Worte nichts anderes wahrnehmen konnte, als was sich etwa in dem ungeduldigen Ton der raschen Antwort aussprach: „Es ist nichts Derartiges im Spiel, und ich bitte Dich ernstlich, auf alle romantischen Phantasien von vornherein zu verzichten!"

„Sehr wohl! Nur die bescheidene Frage wird mir gestattet sein, wie sich dieser unmittelbar bevorstehende Zweikampf mit Deiner wiederholt ausgesprochenen Verurteilung des ganzen Duellwesens in Uebereinstimmung bringen läßt?"

„Ich gehorche einem Gebot der Notwendigkeit und ich leugne nicht, daß es nur mit schwerem Herzen und mit tief innerem Widerstreben geschieht. Ich verurteile den Zweikampf auch heute noch, wie ihn das Gesetz verdammt und wie ich ihn immer verurteilt habe, aber ich kann mir trotzdem nicht das Recht einräumen, mich ihm zu entziehen. Die Vorstellung, daß um eines barbarischen und obendrein maßlos thörichten Herkommens willen meine arme, unschuldige Schwester vielleicht einen schweren Kummer erleiden soll, erfüllt mich mit tiefster Traurigkeit, aber das Herkommen ist für mich nun einmal Gesetz, und ich habe die Pflicht, mich ihm bedingungslos zu unterwerfen."

Falkenrode lächelte spöttisch.

„Ich verstehe! — Du willst lieber Deine Grundsätze verleugnen, als daß Du Dich der fatalen Notwendigkeit bequemst, Deinen Abschied zu nehmen. Es ist immer leichter, gegen andere den Cato zu machen, als wenn die eigene werte Person in Frage kommt."

„Du bist im Irrtum, denn es ist keine Aehnlichkeit zwischen Deiner Lage und der meinigen vorhanden, und darauf sollen Deine Worte doch wohl zielen. Es mag bedauerlich sein, daß für den Offizier heute noch ein besonderer, wenn auch ungeschriebener Ehrencodex besteht und daß derselbe in einem Punkt dem allgemeinen Gesetz geradezu widerspricht, aber die Thatsache ist unumstößlich und der einzelne hat sich in sie zu finden. Ich kannte jenes zum Gesetz erstarrte Her-

kommen, da ich als Offizier in die Reihen der Armee eintrat, und damals, nicht erst jetzt, war für mich der Zeitpunkt gekommen, an welchem ich mich über mein Verhalten einer Beleidigung oder Herausforderung gegenüber zu entscheiden hatte. Damit, daß ich diesen Rock anlegte, war auch die Entscheidung bereits erfolgt, und ich konnte fortan keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß ich in solchem Fall meine persönliche Meinung der höheren Notwendigkeit widerspruchslos unterzuordnen habe. Ich kann nicht einen einzelnen Paragraphen verletzen, ohne mich damit zugleich gegen das ganze Gesetz zu versündigen. Und auf dem Gehorsam gegen das Gesetz, auch gegen das thörichte, beruht nun einmal die Erhaltung aller staatlichen und gesellschaftlichen Gemeinschaft."

„Eine ausgezeichnete Logik!" spöttelte Falkenrode. „Ich werde mir diese bequeme Beweisführung, die so geschickt mit einer höheren Notwendigkeit manipulirt, gelegentlich zu nutze machen. Aber Du hast mir vielleicht noch einen besonderen Auftrag zu erteilen?"

„Ich muß mit der Möglichkeit rechnen, daß der kommende Tag mein letzter sei, und ich habe darum mein Haus bestellt, so weit ich es vermochte. Alles, was ich besitze — und Du weißt, daß es sehr wenig ist — geht natürlich auf meine Schwester über. Ihre Zukunft aber wäre durch eine so geringe Erbschaft keineswegs gesichert; ich brauche eine bessere Beruhigung als das Bewußtsein, sie für die nächste Zeit vor Not

und Sorge geschützt zu haben, und ich habe Dich um diese Unterredung gebeten, weil nur Du mir jene Beruhigung zu gewähren vermagst."

Er erhielt nicht sogleich eine Antwort, denn Falkenrode starrte schweigend vor sich nieder und zerrte an den Enden seines Schnurrbarts. Erst nach sekundenlanger Stille erfolgte seine Erwiderung, und sie hatte einen merkwürdig unsicheren, gepreßten Klang.

„Du kennst die ungewisse Lage, in der ich selber mich befinde! Weiß ich doch kaum, ob meine Einnahmequellen nicht vielleicht schon morgen versiegen werden."

„So müßte es schon jetzt Deine Aufgabe sein, Dir andere und zuverlässigere zu erschließen. Ich fürchte nicht, daß Du mich mißverstehst, Falkenrode! Niemals kann davon die Rede sein, daß Du Ilse eine Unterstützung, ein Almosen gewährst! Niemals wird sie etwas Derartiges aus Deinen Händen annehmen. Nur als ihrem Gatten wird sie Dir das Recht einräumen, für sie zu sorgen, und darauf allein kann sich die Erklärung beziehen, die ich jetzt von Dir verlange."

„Welche Erklärung, Tannhausen?"

„Daß Du Ilse Deine Treue bewahren und Deine Pflichten gegen sie erfüllen wirst, was auch immer sich ereignen möge — daß Du Deine ganze Kraft einsetzen wirst, um sie glücklich zu machen! Ich fordere keinen feierlichen Schwur, sondern ein kurzes, bündiges Manneswort. Und es ist nicht Mißtrauen gegen Dich, daß ich darnach begehre."

„Aber es hat verzweifelte Aehnlichkeit damit! Und, ehrlich gesprochen, Tannhausen —“

Vielleicht hatte er das entscheidende Wort auf den Lippen, welches dem schändlichen Doppelspiel ein Ende machen sollte. War er sich der Erbärmlichkeit desselben doch kaum jemals mit so beschämender Klarheit bewußt geworden als in diesem ernsten Augenblick! Aber er konnte das begonnene Geständnis nicht vollenden, denn ein Klopfen unterbrach ihr Gespräch, und auf Tannhausens „Herein!“ erschien Wudicke mit der Lampe, die er immer um diese Zeit zu bringen pflegte. Er setzte sie auf die Platte des Cylinderbureaus, welches der Premierlieutenant vorhin geöffnet hatte. Falkenrode sah, daß ein Buch und ein ziemlich umfangreiches Manuskript auf der Platte lagen, und in dem hellen Lichtschein der Lampe las er mit einem einzigen Blick die Aufschriften auf den Titelseiten. In seinem blassen Gesicht zuckte es und unwillkürlich streckte sich seine Hand aus, als ob er die Bücher aufnehmen wolle, wie er es ja bei früheren Besuchen oft genug halb gedankenlos gethan. Aber er zog die Hand wieder zurück, ohne sie zu berühren, und sah scheu zu Tannhausen hinüber wie in der Furcht, daß jener die Bewegung wahrgenommen haben könne. Seine Finger fuhren nervös durch das nachlässig frisirte Haar und sein Atem ging vernehmlich rascher. Das begonnene Geständnis aber vollendete er nicht, auch als ihm nach der Entfernung des Burschen die Möglichkeit dazu

gegeben war. Erst als Tannhausen mit einigem Befremden sagte: „Du bist mir noch immer die Antwort schuldig, Falkenrode,“ wandte er sich wieder nach ihm um.

„Entschuldige! Ich bin ein wenig zerstreut — die ungewohnte Beschäftigung reibt mich auf und meine Gedanken bleiben nicht immer beisammen. Natürlich werde ich meine Pflichten erfüllen!“

„Deine Hand!“

Sie war fieberheiß, diese weiße, fast frauenhaft zierliche Hand, und obwohl Tannhausen ihren Druck kaum empfand, wurde Falkenrodes Stirn doch feucht wie unter einer schweren körperlichen Anstrengung.

„Uebrigens werden wir beide nach vierundzwanzig Stunden über unsere Feierlichkeit lächeln,“ sagte er hastig. „Reden wir denn nicht gerade, als wärest Du unwiderruflich dem Tod geweiht!“

„Du wirst morgen vormittag herkommen?“

„Natürlich! Unter irgend einem Vorwand gegen Ilse! Welche Zeit hältst Du für angemessen?“

„Um neun Uhr wird es entschieden sein in dem einen wie in dem andern Fall!“

„Sehr wohl — um neun Uhr also! — Und ich hoffe, wir werden in guter Gesundheit miteinander frühstücken. Auch bei der grimmigsten Feindschaft pflegt man sich's weidlich zu überlegen, ehe man einen Menschen zusammenschießt. Sind wir nun mit dem unerquicklichen Gegenstand zu Ende?“

„Ich habe Dir nichts mehr darüber zu sagen."

„Was für interessante Dinge hast Du da in Deinem Schreibtisch! Das Infanteriegewehr M. 71 und seine Verwendung! Hat sich denn die neue Waffe bei den jüngsten Versuchen bewährt?"

„Ja!"

„Hum! Und ein Manuskript: ‚Der Aufmarsch der deutschen Armee an der Westgrenze.' Vielleicht Deine eigene Arbeit?"

„Allerdings!"

„Könntest mir die beiden Sachen leihen, Tannhausen! Nur bis morgen! Es ist doch hübsch, wenn man nicht alle Fühlung mit militärischen Dingen verliert!"

„Ich besitze eine ganze Reihe anderer Werke, die ich Dir gern zur Verfügung stelle, diese — nein!"

Mit der Miene eines Beleidigten fuhr Falkenrode auf.

„Und warum nicht? — Aus Mißtrauen etwa?"

„Nein — sondern einfach, weil es mir verboten ist! Selbst meinem Vater würde ich sie nicht überlassen!"

Der ehemalige Offizier zwang sich zu einem Lachen.

„Das ist freilich der Gipfel der Gewissenhaftigkeit! Und wenn ich Dir die Versicherung gebe, daß sie nicht aus meinen Händen kommen werden?"

„Ich bin dafür verantwortlich, daß sie in den meinigen bleiben. Weshalb sollen wir weiter davon reden?"

Falkenrode war nicht im stande, den Unwillen zu verbergen, welchen die Enttäuschung ihm bereitete.

„Wie es Dir beliebt!“ sagte er gereizt. „Es hat eben jeder seine besondere Auffassung von den Pflichten der Freundschaft. Willst Du die Güte haben, Ilse meine Grüße zu übermitteln!“

„Sie ist in ihrem Zimmer, und ich denke, Du wirst es vorziehen, Dich persönlich von ihr zu verabschieden.“

„Auf Wiedersehen denn, Tannhausen!“

„Auf Wiedersehen, Falkenrode — angenommen, daß ich noch auf eines zu rechnen habe! — Du willst also den Abend nicht mit uns verbringen?“

„Ich kann nicht — meine Arbeit erwartet mich! Auch ich habe meine Pflichten!“

„Denen ich Dich nicht untreu machen möchte! Lebe wohl!“

Während er der Thür zuschritt, sah Falkenrode noch mit einem aufmerksamen Seitenblick, wie der Premierlieutenant die beiden Bücher in ein besonderes Fach des Bureaus legte und dasselbe verschloß. Als er dann in Ilses Zimmer trat, fröstelte ihn wie einen Kranken. Vielleicht war es nur das Grauen vor seinen eigenen Gedanken, das ihn erschauern machte, die furchtbare Erkenntnis, mit wie rasender Schnelligkeit er tiefer und tiefer in den unergründlichen Abgrund sank.

Ilse hielt die kleine Marie noch auf dem Schoß und sie veränderte ihre Stellung nicht, als Falkenrode

sich mit gezwungen freundlichen Worten verabschiedete. Es war keine Zärtlichkeit in ihrem Verkehr und es schien, als ob sie mit Aengstlichkeit jede Liebkosung vermieden.

„Wem gehört das Kind?“ fragte er, um nur etwas zu sagen.

„Es ist eine kleine Nachbarin, die mich besucht hat und noch recht oft besuchen wird — nicht wahr, Mariechen?“

Die Gefragte hatte die großen Kinderaugen unverwandt auf Falkenrode geheftet. Nun schmiegte sie den blonden Kopf an Ilses Schulter und flüsterte:

„Ja — aber der Mann muß fortgehen; er ist böse!“

Auch der zottige Schrups, der zu Ilses Füßen lag, mochte einer ähnlichen Ansicht sein, denn er zeigte dem neuen Ankömmling, ingrimmig knurrend, die weißen Zähne.

„Sieh doch! Ist es schon so weit gekommen, daß die Kinder und die Hunde vor mir erschrecken?“ bemerkte Falkenrode. „Es muß nicht viel Liebenswürdiges an meinem äußeren Menschen sein.“

„Die Kleine ist verschüchtert,“ erwiderte Ilse. „Sie hat keine Mutter mehr.“

„Und der Vater?“

„Ich kenne ihn nicht. Er ist erst heute hier eingezogen.“

Ihre Unterhaltung kam schon wieder ins Stocken.

Ilse streichelte das lockige Haar der Kleinen und Falkenrode zerrte ungeduldig an seinem Schnurrbart.

„Wenn man Dich ansieht, sollte man übrigens glauben, daß Du die Empfindungen Deiner Gesellschafter in Bezug auf meine Person einigermaßen teilst," brach er endlich aus. „Habe ich Dich wirklich vorhin beleidigt, wie mir Tannhausen zum Vorwurf macht?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt, doch ihr Gesicht blieb unverändert ernst.

„Vielleicht hatte ich den Vorwurf verdient, der in Deinen Worten lag," erwiderte sie in einem Ton, dessen Sanftheit ihn mehr reizte, als eine heftige Anklage es vermocht hätte.

„Einen Vorwurf? Ich wüßte nicht, daß ich etwas Derartiges beabsichtigt hätte."

„Hast Du denn nicht um meinetwillen Deinen Abschied genommen? Ich habe mich oft im stillen getadelt, daß ich damals meinem Bruder unser Geheimnis offenbarte. Es wäre wohl besser und uneigennütziger gewesen, Dir Deine Freiheit wieder zu geben."

Gerade weil sie damit seine eigensten Gedanken aussprach, fühlte er sich durch die ruhige Unerschrockenheit ihrer Worte beleidigt.

„Das klingt sehr liebevoll — in der That! Du bist, wie es scheint, sehr rasch zu einer recht nüchternen Auffassung unseres Verhältnisses gekommen."

„Kann ich dafür, wenn das Ergebnis meines Nachdenkens kein freudigeres war?"

„Eine Liebe, über die man anfängt nachzudenken, hat schon zu bestehen aufgehört! Das ist ein alter Erfahrungssatz.“

Es bereitete ihm eine unbeschreibliche Genugthuung, daß er es sein durfte, welcher solche Vorwürfe erhob, und er belastete sie mit dem ganzen Gewicht jenes Grolls, den er noch soeben gegen sich selbst empfunden hatte. Aber er war bei alledem noch immer eitel genug, zu erwarten, daß Ilse sich mit Eifer gegen seine Anklage verteidigen werde. Es verwirrte ihn vollständig, als sie statt dessen voll zu ihm aufsah und mit einem seltsamen Ausdruck fragte:

„Ist das wahr? Bist Du dessen ganz gewiß?“

„Eine merkwürdige Rechtfertigung — wahrhaftig?“ rief er mit erzwungenem Auflachen. „Aus meinem Mund also wünschest Du eine Bestätigung dafür zu erhalten, daß Deine Empfindungen sich geändert haben. Das ist sehr naiv, liebe Ilse, oder — sehr klug berechnet.“

„Sprich nicht mit ihm, Tante!“ bat die kleine Marie, sich noch enger an Ilse schmiegend. „Er ist so böse — er hat so schlechte Augen.“

Falkenrode fuhr auf, als wäre ihm eine tödliche Beleidigung entgegen geschleudert worden.

„Schicke das ungezogene Ding hinaus!“ befahl er. „Die Geduld, welche Du da an den Tag legst, ist nicht gerade schmeichelhaft für mich.“

Ilse ließ das Kind von ihrem Schoß herabgleiten

und führte es zur Thür, ohne ein Wort auf Falkenrodes Zurechtweisung zu erwidern. Aber ein leiser Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte ihren Lippen, als sie draußen auf dem Gang die hohe Gestalt ihres neuen Flurnachbars vor sich auftauchen sah.

„Ich bin gekommen, mein Fräulein, Sie von der Unbequemlichkeit zu befreien, welche Sie da so gütig auf sich genommen haben," sagte er in der hastigen und doch hie und da stockenden Weise eines sehr nervösen Menschen. „Sie haben mich zu großem und aufrichtigem Danke verpflichtet."

Da die Thür des Zimmers weit geöffnet war, wäre es unhöflich gewesen, ihm das Kind draußen auf dem Gang zu übergeben, und nach kurzem Zaudern leistete er der Aufforderung, einzutreten, Folge.

„Auch muß ich um Verzeihung bitten, daß ich vorhin in der Verwirrung unterließ, mich Ihnen vorzustellen. Doktor Helmer — Musiklehrer."

„Herr von Falkenrode!" präsentirte Ilse freundlich, während der Vorgestellte sich auf ein sehr hochmütiges Kopfneigen beschränkte. „Ihre Kleine, Herr Doktor, und ich, wir haben bereits gute Freundschaft mit einander geschlossen."

Helmer lächelte und er selber wußte wohl kaum, wie traurig gerade durch dies Lächeln der Ausdruck seines Antlitzes wurde.

„Das wäre ein großes Glück für mein armes Kind, wenn ich es ernsthaft nehmen dürfte," sagte er,

sich liebevoll zu Mariechen herab neigend. „So jung es ist, so viel ist ihm das Leben doch bereits an Freundschaft und an Liebe schuldig geblieben.“

Falkenrode hielt es für angezeigt, sich vernehmlich zu räuspern, und der Musiklehrer verstand die Absicht der wortlosen Mahnung sehr wohl.

„Sage der gütigen Dame schönen Dank und gute Nacht, Mariechen!“ fuhr er fort. „Frau Eigler hat drüben Dein Bett bereitet.“

Die Kleine gehorchte bereitwillig und Ilse küßte sie herzlich auf die frischen roten Lippen.

„Du wirst wiederkommen, mein Liebling, nicht wahr? — so oft Du nur immer magst.“

„Ja — Dich habe ich lieb und den Soldaten auch, der sich nicht fürchtet! Aber mit dem schlechten Mann da mußt Du nicht sprechen! Schicke ihn fort, denn er will Dir etwas Böses thun!“

Verwundert blickte der Doktor auf Falkenrode, der wütend die Lippen zusammenpreßte. Die Augen der beiden Männer begegneten sich, und obwohl ihre Lebenspfade sich in diesem Moment zum erstenmal berührten, obwohl keiner von ihnen irgend ein Interesse an der Person des andern hatte, regte sich doch gleichzeitig in jedem ein instinktives Gefühl tiefster Abneigung, wie es in scheinbar unerklärlicher Weise so oft auf einen einzigen Blick hin entstehen und für alle Zeiten festwurzeln kann.

Trotzdem verwies Helmer der Kleinen mit einigen

strengen Worten die kindische Rede und höflich grüßend verneigte er sich sowohl gegen Falkenrode als gegen Ilse.

„Es ist aber doch wahr!“ tönte noch einmal Mariechens helle Stimme von draußen herein, dann schloß sich hörbar die Thür der gegenüber liegenden Wohnung.

„Eine viel versprechende Bekanntschaft!“ spottete Falkenrode. „Dieser interessante Witwer schien nur durch meine lästige Gegenwart daran verhindert zu werden, eine sehr gefühlvolle Unterhaltung einzuleiten. Vielleicht siehst Du Dich veranlaßt, Deine musikalischen Kenntnisse bei ihm zu vervollkommnen.“

Ilse sah ihn mit ernstem Erstaunen an.

„Das Geplauder eines Kindes, welches noch nicht gelernt hat, seine thörichten Gedanken zu verbergen, hat Dich verstimmt. Vielleicht ist es besser, wenn wir darauf verzichten, gerade heute von ernsten Dingen zu sprechen.“

„Wie es Dir beliebt! Wahrscheinlich hast Du den Wunsch, noch ein wenig über Deine Liebe zu mir nachzudenken, ehe Du mir in aller Form meine Entlassung gibst.“

„Thilo!“

„O, ich bin nach der vorigen Einleitung auf alles gefaßt. Es ist wohl nicht allzu schwer, auf eine so glänzende Partie zu verzichten, wie sie sich in mir präsentirt.“

Er fühlte selbst, daß dies eine ungeschickte Wendung

sei, doch sein Wohlgefallen an kleinen theatralischen Scenen siegte nun einmal sehr leicht über seine Klugheit. Ilse aber verschmähte es, eine Rolle in dem improvisirten Schauspielauftritt zu übernehmen.

„Es ist genug!“ sagte sie mit Würde. „Ich kenne die Ursachen Deiner Gereiztheit nicht, aber ich sehe, daß Du zornig und ungerecht bist. Wie sollten wir da aus den häßlichen Mißverständnissen heraus kommen können!“

Eine heftige, höhnische Entgegnung lag ihm schon auf den Lippen. Da dachte er an das kostbare Manuskript in Bernd von Tannhausens Schreibtisch und an das berückende Lächeln eines schönen Weibes, und er sagte sich, daß jetzt noch nicht der rechte Zeitpunkt gekommen sei für einen Bruch mit seiner Verlobten. Hatte ihm diese Stunde doch wenigstens die Gewißheit gegeben, daß es nicht allzu schwer sein würde, für die Lösung des Verhältnisses einen Vorwand zu finden, der ihn selber nicht allzu schwer belastete.

„Vielleicht hast Du recht,“ erwiderte er, sich mit einer ausdrucksvollen Geberde das Haar aus der Stirn streichend. „Man steht zuweilen unter dem Einfluß von Stimmungen, die eine unbefangene Betrachtung der Dinge unmöglich machen, und ich hätte wohl besser gethan, heute überhaupt nicht zu euch zu kommen. Vergiß, was wir gesprochen haben, und laß mich hoffen, daß ich bei meiner Wiederkehr ein freundlicheres Gesichtchen finden werde.“

Ilse konnte nicht hindern, daß er seinen Arm um sie legte und sie zärtlich an sich zog. Aber sie befreite sich sehr schnell von seinen Liebkosungen; ihr Antlitz glühte, als hätte sie einen schweren Schimpf über sich ergehen lassen müssen.

„Ich glaube, Bernd hat mich gerufen,“ sagte sie verwirrt, „entschuldige — aber ich muß wohl nach ihm sehen.“

Falkenrode hielt sie nicht zurück. Auch ihn hatte bei der Berührung ihrer reinen Lippen wieder jenes Frösteln durchschauert, das ihn vorhin gepackt hatte, da Tannhausen sein unbezahlbares Manuskript verschloß.

In tiefen Gedanken stieg er die drei unbequemen Treppen hinab.

„Wenn er nun fällt!“ kam es, ihm selber unbewußt, über seine Lippen; und als er eine Viertelstunde später die Thür seiner eigenen Wohnung öffnete, war es noch immer diese einzige Vorstellung, die ihn ganz beherrschte:

„Wenn er nun fällt!“

Ende des ersten Bandes.

Vaterland

Bd.: 1.

1890